

A VOLLMAR.  
Das Pfarrhaus  
im Harz

Reinhard Schmittals  
Königl. Hofbuchhandlung  
München  
Kreuznach



Rel  
ke  
Mus  
E

Ihm Andenken an  
Ihm Kampionschlagknoten

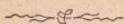
Hedwig Buchmann  
Margonthe Nellen.  
Julie Breith.



18th. Anst. v. H. Großmann Berlin

Das Pfarrhaus im Harz.

Das  
Pfarrhaus im Harz.



Eine Erzählung

von

A. Vollmar.

Siebente Auflage.

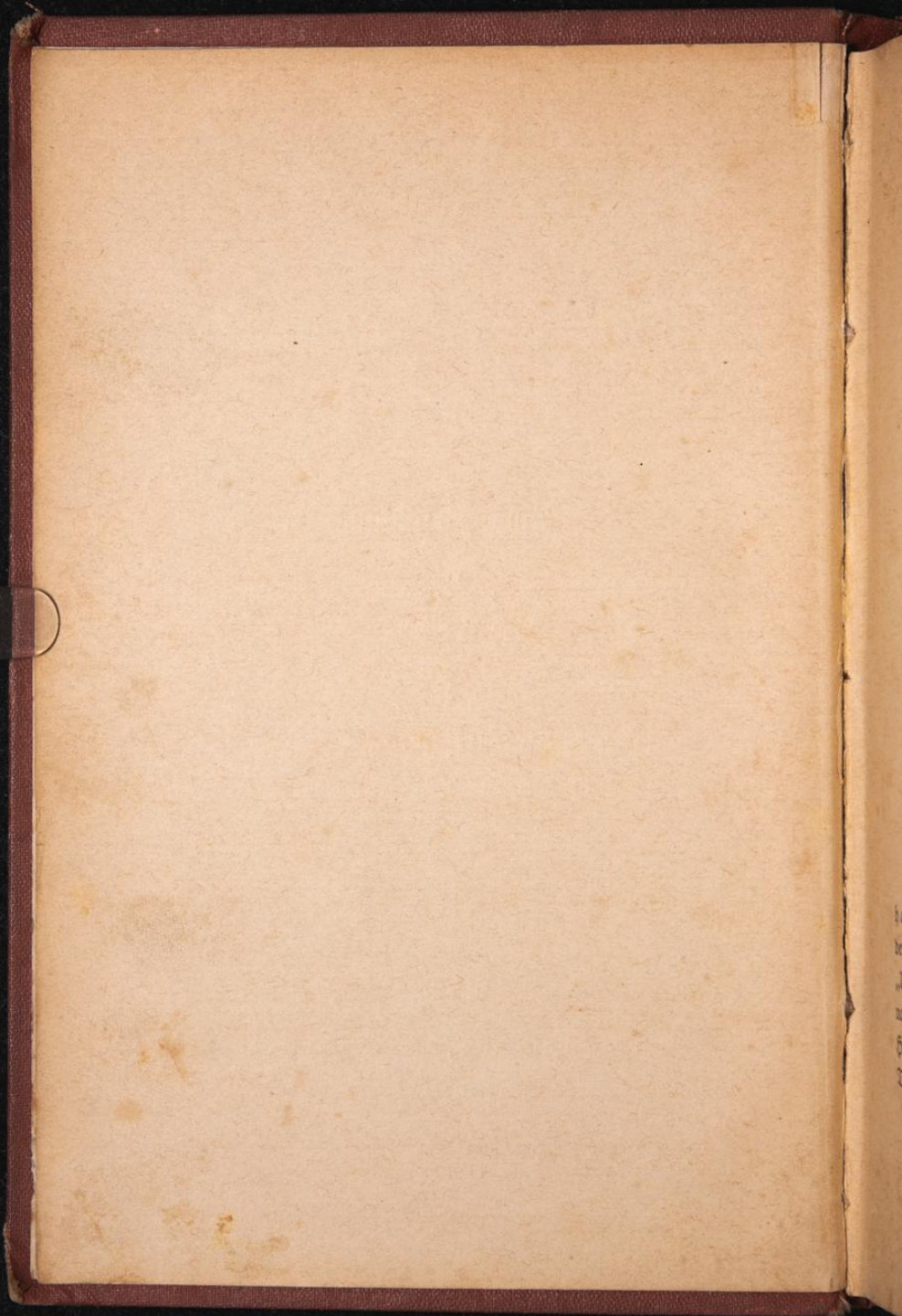
Mit einem Titelbilde in Farbendruck.

---

Berlin.

Verlag von Wiegandt & Grieben.

1878.





## Vorwort zur siebenten Auflage.

~~~~~

Ich möchte eine Feder sein  
In meines Gottes Hand!  
Und wär' ich dann auch noch so klein,  
Gering und unbekannt,  
So schreibe ich doch fort und fort  
Nur meines Gottes herrlich Wort.

D laß mich Deine Feder sein,  
Mein treuer Gott und Herr!  
Dann ist mein Schreiben nicht mehr mein,  
Dann ist's zu Deiner Ehr';  
Es wird nicht eher klar und rein,  
Eh' es nicht ganz zu Dir gewandt, —

Ich möchte eine Feder sein,  
In meines Gottes Hand!

Der Verleger wünscht, daß ich den Lesern des „Pfarrhauses im Harz,“ des „Pfarrhauses in Indien,“ der „Drei Weihnachtsabende,“ der „Sibylle“ und „Unter dem Christbaum“ danke für die freundliche Aufnahme dieser Bücher. Das thue ich hiermit von ganzem Herzen; man arbeitet freudiger, wenn man Interesse und Theilnahme findet.

Die Bewohner dieses Pfarrhauses sind Vielen lieb

## IV

geworden; oft bin ich nach ihren späteren Schicksalen gefragt, — denen zur Antwort, daß ich eine Fortsetzung dieses Buches, die aber auch ein Ganzes für sich bildet, geschrieben habe, „das Pfarrhaus in Indien,“ das so eben auch schon in vierter Auflage erschienen ist; ich empfehle dies den lieben Lesern meiner Bücher zur freundlichen Beachtung.

Was ich in dieser literarischen Arbeit erreicht, liegt vor Aller Augen; was ich erreichen möchte, spricht vorstehendes Lied aus, das ich auch als Vorwort zur siebenten Auflage anzusehen bitte.

Berlin, den 6. Juli 1878.

A. Vollmar.

I.

Stiehest du das zarte Pflänzchen sprich  
Aus brauner Erde dunklem Schooß?  
Die Sonne muß es leise küssen,  
Damit es wächst schön und groß.

Und linder Regen darf nicht fehlen,  
Damit es innerlich erfrischt.  
Wenn Sonn' und Regen sich vermählen,  
Dann giebt es ein gesundes Mark.

Auch kräft'ger Wind muß es bewegen,  
Damit es gute Früchte bringt;  
Doch ganz alleine Gottes Segen  
Macht, daß es endlich wohl gelingt.

Dem Pflänzchen gleichen Kinderseelen,  
Entfalten sich in Liebe süß;  
Und auch der Regen darf nicht fehlen,  
Der Thau aus Gottes Paradies.

Doch soll'n sie tiefe Wurzeln schlagen,  
Sich gründen fest auf Jesu Herz,  
Dann müssen sie in bösen Tagen  
Erfahren heißen, bitteren Schmerz.

O Herr des Himmels und der Erden,  
Breit' Deine Hände segnend aus,  
Auf daß wir Deine Kinder werden,  
— Ein Kind gehört in's Vaterhaus.

**I**m Pfarrhause zu Burgdorf gab's heut gar viel zu thun.  
Es war Sonnabend vor Pfingsten und da mußte zum  
morgenden Feste alles im höchsten Glanze strahlen.  
Burgdorf lag so im Auslaufe des schönen Harzgebirges,  
doch noch von Bergen rings umgeben. Mitten im Dorfe  
stand das Pfarrhaus, der Giebel nur war der Straße

zugekehrt, welche, dort zur Kirchgasse verengend, an der linken Seite des Pfarrhofes sich hinzog. Die Fenster des Hauses gingen nach dem Hof hinaus, der durch Ställe und Scheuer begrenzt wurde, rechts sahen Blumen und Sträucher neugierig durch das grüne Stacket, das den Garten einschloß. Von außen sah das Haus heut schon gar festlich aus; mit frischem Weinlaub war es so ganz umzogen, daß man nichts mehr von dem Gebäude selbst sah, dem Zeit und Wetter allerdings längst alles schöne geraubt hatten; nur die blank geputzten Fenster sahen hell glänzend aus den grünen Rahmen, jedem Eintretenden ein freundliches „Willkommen“ zuwinkend. Ja, außen hatte der liebe Gott das Haus selber zum Pfingstfeste geschmückt und er war mit seiner Arbeit längst fertig, während die Menschen innen noch alle Hände voll zu thun hatten. Die Mutter war seit mehreren Stunden im Backhause und schon wurden die Früchte ihres Fleißes in Gestalt duftender Blechkuchen ins Haus getragen. Die Dienstmädchen waren noch in der Küche beschäftigt, da hatten Heinrich, der Sohn des Hauses, und Ferdinand, der mit ihm erzogen wurde, zwei Knaben von vierzehn und fünfzehn Jahren, großmüthig beschloffen, für heute allen ihren Stolz in die Tasche zu stecken, und sämmtliche Kuchen aus dem Backhause in das ganz nahe liegende Pfarrhaus zu tragen. Sie hatten nur die eine Sorge, daß doch ja jeder Vorübergehende wissen möchte, daß sie es freiwillig thäten, ungezwungen, aus reiner persönlicher Großmuth. Gebührend wurde dies auch anerkannt von der zehnjährigen

Schwester Elisabeth, welche die Kuchen jedesmal jubelnd, die Brüder aber zärtlich begrüßte und es gar nicht genug rühmen konnte, wie sie heute so gut wären, da sie recht wohl wußte, wie sie schon vor langer Zeit auf's unterschiedenste und zwar mit gutem Erfolge dagegen protestirt hatten, mit einer Flasche zum Kaufmann geschickt zu werden. Diese Anerkennung that ihnen sehr wohl und sie geriethen in solchen Amtseifer, daß die Frau Pastorin nur wehren und sorgen mußte, sonst hätten sie die Kuchen sämmtlicher Bäuerinnen auch in's Pfarrhaus speibirt, was letztere gewiß nicht gebilligt haben würden.

Niemand aber sah neidisch auf die hohen Kuchenberge, welche als die der Pastorin bezeichnet waren, denn man wußte es wohl, daß sie für die Armen des halben Dorfes mit buck und daß heute Abend die Kinder schaarenweis nach dem Pfarrhof ziehen würden, welche mit leeren Händen kamen und mit kleinen, runden Kuchen darin, fröhlichen Angesichts wieder fortgingen.

Marie, die älteste, zwölfjährige Tochter des Hauses, war beschäftigt, kleine, weiße Mullvorhänge an den Fenstern der großen „Diele“ zu befestigen, emsig bemüht, jedes Geräusch von der Studirstube des Vaters, die, wie alle Zimmer des unteren Hauses, an dieser Diele lag, fern zu halten. Darum verwies sie auch unwillig der kleinen Elisabeth, welche beschäftigt war, einen Blumenstrauß nach dem anderen aus dem Garten zu holen und jedes Gemach mit den lieblichen Kindern des Frühlings zu schmücken, ihre laute Fröhlichkeit. Diese schien die Vorwürfe der

Schwester nicht sehr zu achten, aber ungeduldig sah sie nach der Uhr, welche in der Form und Größe eines kleinen Kleiderschranks, schon seit fünfzig Jahren als ein Inventarstück des Pfarrhauses zu Burgdorf dort auf der Diele ihr leises Tick-Tack ertönen ließ.

„Weißt Du, ich finde, sie bleiben schrecklich lange,“ sagte sie endlich zu ihrer Schwester.

„Vor einer Stunde können sie nicht kommen,“ entgegnete diese mit gedämpfter Stimme, „und das ist auch sehr gut, denn wir haben noch so viel zu thun, und Mutter ist ja auch noch nicht zu Hause.“

Es war heut ein wichtiger Tag für die Bewohner der Pfarre. Während sie Alle noch so beschäftigt sind, nehme ich den Leser beiseit und erzähle ihm, wer hier erwartet wird.

Emma Stieg, die jetzt seit bald zwanzig Jahren die verehrte Pastorin in Burgdorf ist, hatte als Kind und Mädchen eine Freundin gehabt, mit der sie ein Herz und eine Seele war. Früh verwaist, brachte diese nach der Heirath ihrer Emma mehrere Jahre abwechselnd im Pfarrhause zu Burgdorf und in dem Hause einer älteren Schwester, einer Majorin in Berlin, zu. Da lernte sie einen englischen Missionar kennen, der kurze Zeit in Deutschland sich aufhielt; er gewann ihr Herz und ihre Hand und sie folgte ihm nach dem fernen Indien. Mehrere Kinder entsprossen dieser Ehe, doch nur das älteste, Margareth, blieb am Leben. Aber schon längst hätte sie nach Europa gebracht werden müssen, um im deutschen Klima den

Körper, und in christlicher Atmosphäre die Seele zu stärken. Den zärtlichen Eltern wurde es schwer, sich von dem einzigen Kinde zu trennen, und dann fehlte ihnen, da sie selbst es nicht nach Europa geleiten konnten, lange eine passende Reisegesellschaft. So war Margareth fast zwölf Jahre alt geworden, da fand sich eine befreundete Familie, welche sie bis Berlin mitnehmen wollte; von dort sollte ihre Tante, die Majorin von Heß, sie nach Burgdorf geleiten, denn hier, so war die Bestimmung der Eltern, sollte ihr Kind erzogen und eingeseget werden; dann sollte es auf dringendes Bitten der Tante noch ein Jahr bei ihr in Berlin sein, und die Eltern wollten es von dort zu sich nach Indien holen. So waren ihre Pläne, aber — der Mensch denkt und Gott lenkt.

Zwar bis jetzt war alles geschehen, wie man es sich ausgedacht, und heute sollte Frau von Heß mit ihrer Nichte eintreffen. Nolte, der Knecht, hatte die alte, große Familienkutsche sauber gewaschen und geputzt, und war nach der eine Meile entfernten Eisenbahn gefahren, um von dort die Gäste abzuholen. Gern wäre die Pastorin mitgefahren, — aber am Sonnabend vor Pfingsten — nein, da war es unmöglich! Marie und Elisabeth waren theils zu beschäftigt, theils zu scheu, den Besuch zu empfangen, so blieben nur Heinrich und Ferdinand übrig! Sie wären gern mitgefahren, sie brannten vor Begierde, die neue Genossin zu sehen, welche der ganze Zauber des fernen Indiens in ihren Gedanken umgab — aber das hätte ja ausgesehen wie Neugierde und sie konnte denken,

die Knaben machten sich wer weiß wie viel aus so einem Mädchen, — nein, so konnten sie ihre Würde nicht auf's Spiel setzen, und unterdrückten daher ihre Gefühle; — doch habe ich Grund zu glauben, daß sie noch keine echten Spartaner waren und daß beim Ruchentragen ihre Füße theilweise von dem Feuer der Ungebuld und Erwartung beflügelt wurden.

Ferdinand war der Sohn eines einige Meilen entfernt wohnenden Pastors, dem sein Weltleben nicht erlaubte, ihn selbst zu unterrichten, und dessen Vermögensverhältnisse nicht der Art waren, für dies einzige Kind einen Hauslehrer nehmen zu können. So hatte er seinen Sohn dem befreundeten Pastor Stieg übergeben, daß er mit dessen Kindern erzogen werden und mit ihnen den Unterricht des dortigen Lehrers genießen sollte.

Der Pastor zu Burgdorf war ein stiller, ernster Mann, dem erst in späteren Jahren, nachdem er im Amte war, das volle wahre Glaubenslicht aufgegangen war, der erst nach vielen Kämpfen es glauben gelernt hatte, daß Christus uns nicht nur zur Heiligung, sondern vor allen Dingen erst zur Gerechtigkeit und Erlösung gegeben ist. Langsam und allmählig war ihm diese Erkenntniß Wahrheit geworden, es hatte lange gedauert, bis sie Berge todtten Wissens und den ganzen Unglauben des Rationalismus, in dem er erzogen war, überwunden hatte, und auch nachdem es geschehen, leuchtete des Pastors neues Glaubenslicht nicht wie ein mächtiges Osterfeuer auf dem Berge, sondern als ein stilles Lämplein auf dem Haus-



altar. Es war ihm nicht viel vertrauet, was er aber hatte, das verwaltete er treu. Er hatte keine großen Gaben der Beredsamkeit, seine Predigten waren sehr schlicht, ja man behauptete zuweilen, er predige gar nicht recht was Neues, — aber er lebte seinen Bauern Gottes Wort vor, er predigte durch seinen Wandel mehr als durch seine Worte.

Und in diesem Wandel stand ihm sein Weib treu zur Seite, sie war in Wahrheit seine Gehülfin. Sehr jung, aber von einer praktischen Mutter erzogen, war sie in dies Haus getreten. Hier sah es nicht gut aus, — fast alle Stuben hatten nur festgetretenen Lehm Boden aufzuweisen, und es kam vor, daß das Ehepaar bei heftigem Regen einen Schirm über das Bett spannen mußte, um nicht durchnäßt zu werden. Aber mit heiterem Muthe überwand die junge hübsche Frau alle diese Widerwärtigkeiten und gewann durch ihr stets freundliches Wesen bald die Liebe der Gemeinde.

Die Einkünfte des Pfarrers bestanden leider zum größten Theil im Ertrag von Ländereien, — die Aufsicht über diese übernahm die Pastorin ganz allein, damit durfte ihr lieber Mann nichts zu thun haben, er hatte ja den geistlichen Acker zu bearbeiten. Ein treuer Knecht, Nolte, stand ihr hilfsreich zur Seite; wo sie ja etwas nicht wußte, da fragte sie eine alte erfahrene Bäuerin um Rath und gewann sich auch dadurch die Herzen, daß sie so „niederträchtig“ und „gemein“ war; aber ihr praktischer Blick sah bald, wie sie etwas am Besten einrichten konnte — alles gedieh ihr unter den Händen; ihre Wirthschaft

vergrößerte sich nicht, das war auch nicht ihre Absicht, aber sie war wohl besorgt und das verschaffte ihr bald Respekt bei den Leuten. Es dauerte nicht lange, so war das Pfarrhaus der Ort, wo alle Freuden und Leiden des ganzen Dorfes zuerst hingetragen wurden, man wußte, daß man bei Herr und Frau Pastorin ein offenes Herz, und, wenn es Noth that, auch eine offene Hand fand. Die Pastorin war wohl innerlich reicher gesegnet als ihr Mann, aber sie wußte es nicht und sah mit unverhohlener Bewunderung zu ihm auf; reiche Geistesgaben schmückten sie, und als ein echtes Weib hatte sie längst mit Liebe den Herrn Jesum umfaßt, ehe derselbe ihr in seiner Schöne offenbar geworden. Als nun der Mann zum neuen Glaubensleben erwachte, da zog er auch seine Frau mit hinein; es ging bei ihr nicht durch schwere Kämpfe wie bei ihm, ihr wurde das „glauben“ so leicht und dünkte sie so selig; — so pilgerte sie Hand in Hand mit ihrem Manne auf einem Wege mit ihm der zukünftigen Heimath zu.

Drei Kinder waren die Freude dieser Eltern, wir haben schon ihre oberflächliche Bekanntschaft gemacht. Heinrich hatte viel vom Vater, war meist ernst und verkehrte jetzt mehr mit den Griechen und Römern als mit den Burzdorfsern. Er und Ferdinand liebten sich auf's zärtlichste, obgleich sie sehr verschieden waren. Ferdinand war viel begabter als Heinrich, was er sich vorgenommen, führte er auch aus, wenn er nämlich es eben bis zum Ende wollte; er hatte stets ein Steckenpferd, das er mit glühen-

der Liebe ritt, aber dem er leider bald treulos wurde, um sich ein anderes zu suchen. Er behauptete immer, Heinrich sei kalt wie Eis, obgleich dies nicht der Fall war. Heinrich am ähnlichsten war seine älteste Schwester Marie: sie war nicht begabt, lernte sehr schwer, war von Gesicht nicht hübsch und wurde deshalb oft von Fremden hinter ihre Schwester Elisabeth zurückgesetzt. Sie war sehr hausmütterlich und fleißig, fast über ihre Jahre hinaus, und wurde oft vom Vater seine kleine Wirthschafterin genannt, während Elisabeth, gewöhnlich Pilli geheissen, ein reizendes Kind mit blondem Lockenköpfchen, nur für die Freude und nur um zu erfreuen geschaffen zu sein schien. Ihr helles Lachen tönte oft durch's ganze Haus, und wenn man noch so verdrießlich war, mußte man mit diesem fröhlichen Kinde fröhlich sein. Wenn eine Stube gefegt wurde oder wenn es in der Küche rauchte, so floh sie diese Orte, wenn sie irgend konnte. Im Garten war ihr liebster Aufenthalt, und es war ihr unbestrittenes Recht, zu den Sonn- und Festtagen, wenn alles im Hause rein und sauber war, jedes Zimmer mit Blumen zu schmücken, „dem Ganzen die Krone aufzusetzen,“ wie Heinrich es nannte.

Aber während wir hier von Pastors plaudern, haben wir ganz vergessen, auf den Wagen zu achten, und er fährt so eben in den Hof. Marie steht in der Thür und sieht nach ihrer Mutter aus, die immer noch nicht kommt. Ferdinand und Heinrich machen den Wagenschlag auf, helfen den Damen heraus und sind bemüht,

so liebenswürdig als nur irgend möglich zu sein. Pili fällt mit einem lauten Freudengeschrei dem aussteigenden kleinen Mädchen um den Hals. Da kommt auch eben die Frau Pastorin, sie trägt noch einige Spuren von ihrem letzten Aufenthaltsorte an sich, aber sonst steht sie freundlich und sauber aus wie immer. „Ohne Hut,“ sagt Frau von Hefz leise für sich, „und Mehl am Tuche! Nun, ländlich, sittlich.“ Und freundlich erwidert sie des Pastors Willkommen, den der Lärm auch aus seiner Studirstube gezogen. Nun entsteht ein Klaffen und Umarmen der kleinen Margareth, Jeder will Sachen tragen und greift unglücklicherweise gerade nach denen, welche ein Anderer schon gefaßt hat, der Eine bittet den Anderen, doch einzutreten, aber Niemand will vorangehen, — kurz, es entwickelt sich so viel Liebe und Confusion, als nur irgend möglich ist.

Endlich sitzen die großen Leute um den Kaffeetisch, die Pastorin hat Margareth dicht neben sich und kann es gar nicht lassen, sie immer wieder an ihr Herz zu drücken. „Ja, Du hast meiner Agnes liebe, liebe Augen,“ sagt sie, „aber ihr Haar war weit heller als das Deine, — doch hätte ich Dich gleich als ihr Kind erkannt.“

„Mamas Haar ist aber jetzt dunkler als meins,“ entgegnet Margareth, „es ist fast schwarz.“

„Nun, dann hat Indiens heiße Sonne es schwarz gebrannt,“ antwortet die Pastorin, „o ich möchte wohl sehen, wie Deine Mutter jetzt aussehen mag! Es sind nun fünfzehn Jahre, daß ich sie nicht mehr gesehen!“

Margareths Augen füllten sich beim Gedanken an ihre Mama mit Thränen. Ihr Vater und ihre Mutter, — das sind die beiden Pole, um die sich all ihr Sinnen und Denken dreht. Doch schnell wischt sie die Thränen fort, sie hat ihrer Mama versprochen, gegen solche wehmüthigen Gefühle wacker anzukämpfen, und sie will ihr Wort halten. Es war ihr bisher leichter geworden, als sie vorher selbst geglaubt hatte; die Abwechslungen der Reise waren für das aufgeweckte, lebhaftes Mädchen sehr interessant gewesen, sie hatte jetzt so viele Menschen gesehen und kennen gelernt, sie, die früher oft ein Jahr lang keinen Weißen zu Gesicht bekommen hatte, sie war wie in einer neuen Welt, und heute, da sie hier angekommen, wo für eine lange Zeit nun ihr Aufenthalt sein sollte, da war's ihr vollends alles wie ein Traum.

„Willst Du nicht ein wenig hinausgehen zu den Kindern, liebe Margareth?“ fragte die Pastorin.

Margareth schüttelte den Kopf.

„Sie ist wohl müde und abgesspannt von der Reise,“ sagte Frau von Heß.

Draußen war sie natürlich Gegenstand des Gesprächs.

„O, sie ist reizend!“ rief Lilli, „ich habe sie schon schrecklich lieb.“

Marie mußte es in ihrem Herzen bestätigen, daß sie sehr hübsch sei; aber der Neid flüsterte ihr zu: „Du bist lange nicht so hübsch, Jedermann wird auch sie lieb haben und Dich wird gar Niemand mehr beachten.“

„Ja, sie ist reizend,“ wiederholte Ferdinand, „aber sie

ist gewiß auch sehr stolz," und heimlich freute er sich, daß sie ihn nicht mit einem Küchenblech im Arme gesehen hatte.

„Wir können noch gar nicht wissen, ob sie stolz ist," sagte Heinrich, „sie hat ja noch kein Wort mit uns gesprochen.“

„Eben deswegen," antwortete Ferdinand sehr entschieden.

„Wißt Ihr," sagte Marie nach einer kleinen Pause, „sie wird auch wohl nicht herauskommen, deshalb wollen wir hier nicht länger auf sie warten, sondern" —

„Bildest Du Dir etwa ein," unterbrach sie Ferdinand, „daß ich auf sie gewartet habe? — O, da irrst Du sehr!"

„Sondern wir wollen," fuhr Marie ruhig fort, „Eier suchen gehen. Wir haben erst sechs Eier zu übermorgen, und ganz gewiß haben die Hühner noch welche verlegt. Ich habe heute mehrere Male auf dem hintersten Heuboden gackern hören, nun wollen wir Alle noch recht suchen.“

Der Vorschlag war so einleuchtend, daß er einstimmig angenommen wurde, und augenblicklich sah man die vier Kinder über den Hof eilen, und sich auf den verschiedenen Böden und Ställen zerstreuen.

Übermorgen war nämlich großes Kochfest. Das war nur drei Mal im Jahre: am zweiten Weihnachts-, am zweiten Oster- und am zweiten Pfingstfeiertage. Große Vorbereitungen wurden dazu getroffen, die Mutter öffnete ihre Speisekammer und Keller und gab den Kindern allerhand gute Dinge. Ja, sie war oft selbst dabei, und half

den kleinen Köchen, aber nie ordnete sie etwas an, die Kinder mußten alles selbst bestimmen, die Mutter gab nur guten Rath, wenn er begehrt wurde. Zu den Privilegien dieses Kochfestes gehörte auch, daß alle Eier, welche die Hühner in den letzten acht Tagen verlegten, d. h., die an einem andern Orte als in dem bestimmten Hühnernefte lagen, den Kindern gehörten. Da wurden denn eifrige Nachsuchungen gehalten, — war das Glück sehr gut und fanden sie mehr Eier als sie brauchen konnten, so tauschten sie bei der Mutter andere Dinge dafür ein. — Um Mittag des zweiten Festtages wurde in der großen Küche, die ihnen für diesen Nachmittag ganz gehörte, angefangen zu kochen. Gewöhnlich konnten mehrere Tauben oder ein Huhn gekocht werden, allerlei kräftige Speisen folgten, und Flammri mit Weinsauce machte fast immer den Schluß. Gegen sechs Uhr war alles fertig, die erhitzten Köche theilten ein, Lilli zierte die Speisen, die ihr zufielen, noch mit Blumen und grünen Blättern aus, — und dann ging's zur Thür hinaus in's Dorf. Wo ein krankes Kind lag, das wurde besucht, und jedes bekam das Essen, was ihm nach der Meinung der Pastorin gerade gut war. Marie und Lilli hatten sich verabredet, welche Kinder diese, und welche jene besuchen sollte, die Knaben begleiteten die Mädchen und halfen ihnen tragen, — so wurde die Kunde durch's Dorf gemacht, immer wieder frischer Vorrath aus der Pfarrküche geholt, bis alle kranken Kinder ihr Theil bekommen hatten. So hatten sie's schon seit vielen Jahren gehalten,

die armen Kinder freuten sich schon lange vorher „up de Pastorstinner groote Kokeri,“ und Letzere empfanden auch hierbei, wie viel seliger Geben ist als Nehmen.

Ja, es war ein wichtiger Tag, aber natürlich — Eier, viele Eier waren zu den Krankenspeisen durchaus nöthig. Deshalb war die Freude groß, als Ferdinand, einen lauten Schrei ausstößend, aus der Luke des obersten Heubodens rief: „o, ich hab's, ich hab's, ein ganzes Nest, ich glaube, sechszehn oder siebzehn Eier!“

Glühend vor Freude lief Lilli in's Haus, riß die Stubenthür auf und rief den im ernstesten Gespräch dort Sitzenden zu: „Denkt Euch, Ferdinand hat auf dem Heuboden ein Nest mit siebzehn Eiern gefunden!“

Die Pastorin wandte sich zu Margareth und erklärte dieser die Ursache von Lillis Freude. Diese lief zur Thür hinaus, aber nur um einen Augenblick später das Köpfschen wieder herein zu stecken und zu sagen: „Mutter, die Kinder sind da, willst Du uns nicht die Kuchen geben?“

Die Pastorin stand auf, Lilli aber blieb noch zögernd stehen; plötzlich eilte sie auf Margareth zu und sagte: „Wir vertheilen jetzt den Pfingstkuchen an die armen Kinder! O, komm mit, Du sollst nur mal sehen, wie sie sich freuen.“

Einer so freundlichen Aufforderung konnte Margareth nicht widerstehen, sie trat mit Lilli, welche ihre Hand fest in der ihrigen hielt, auf die Diele. Hier waren ganze Berge kleiner, runder Kuchen aufgehäuft, und die Kinder trugen immer noch mehr herbei. Dann kam eins der



armen Kinder nach dem andern herein, jedes empfing seinen Kuchen, oder auch mehrere für die kleinen Geschwister zu Hause, und ein freundliches Wort dazu, jedes gab den kleinen Gebern die Hand und sagte: „Gott lohn' es.“ Viele der Kinder brachten Blumensträuße mit, die sie im Walde gepflückt hatten, die Maiblumen standen jetzt in bester Blüthe, und je kleiner die Kuchenberge wurden, je größer wurden die Blumenberge. Margareth hatte große Freude an den Blumen, sie hatte noch nie Maiblumen gesehen und Kili schenkte ihr im größten Liebeseifer alle ihre Sträuße, Heinrich that dasselbe in seiner stillen Weise, während Ferdinand mit einer Art von kavaliermäßiger Verbeugung, die sehr schlecht zu seinen Worten, daß er sich um kein Mädchen kümmere, paßte, ihr alle seine Bouquets überreichte. Marie wollte es auch thun. „Aber sie hat ja schon so viele,“ dachte sie und setzte die ihrigen in Gläser, „ich sehe nicht ein, warum sie alles haben soll.“ Hernach aber reuete sie diese häßliche Regung und sie trug alle ihre Blumen in das Gemach, wo Margareth schlafen sollte, und ordnete sie dort zierlich.

So verging der erste Tag. Margareth war es leichter um's Herz als seit vielen Tagen. Sie fühlte, daß sie hier eine Heimath und Elternliebe gefunden habe, und mit dem Gedanken an das süße, liebliche Lockenköpfchen Kili's schlief sie ein. Die Majorin von Heß aber dachte: „Nun, es scheinen ganz gute Leute hier zu sein, — aber augenscheinlich sehr beschränkt. Sie leben eben ganz zu=

frieden hier, weil sie's nicht besser wissen. Margareth, das reich begabte, schöne Kind wird hier verbauern, fürchte ich, wird beschränkte Ansichten annehmen, — nun, nur gut, daß ich sie dann ein Jahr in Berlin habe, dort wird sie die niedrigen Gesinnungen eines Dorfpfarrhauses bald verlernen.“

Das Pfingstfest war vorüber, Frau von Hef war abgereist, und allmählich kehrte alles wieder in das Alltagsgeleise des gewöhnlichen Lebens zurück. Margareth fand sich leicht in das deutsche Leben, das doch von dem, welches sie bis jetzt geführt hatte, ganz verschieden war. Sie war ein ungewöhnlich reich begabtes Kind, ein weit über ihre Jahre hinaus gehender Verstand, ein treues Gedächtniß hatten ihre Bildung sehr begünstigt. Dazu war sie meist das einzige Kind gewesen, mit dem die liebenden Eltern sich so viel als möglich beschäftigt hatten; aber sie hatten nicht nur ihren Geist, sondern noch viel mehr ihr Herz zu bilden gesucht, sie hatten ihres Missionsdienstes am eigenen Kinde nicht vergessen, und Margareth stand seit ihrem zartesten Alter in einem vertrauten Verkehr mit ihrem himmlischen Vater und sie betete zu Jesu, dem Sohne Gottes, lange, ehe sie erkannt hatte, wer Er war, und je älter sie wurde, je lieber wurde ihr Jesus als ihr Heiland und Herr. Dabei nannte sie auch große Geistesgaben ihr eigen; eine reiche Phantasie und ein sehr poetischer Sinn ließen ihr oft die prosaischesten Dinge in einem ganz anderen Licht erscheinen; sie spielte ziemlich gut Klavier, und ihre Stimme war so süß, wenn sie sang,

als sei sie eigens geschaffen, um Gott den Herrn zu loben.

In alle diesem lag aber eine große Gefahr für Margareth verborgen. Gerade weil sie hübscher war, mehr Scharfblick und Erfahrung hatte als andere Kinder ihres Alters, war sie meist die Herrin in allen ihren Kreisen. Sie bestimmte, was gespielt werden sollte, sie richtete alles ein, wie sie es wollte, wie es aber gemeinlich auch am Besten war. So war es in Indien gewesen, wenn sie mit den Kindern der dortigen getauften Eingeborenen gespielt hatte, deren Eltern ja so wie so schon jeden Weißen einen „Herrn“ nennen und sich vor der Tochter ihres Padris willig beugten. Hatte doch die alte Wärterin Margarethens sie oft auf irgend eine Erhöhung gestellt, und war dann niedergekniet, um sie anzubeten! — Aber auch im Pfarrhause zu Burgdorf schien es eben so zu werden. Bald war Margareth die Seele aller Spiele: wenn sie nicht dabei war, schien es den Knaben langweilig und der kleinen Vili einsam zu sein; und wenn sie anfing von ihrem Vaterlande zu erzählen, dann saß auch Marie neben ihr und hörte ihr aufmerksam zu.

„Tragen denn die Kinder in Indien auch Kleider?“ fragte Vili eines Tages.

„Die kleinen Kinder laufen ganz nackt umher,“ entgegnete Margareth, „die größeren tragen zwar keine Kleider wie hier, aber sie haben ein großes Stück weißes,

baumwollenes Zeug, das wissen sie sich so geschickt umzu-  
legen, daß es ganz wunderhübsch aussieht.

„Aber bleibt denn der Ueberwurf auch lange rein?  
Und waschen sie sich selbst recht ordentlich?“ fragte Marie.

Margareth lachte. „Ja, wenn man sie selbst in's  
Wasser steckt, sonst thun sie es nicht. Papa und Mama  
haben einmal eine ganze Menge kleiner Mädchen, die bei  
Mama das Stricken lernten, an die Quelle neben unserm  
Hause geführt, haben jedem ein kleines Stück Seife in die  
Hand gegeben und ihnen gesagt, sie sollten sich ordentlich  
waschen, Papa und Mama wollten ein halb Stündchen  
spazieren gehen und sie auf dem Rückwege wieder abholen.  
Sie versprachen auch Alle, es zu thun. Als aber die  
Eltern wieder kamen, da hatten sie sich Asche und Kuhmist  
auf den Kopf gelegt und sich mit Asche das Gesicht und  
den ganzen Körper eingerieben; sie sahen schrecklich aus,  
und die Seife, ja denkt mal, die Seife hatten sie auf-  
gegessen.“

„Wohl bekomm's,“ rief Ferdinand, während Marie  
und Heinrich „pfui, pfui“ sagten, Lilli aber ganz entsetzt  
das Köpfchen schüttelte.

Margareth fuhr fort: „Nicht nur die Kinder in  
Indien, sondern auch die großen Leute lieben die Blumen  
sehr. Sie schmücken sich gern damit und stecken sie überall  
hin, was oft drollig genug aussieht; aber am liebsten  
haben sie eine häßliche, gelbe Blume, die sehr schlecht  
riecht und von der Papa mir sagt, daß sie auch in  
Deutschland wächst, ich habe ihren Namen jedoch vergessen.“

„Wachsen denn viele schöne Blumen in Indien?“ fragte Pili.

„Herrliche,“ antwortete Margareth, „ich habe hier noch nirgend so schöne, so große, mit so prächtigen Farben gesehen, obgleich ich glaube, daß ich die kleinen Mai-blumen und Bergißmeinnicht, die es hier giebt, doch lieber habe. Es gab aber bei uns herrliche Rosen, mit denen sind ganz große Strecken bepflanzt, weil die Leute daraus Rosenöl machen; dazu brauchen sie viele, denn Papa sagte mir, daß 4000 Pfund Rosen kaum ein halbes Pfund Del geben. Unser Haus war fast von oben bis unten mit Rosen bewachsen; dann hatten wir eine Blume, die so brennend scharlachroth aussieht, daß man in der Ferne glühende Kohlen zu sehen glaubt, darum heißt sie auch „Waldflamme.“ Aber viel schöner ist eine andere, die „das Blatt der Prinzessin“ heißt und wunderschöne, weiße Blüthen hat, die sie regelmäßig des Nachmittags um vier Uhr entfaltet und Morgens vier Uhr wieder schließt. Und die Bäume solltet Ihr sehen, ich glaube, solche hohe giebt es hier nicht! Wie prächtig sind die hohen Kokospalmen mit himmelanstrebenden Stämmen und kleinen Kronen oben; und dann hatten wir ganze Wälder von den Mango-Pflaumenbäumen, die stehen dicht zusammengebrängt mit den breitblättrigen großen Zweigen, so daß kaum ein Sonnenstrahl durchdringen kann, — o, solche Wälder sind wunderschön!“

„Hast Du schon eine deutsche Eiche gesehen?“ fragte Heinrich empfindlich.

„Nein, nur auf Bildern, aber ich möchte sie wohl sehen.“

„Nun, wir wollen nächstens in den Wald gehen, und dann wirst Du doch sagen müssen, daß die Eiche der König aller Bäume ist. Und auch zu den dunklen Tannen will ich Dich führen, die immer grün sind, — hattet Ihr in Indien auch immer grüne Bäume?“

„Wir hatten in jedem Jahre zwei Erndten,“ antwortete Margareth ausweichend, „die erste im April, die andere im November. Vom Oktober bis März ist die sogenannte kalte Zeit, vom März bis Juni ist es furchtbar heiß und vom Juni bis September regnet es unaufhörlich.“

„Aber wann war denn der Winter?“ fragte Marie.

„Winter ist dort gar nicht, — die Regenzeit betrachtet man wohl als solchen.“

„Hast Du denn noch nie Schnee gesehen?“ fragte Ferdinand.

„Ja, ich habe welchen gesehen. Wir wohnten am Fuße des Himalayah, aber als es auch einmal dort so heiß war, daß wir es gar nicht aushalten konnten, und Alle krank waren, da reiste Papa mit uns in die Berge, und da hat er mir auch Schnee gezeigt.“

„Dann brauchtet Ihr auch wohl keine Defen in den Stuben?“

„Bewahre, aber Pantahs hatten wir überall.“

„Pantahs? Was sind das für Dinger?“

„Das sind große, große Fächer, welche an der Decke

der Zimmer befestigt sind, sie werden durch eine Schnur fortwährend bewegt und diese Bewegung bringt frische, kühle Luft in die Stuben, sonst wäre es auch gar nicht auszuhalten.“

„Ja, aber wer besorgte denn das Drehen immerzu?“ fragte Marie.

„Nun, das besorgte einer unserer Hindudiener,“ antwortete Margareth.

„Einer?“ entgegnete Marie ganz bestürzt, „hattet Ihr denn mehrere?“

„Natürlich, ich glaube, wir hatten zwölf Diener und eine Wärterin.“

Die verwunderten Gesichter der Kinder waren ergötzlich anzusehen. „Zwölf Diener.“ „Nein, aber!“ „So viel hat ja Niemand hier.“ „Ich glaube, der König hat nur zwölf!“ Das waren die verwunderten Ausrufe, die durch einander ertöntem.

„Ja,“ sagte Margareth sehr ruhig, sich augenscheinlich an dem Erstaunen der Anderen freuend, „und das sind noch sehr wenige. Einigermassen vornehme Engländer oder Hindus in Indien halten sechzig, achtzig, ja hundert Diener. Aber zwölf muß man zum wenigsten haben, denn es hängt mit ihrer Religion zusammen, daß ein Diener immer nur ein Geschäft besorgt. Der Wäscher besorgt die Wäsche, der Koch kocht das Essen, der Ausgeher kauft ein, was nöthig ist, der Wasserträger holt Wasser, der Keinmacher macht die Stuben rein, der Wischer wischt alles ab, der Lampenputzer putzt die Lampen, der

Pankahdreher zieht den Pankah, — nie würde Einer das Geschäft des Andern übernehmen, und wenn er auch wollte, so dürfte er es nicht; denn seine Religion verbietet es ihm. Aber er thut auch nicht gern viel, setzt sich lieber mit gekreuzten Beinen an die Erde und denkt nach. Mama sagt: die Leute in heißen Ländern können und mögen nie so viel arbeiten, als die in kalten; aber dafür kosten die Ersteren auch viel weniger, ein paar Hände voll Reis, — das ist ihre tägliche Nahrung.“

„Ach, das muß schrecklich langweilig sein, alle Tage Reis essen,“ klagte Pili.

„Ja, die Hindus sind darum auch so klein und mager, weil sie fast nur Reis, aber nie Fleisch essen.“

„Fleisch dürfen sie nicht essen, das weiß ich aus dem Unterricht,“ sagte Heinrich, „weil sie glauben, daß, wenn ein Mensch stirbt, und er hat nicht ganz gut gelebt, seine Seele in irgend ein Thier fährt, und wenn das Thier stirbt, so muß die arme Seele wieder in irgend ein anderes Thier wandern, und so muß sie achtzig Millionen Mal geboren werden, zuletzt wieder in einem Menschenleibe, und wenn sie dann als Mensch ganz gut lebt, so geht sie in den Himmel ein und versenkt sich ewig selig in Gott; lebt sie aber in dieser letzten Geburt schlecht, dann kommt sie in die Hölle und leidet ewige Qual. Darum nun darf der Hindu kein Thier tödten, weil er ja sonst irgend einen Menschen dadurch tödten könnte, nicht das kleinste Insekt wagt er zu zertreten, — es könnte ja die Seele seines Vaters darin sein! Ja, so weit geht



keine Sorge, nicht wider dies Gebot zu sündigen, daß er oft einen Schleier trägt, damit er beim Einathmen nicht unversehens ein kleines Thier verschluckt.“

„Nun, das gefällt mir von den Hindus,“ sagte die kleine Pili, „ich mag auch gar nicht gern, daß Thiere getödtet werden.“

„Aber Du ißt doch sehr gern gebratene Tauben, und heute Mittag der Kalbsbraten hat Dir auch sehr gut geschmeckt,“ bemerkte Heinrich. Pili erröthete. Marie aber, der noch immer die zwölf Diener im Sinne lagen, fragte Margereth: „Aber warum kochte denn Deine Mama das Essen nicht selbst?“

Diese antwortete: „Das ging nicht. Mama hätte nicht während der Hitze in der Küche sein können, das kann kein Europäer ertragen, dann aber hatte sie ja auch anderes zu thun. Es war doch viel wichtiger, daß sie die armen Kinder, die nichts von Gott wußten, unterrichtete, ihnen vom Herrn Jesu erzählte und sie Nähen und Stricken lehrte, und wenn sie den Frauen Gottes Wort sagte, — denn Papa durfte nie mit den Heiden-Frauen sprechen, — als wenn sie alle Tage so oft nach der Küche hin- und hergelaufen wäre.“

„War denn Euer Haus so groß?“

„Die Küche war nicht im Hause, — die lag ein ganzes Stück entfernt vom Hause, wegen der Hitze. Mama aber gab dem Koch täglich alles heraus, was zum Essen gehörte, denn die Diener betrogen und belogen sie so sehr, vorzüglich im Anfang, als wir lauter heidnische hatten.“

Es muß doch ein wunderbares Land sein, dies Indien, dachten die Kinder, alles so ganz anders als in Burgdorf. Marie fand es sehr verkehrt, in Ferdinand regten sich allerlei abenteuerliche Reisegebanten, — Allen aber kam Margareth als etwas ganz Bedeutendes vor, sie hatte schon viel gesehen und erfahren, sie war ihnen eine sehr wichtige Person. Margareth merkte recht gut, wie die Kinder sie bewunderten, sie war immer bereit, ihnen von Indien zu erzählen, denn es war so hübsch, stets aufmerksame Zuhörer zu haben, und ihnen Dinge mitzutheilen, von denen sie noch gar nichts wußten. Sie hatte rasch Aller Herzen gewonnen, und man mußte das schöne, begabte Kind, das noch dazu der Goldschein der Interessantheit umgab, wirklich schnell lieben; es war Margareth diese Liebe als Ersatz für die ferne Elternliebe auch wohl zu gönnen, nur schade — im Sonnenschein des Glückes gedeiht das zarte Pflänzchen der Demuth so selten!

Mehrere Wochen waren vergangen. Margareth nahm nun ordentlich an allen Unterrichtsstunden der anderen Kinder Theil, nur die englische brauchte sie nicht mehr zu nehmen, da sie diese Sprache eben so gut als die deutsche sprach. Eine neue Ursache zur Bewunderung! Noch nie hatten die Kinder ein Kind gesehen, das eine fremde Sprache so fertig sprechen konnte; was sie mühsam erlernen mußten und was dann holprig und uneben aus ihrem Munde kam, das floß nur so von Margareths Lippen. Selbst der Vater, — sie konnten es sich nicht verhehlen,

— konnte lange nicht so fließend sprechen wie sie. Marie wurde das Lernen besonders schwer, und obgleich Margareth stets bereit war, ihr bei ihren englischen Arbeiten zu helfen, so konnte doch diese es nicht über sich gewinnen, sie mit recht liebevollen Augen anzusehen. Die arme Marie! Sie wollte doch so gern geliebt und bevorzugt werden, und wurde meist übersehen oder gar zurückgesetzt. Von den Eltern zwar konnte sie dies letztere nicht sagen, sie machten keinen Unterschied zwischen ihren Kindern, — doch das wollte Marie ja eben, sie wollte so gern das geliebteste und beste Kind sein. Aber die Brüder und Alle, die im Hause ein- und ausgingen, zogen ihr Lilli ganz augenscheinlich vor. Natürlich, Lilli kam Jedermann stets heiter und fröhlich entgegen, während Marie gefucht sein wollte, und oft durch verdrießliches Wesen abstieß. Allein bis jetzt war es doch nur Lilli gewesen, die ihr vorgezogen wurde, ihre Schwester, die sie herzlich liebte, aber nun kam eine Fremde, die viel hübscher war als sie, die viel mehr wußte und kannte als sie, die durch fröhliches und lebhaftes Wesen alles für sich einnahm, nun war die arme Marie, wie sie meinte, vollständig in die Ecke geschoben und Niemand dachte mehr an sie; — was aber hatte sie denn gethan, was konnte sie dafür, daß sie nicht so hübsch und so klug war und so viel erzählen konnte wie Andere? — Das waren Maries selbstfüchtige Gedanken, mit denen sie sich immer tiefer in ein eingebildetes Leiden hinein dachte.

Bis jetzt hatte Margareth noch nichts gethan, daß

Marie's lieblose Gefühle gegen sie gerechtfertigt gewesen wären. Sie hatte das aufrichtige Verlangen, gegen Jedermann freundlich und liebevoll zu sein; ihre Mama hatte ihr so viel Liebes und Gutes von Pastor Stiegs und deren Kindern erzählt, daß sie schon um deswillen Alle von vornherein liebte. Aber bald merkte sie, daß sie Marie im Wege war, daß diese ihre Freundlichkeit mit Unfreundlichkeit erwiderte und über jede Kleinigkeit, die Margareth ihr etwa zuwider that, lange Zeit verdrießlich war und zürnte. Sie sah, daß Marie sie um jede Liebeskostung ihrer Eltern beneidete und auf irgend ein Recht, das sie als älteste Tochter des Hauses hatte, oder zu haben meinte, mit Trotz bestand. Margareth war zu gutmüthig und eigentlich auch zu glücklich, um Gleiches mit Gleichem zu erwidern, sie sah recht wohl, daß Marie nicht ihr, sondern nur sich selbst durch ihr Betragen schädete; so ließ sie sie eben gehen und schloß sich mehr an Lilli und die Knaben an, sie war freundlich und zuvorkommend gegen Marie, konnte es jedoch oft nicht lassen, wenn diese sich große Blößen gab, sie bald auf harmlose, bald auf lieblose Art zu necken, wie es ihr gerade in den Sinn kam, wobei sie die Lacher stets auf ihrer Seite hatte, die arme Marie aber immer bitterer machte. — Hätte diese Scherz mit Scherz, Neckerei mit Neckerei, Lachen mit Lachen erwidert, so wäre alles fröhlich und friedlich abgelaufen, aber das konnte sie nicht, und unglücklicher Weise bot Marie durch ihre schwerere Fassungsgabe Stoff genug zu allerhand nicht böss gemeinten Witz.

Nun beschloß sie, wenn sie denn bei den Geschwistern keine Anerkennung fand, diese bei vernünftigen Personen zu suchen; sie warf sich mit einem Eifer, der weit über ihre Jahre ging, auf Wirthschaftsangelegenheiten; auf diese war überhaupt ihre ganze Neigung gerichtet, und sie war wirklich bald eine ganz perfekte kleine Köchin und rechte Stütze ihrer Mutter. Aber obgleich diese sie zuweilen darum lobte, so fand Marie doch auch bei den Eltern die Anerkennung nicht, die sie suchte, ja sie zog sich oft Tadel zu, wenn sie über allerlei häusliche Dinge, die ihr für jetzt noch nicht befohlen waren, das Lernen in der Schule veräumte.

So hatten aber die Dinge schon vor Margareths Ankunft gestanden, durch ihr Hiersein wurden sie nur verstärkt und zum Ausbruch getrieben. Die Eltern kannten ihre Kinder wohl, jetzt war ja auch Margareth ihr ihnen anvertrautes Kind, und sie beobachteten sie Alle mit sorgenden und liebenden Augen. Der Vater mischte sich selten ein, er wirkte mehr indirekt durch seinen Unterricht und Umgang auf sie, er wußte, daß seine Frau am besten geeignet war, die Kinder auf ihre Fehler aufmerksam zu machen und sie ihnen besiegen zu helfen. Die Pastorin sah mit Schmerz, wie Margareth und Marie zu einander standen, wie Letztere sich unaufhörlich an der Ersteren wund rieb, wie sie sich allmählig aus dem Wege gingen und einander fremder wurden. Aber Pastor Stiegs machten es nicht, wie manche Eltern es in ähnlichen Fällen thun: sie trennen diejenigen Personen, die nicht gut mit

einander auskommen können, und erreichen dadurch wirklich ihr Ziel, nämlich Ruhe und Frieden zu haben. Ob diese Eltern ihren Kindern auf dem ganzen Lebenswege alles Störende, alles, was sie reizt, was ihnen Neid oder Unbequemlichkeit verursacht, werden wegräumen können? Ich bezweifle es. Und wenn sie es könnten, was hätten sie damit gewonnen? Sie hätten, um hier einigen unangenehmen Stunden zu entgehen, die Seelen ihrer Kinder hingegeben. Kein häßliches Gesicht kann die Macht der Eitelkeit, keine Armuth die Sucht nach Reichthum, keine Demüthigung den Stolz aus unserm Herzen bannen, — von innen heraus müssen die bösen Feinde überwunden werden, und dies tägliche Streiten und dies tägliche in der Macht Christi sich selbst Ueberwinden, — das ist ja das verordnete Tagewerk des Christen; wehe Dem, der diese seine Arbeit nicht thun will, der sie von sich abschüttelt, — der Herr des Weinbergs kam ihm am Abend seinen Lohn nicht geben, wenn er nicht treu war in der Arbeit, die ihm befohlen.

Eines Nachmittags saßen die drei Mädchen wie gewöhnlich mit ihrer Handarbeit um die Mutter herum auf der großen „Diele,“ die im Sommer Versammlungszimmer der ganzen Familie war. Marie, die ihre Hände in der Küche so fleißig rühren konnte, ließ sie oft in den Schooß sinken, wenn sie die Näherei halten sollten. Kili waren die Handarbeiten auch etwas langweilig, doch wußte sie, ihre „Zahl“ mußte gemacht werden; so meinte sie, wäre es besser, so rasch als möglich damit fertig zu werden.

Margareth hingegen arbeitete emsig, ihr war es ein Vergnügen, und sie unterhielt die Andern mit allerlei Erzählungen, so daß Lilli erklärte: „es ist nicht mehr halb so schrecklich zu nähen, seit Du hier bist, als früher.“

„Marie, was sitzt Du wieder in Gedanken?“ mahnte die Mutter, als sie wieder und wieder sah, daß Marie die Nadel in der Hand hielt, ohne sie zu gebrauchen.

„Liebe Tante,“ sagte Margareth rasch, „ich glaube, Marie sitzt nie in Gedanken, denn sie hat gar keine.“

„Schäme Dich, Margareth,“ sagte die Mutter streng und sie so unwillig wie noch nie ansehend, „wie kannst Du so lieblos sein? Kannst Du in andrer Leute Herz sehen?“

Margareth erröthete und senkte die Augen. Aber mehr als alles schmerzte die Mutter, als sie sah, wie bei ihren letzten Worten eine Freude über Marie's Gesicht zuckte.

Jetzt kamen die Knaben und sagten, daß es vier Uhr, also Vesperzeit sei. Die Mutter stand auf, rahmte fünf „Setten“ dicker Milch ab, und dann bekam jedes der Kinder ein Stück Brod und eine solche „Sette“ der schönen, kühlen Milch. Jeder suchte sich einen schattigen Platz auf dem Hofe, wo er sich mit seiner Mahlzeit niederließ, oft hart bedroht von den Hühnern, welche wohl wußten, daß der Nest der Milch ihnen gehöre. Hatten die Kinder ihren Hunger gestillt, dann setzten sie die steinernen Näpfe mitten auf den Hof, riefen: Tuck, tuck, und herbei flog die ganze Schaar, den Schnabel tief in die

Milch steckend und dann mit einem fröhlichen Blick nach Oben die angenehme Kost hinunter schlürfsend.

Aber warum wollte denn Margarethe heute ihr Vesper nicht schmecken? Warum fiel hie und da eine Thräne in ihre Milch? O sie war wieder so häßlich gewesen, wenn ihre süße Mama das gehört hätte, wie würde es sie gekränkt haben! Sie suchte Marie allein zu treffen, und es gelang ihr. „Liebe Marie, denke nicht mehr daran, daß ich so lieblos war, bitte, bitte.“

„Du hast ja gesagt, ich kann überhaupt nicht denken,“ entgegnete diese, unwillig fortleilend.

Es war ein unerquickliches Beisammensein, als sie wieder Alle auf der Diele mit ihrer Arbeit saßen. Die Mutter war ganz ernst und sprach gar nicht, Pilli sah höchst unglücklich von Einem zum Andern, Margareth schien fortwährend mit Thränen zu kämpfen und Marie nähete mit einer solchen Energie, daß sie kein Auge von der Arbeit verwannte. Sie hatte die Mutter am Fenster gesehen, als sie Margareth so schönede geantwortet, es war kein Zweifel, sie hatte ihre Worte gehört und nun schlug ihr das Gewissen.

Als endlich die Arbeitszeit vorbei war, ging die Mutter in ihre Stube. Margareth steckte schüchtern den Kopf zur Thüre hinein. „Darf ich kommen, liebe Tante?“ fragte sie.

„Du darfst stets zu mir kommen, mein Kind,“ war die Antwort. Ernuthigt durch den freundlichen Ton, trat Margareth näher. Sie eilte gleich auf die Pastorin zu,



umschlang sie mit ihren Armen und sagte bittend: „O liebe Tante, vergieb mir doch nur wieder mein böses Wesen; es thut mir wirklich sehr leid.“ —

„Ja, Margareth, Du mußt aber auch ernstlich gegen Dich kämpfen. Läßt Du Deiner Neigung zum Spotten den Zügel schießen, so nimmt sie alle Liebe mit fort, — und das willst Du doch nicht?“

„O nein, gewiß nicht! Aber sage mir nur, wie ich es machen muß, um es nicht wieder zu thun?“

„Ich glaube, das beste Mittel besteht darin,“ sagte die Pastorin, „daß Du nicht mehr an Dich, sondern recht viel an Andere denkst. Du weißt, ich habe gegen eine unschuldige Neckerei nichts, — aber sie muß Niemand weh thun. Da denke also stets, ehe Du Deinen Mund öffnest: wird das dem Andern lieb oder leid sein? Tritt der letztere Fall ein, dann schweige, hier ist die Grenze. Ein an und für sich ganz harmloses Wort ist nicht mehr harmlos, sobald man voraussehen könnte, daß es Jemand beleidigen würde, und, liebe Margareth, Deine heutige Bemerkung war nicht nur nicht harmlos, sondern auch un wahr.“

„Ja, Tante, ich habe das eingesehen, sobald Du mich so böse ansahst. Aber wenn ich mir auch noch so fest vornehme, es nicht wieder zu thun, so thue ich es doch. Was soll ich denn anfangen, wenn ich wieder so häßlich bin?“

„Dann sollst Du wieder zu mir kommen, mein Kind,“

sagte die Pastorin, indem sie Margareths Stirn küßte, „dann wollen wir uns wieder unser Leid klagen und einander helfen.“

Margareth sah sie an, — ja wirklich, die Pastorin hatte Aehnlichkeit mit ihrer Mama. „Tante,“ rief sie fröhlich und aller Traurigkeit vergessend, „Du bist wirklich wie meine Mama!“

„Wirklich?“ sagte die Pastorin lächelnd, — „nun geh aber auch hin und mache Dich mit Marie gut Freund.“

Einen Augenblick zögerte Margareth. Sie hatte der Tante von ihrem mißglückten Friedensversuche erzählen wollen, — aber sie überlegte, daß das Marie nicht lieb sein würde und so schwieg sie.

Am Abend war Marie erst nach Margareth und Kili zu Bett gegangen. Als die Mutter später in's Schlafzimmer kam, fand sie diese Letzteren schlafend, Jene aber wachend. Sie setzte sich an ihr Bett, Marie fing an zu weinen: „O Mama, ich glaubte, Du wolltest gar nichts mehr von mir wissen.“

„Und warum glaubtest Du das, mein Kind?“

„Weil ich so schlecht bin,“ schluchzte Marie.

„Wenn Du auch ein böses, unartiges Kind bist,“ entgegnete die Mutter, „so bist und bleibst Du doch mein liebes Kind. Aber ich fürchte, Du glaubst es selbst nicht, was Du eben sagtest; daß Du nämlich schlecht bist. Ich fürchte im Gegentheil, daß Du Dich für sehr vortrefflich und gut hältst. Denn, wenn Du das nicht thätest, so würdest Du nicht verlangen, daß wir Dich Deinen Ge-

schwiftern und Denen, die wir an Kindesstatt in's Haus genommen haben, vorziehen sollten.“

„Nein, nicht vorziehen,“ erwiderte Marie, „aber wenn Ihr nur eben so gut und freundlich mit mir wäret, als mit ihnen.“

„Liebe Marie, besinne Dich einmal recht, ob Vater oder ich je mit Dir anders gewesen sind, als mit den Geschwistern? Bist Du aber böse, zänkisch, verdrießlich, neidisch und abstoßend, so ist es wohl natürlich, daß wir Dich um solches Betragen hart anlassen müssen, — Gott weiß, daß es uns dann weher thut als Dir.“

„O Mama, — und die Andern! Necken und höhnen sie mich nicht immerfort, und sie spielen stundenlang ohne mich, kümmern sich gar nicht um mich.“

„Das ist Deine Schuld, Marie, einzig Deine Schuld. Gingest Du fröhlich auf ihre Scherze und Spiele ein, so würden sie Dich nicht vernachlässigen. Aber es ist unheimlich, so ein verdrießliches Wesen, wie Du jetzt meist bist, um sich zu haben. Ich höre doch auch, daß die Andern sich unter einander necken und foppen, aber da wird's in Fröhlichkeit aufgenommen oder wiedergegeben und Niemand macht etwas daraus.“

Marie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. „Früher bin ich nie so schlecht gewesen, — aber diese Margareth, seit sie im Hause ist, — o, ich kann sie gar nicht lieb haben!“

„Und warum nicht?“ fragte die Mutter.

Ja, das war eine schwere Frage; Marie hatte keine

Antwort darauf. Sie konnte nichts Böses von Margareth sagen, es wäre eine Lüge gewesen. Sie konnte sie nicht der Unfreundlichkeit, der Ungefälligkeit zeihen. Aber sie konnte es auch nicht über sich gewinnen, ein offenes Bekenntniß ihres Neides abzulegen, — so schwieg sie ganz.

„Ich will Dir etwas sagen, Marie, nun höre mir recht zu. In Deiner Seele sitzt ein großer, schwarzer Wurm, der heißt: Selbstliebe. Statt diesen Wurm zu tödten in Dir, fütterst Du ihn gar fleißig mit Einbildungen von eigener Vortrefflichkeit, mit Gedanken von Deinem Gutsein und mit Klagen, wie Du doch zurückgesetzt wirst. Schon ist der böse Wurm so groß geworden, daß er fast Dein ganzes Herz erfüllt; Liebe, Freude, Friede, Freundlichkeit, Gefälligkeit und wie alle die schönen Tugenden heißen, welche das Herz eines christlichen Kindes zieren, die haben keinen Platz mehr in dem Deinen, der böse Wurm hat sie schon fortgedrängt. Neid, Hochmuth und Empfindlichkeit sind an die Stelle von Liebe und Demuth getreten, — o Marie, wenn Du den Wurm noch ferner wachsen läßt, so wird er Dir Leib und Seele verderben zur Hölle.“

„Was soll ich aber machen?“ schluchzte Marie.

„Erstens und vor allen Dingen Gott bitten, daß er Dir hilft, daß er Dir ein neues, reines Herz schenken möge. Dann, mit seiner Hülfe, gerade das thun, was Dir am schwersten scheint. Die am meisten lieben, die Dir die wenigste Liebe einflößt, Deine Empfindlichkeit besiegen, Deinem Hange zur Verdrießlichkeit und zum Mur-

ren nicht nachgeben, gern vergeben, wenn Du Dich beleidigt glaubst oder es wirklich bist, — o Marie, das scheint Dir vielleicht schwer, aber wenn Du's nur versuchen wolltest, Du selbst würdest dann am glücklichsten sein.“

Marie weinte heftiger. Die Mutter wollte nichts mehr zu ihr sagen, still nahm sie das Wort Gottes zur Hand und las ihr die herrlichen Worte vor: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopfet, dem wird aufgethan.“ Dann küßte sie ihr Kind und bald lag im Pfarrhause alles im tiefen Schläfe.

II.

Der Seinen eingebornen Sohn uns gab,  
Wie sollt' Er uns mit Ihm nicht Alles schenken?  
Wenn ich, o Jesu, Dich zu eigen hab,  
Dann höret Dir mein Sinnen, Thun und Denken.

Mein Auge ist allein auf Dich gewandt,  
Dein Bild seh' ich in allen ird'schen Dingen.  
Sie sind mir lieb als Wunder Deiner Hand,  
Und sollen mich nur näher zu Dir bringen.

O, welche Füll' beutst Du dem Christen dar!  
Kunst, Poesie, Natur — es ist sein eigen!  
Aus ihnen wirst Du selber offenbar,  
Was Du gezeugt, das muß Dein Bild auch zeigen.

Laß nicht der Welt, was nimmer ihr gehört!  
Was schön, was lieblich, soll dem Herren dienen,  
Uns dran zu freuen, ist uns unverwehrt,  
— Das Christenthum steht nicht in sauren Mienen!

Wer Gott zum Vater hat, dem gilt das Wort:  
„s ist Alles Euer! Ich hab's Euch gegeben.“  
Doch das sei unsre Sorge fort und fort,  
Daß wir in Gott und Er in uns mag leben.

**M**argareth erwartete schon seit vierzehn Tagen mit  
peinlicher Ungeduld einen Brief aus Indien. Die  
Zeit war längst vorüber, da er hatte eintreffen sollen.  
Zweimal brachte der kleine Postjunge wöchentlich die Briefe  
von der nächsten Poststation nach Burgdorf; wie sehnlich  
wurde er von Margareth erwartet, wie bitter wurde sie  
jedesmal enttäuscht, wenn er wieder für sie mit leeren

Händen kam. Die letzten Male hatte sie das Weinen nicht mehr unterdrücken können und ihre aufgeregte Phantasie malte ihr allerhand schreckliche Dinge vor, die ihre Eltern vom Schreiben abgehalten hätten. Auch heute Morgen war der Briefträger dagewesen und auf's neue waren Margareths Hoffnungen enttäuscht. Selbst Pastor Stiegs war dies lange Schweigen unbegreiflich. Aber heute durfte Niemand traurig sein, eine wunderschöne, längst besprochene Bergparthie sollte heute ausgeführt werden. Eine Stunde von Burgdorf lag der sogenannte kleine Blocksberg, ein niederer Berg, der, von der einen Seite durch Wald, von der anderen durch Felber begrenzt, eine liebliche Aussicht auf die umliegenden Ortschaften bot. Hier wollten sich heute vier befreundete Predigerfamilien aus den nächsten Dörfern treffen, um einen fröhlichen Nachmittag und Abend in der schönen Natur inmitten ihrer Lieben zu feiern. Nolte war schon um ein Uhr mit dem Kinderwagen, den die sorgliche Mutter mit allerhand guten Dingen, in Körben wohl verpackt, beladen hatte, voraus geschickt. Um zwei Uhr brach die ganze Stiegsche Familie auf; es war ein sonniger Tag, da sich aber der Weg meist durch einen Wald zog, so litten sie nicht von der Hitze. Der Pfad war oft schmal, daß sie den Schnecken- gang, Einer hinter dem Anderen, gehen mußten. Auf einer kleinen Erhöhung sah der Vater, der voran geschritten war, sich um:

Er zählt die Häupter seiner Lieben,  
Und sieh, ihm fehlt ein theures Haupt.

„Wo ist Ferdinand?“ fragte er.

„Wo ist Ferdinand!“ wurde rings im Chöre wiederholt, „Ferdinand!“ „Ferdinand!“ wurde gerufen, aber Niemand antwortete.

Margareth fragte ganz angstvoll: „Es giebt doch keine Tiger hier im Walde? Und keine Schlangen?“

„Nein, nein,“ erwiderte die Pastorin, „da sei nur ganz ruhig. Ferdinand weiß aber den Weg zum Blocksberg so gut wie wir, er wird sich schon einstellen.“

Der Wald hatte sie allmählig bergan geführt, jetzt lichtete er sich, das Strauchholz verschwand, sie traten auf eine Lichtung hinaus: ein weiter Rasenplatz von herrlichen Buchen überwölbt, das war die Plattform des Berges, der nach der andern Seite gegen die Felber sich abschüssig senkte. Eine schöne Aussicht lag vor ihnen, in der Ferne der wirkliche, alte Blocksberg, klar konnte man das Häuschen auf ihm erkennen, und daneben niederere Berge, Dörfer mit ihren schlanken Kirchtürmen und den rothen Ziegeldächern zwischen grünen Bäumen überall zerstreut, dazu die klare Ocker mit ihrem gewundenen Laufe gleich einem silbernen Bande Alles durchziehend, — Alle standen still und labten sich an dem Anblick.

„Ja, die Natur ist wohl schön und werth, angesehen zu werden, sage ich mit dem alten Claudius,“ sprach der Pastor Stieg, „aber sie soll uns nur von Einem, der noch schöner ist, erzählen und uns das Herz nach Ihm verwunden.“

Die andern Familien waren schon versammelt, Ferdinand



fehlte. Die Kinder wurden rasch mit einander bekannt, einige waren eifrig bemüht, im Walde dürres Reisig zu suchen, andere, es kunstgerecht in einer kleinen Entfernung von der Niederlassung aufzuschichten. Ein Querstoß von Eisen wurde in die Erde geschlagen, der große mitgebrachte Kessel mit Wasser gefüllt und daran gehängt, das Feuer brannte lustig und bald war die erste Auflage des Kaffee's, eine mächtige große Kanne voll, fertig. O, was war das für eine Lust, so im Freien Kaffee kochen! Margareth hatte solche Parthie noch nie mitgemacht, und war ganz Entzückt und Bewunderung. Servietten wurden auf die Erde gebreitet, ganze Berge von Kuchen und Waffeln kamen aus den mitgebrachten Körben zum Vorschein, alles lagerte sich ringsum, und Frohsinn, Scherz und Vergnügen hatten mit Platz genommen.

Aber Ferdinand fehlte noch immer. Die Pastorin Stieg fing an, sich unruhig nach ihm umzublicken, doch schon stand Margareth auf der Spitze des Bergabhanges als äußerster Vorposten, um hier, wo sie die meisten Wege übersehen konnte, nach dem Flüchtling auszuschaun. Jetzt stieß sie einen leichten Schrei aus und sprang wie ein Reh gewandt und schnell den Abhang hinunter. Als die Pastorin und noch mehrere athemlos dort ankamen, sahen sie, wie Margareth dem ankommenden Ferdinand entgegen eilte, jetzt hatte sie ihn erreicht, und jetzt that sie, was sie noch nie gethan: sie umschlang ihn mit ihren Armen und küßte ihn. Und er, der sich nie etwas aus einem Mädchen

machte, bewahre! er drückte sie fest an sich und Arm in Arm begannen sie nun den Berg vollends zu ersteigen. Jetzt sah die Pastorin erst, daß Margareth einen Brief in der Hand hatte, ja, und jetzt war ihr alles klar. Ferdinand war nach der eine Stunde entfernt liegenden Poststation gelaufen, um hier noch einmal nach einem Briefe für Margareth zu fragen, und er war so glücklich gewesen, ihn dort wirklich zu finden. Aber noch etwas anderes wurde der Pastorin klar und sie hing heute mehr allerlei Zukunftsgedanken und Träumen nach, als sonst ihre Art war.

Margareth hatte nun den heiß ersehnten Brief aus Indien. Ihre Augen leuchteten vor Freude und doch flossen die Thränen über ihre Wangen. Sie eilte ein wenig tiefer in den Wald und setzte sich hier unter ein Rußgebüsch nieder. Wieder und wieder küßte sie die theuren Schriftzüge, endlich erbrach sie den Brief und las. — Es waren Worte der innigsten, treuesten Liebe, wie sie nur zärtliche, für das Seelenwohl ihres Kindes besorgte Eltern schreiben konnten. Im fernen Indien am Fuße des Himalayah geschrieben, war das Kind, das sie auf einem Berge des Harzes las, ihnen so nahe, als sprächen sie von Mund zu Mund mit ihm. Es dauerte lange, ehe Margareth wieder zur Gesellschaft zurückging, — und als sie diese immer noch beim Kaffeetrinken fand, dünkte es sie so fremd, so komisch, es war ihr, als seien Wochen verflossen, seit sie auch hier gesessen und als habe sie derweile eine weite Reise gemacht. Sie brachte der

Pastorin einen Brief, der als Einlage mitgekommen war und fragte: „Willst Du meinen Brief auch haben?“

„Jetzt nicht,“ antwortete diese, „hier könnte ich doch nicht mit Ruhe lesen. Sag mir nur, ob alles gut geht?“

„Alles, Papa und Mama sind sehr wohl und rüsten sich zu einer größeren Reise.“

„Schön. Aber wie Du glückst, mein Kind. Nun geh zu den andern Kindern und spiele mit ihnen, sie erwarten Dich längst.“

Bögernd gehorchte Margareth. Sie war noch nicht wieder recht in Deutschland, wie im Traum war's ihr zu Muthe. Da gewahrte sie Ferdinand, der ihr Stief und Keifen brachte und sie bat, ihm den Keif zuzuworfen.

Bald war Margareth wieder ein Kind unter Kindern und zwar heut das allerglücklichste. Sie warf den Keif so hoch wie kein anderes und Niemand konnte sich in der Geschicklichkeit des Fangens mit ihr messen. Marie war wenig geübt und warf ziemlich schlecht, deshalb rief Ferdinand ihr zu: „Wirf doch etwas besser, sieh nur wie Margareth es macht.“

Erschrocken sah Billi Marie an; sie fürchtete, diese würde sich sehr verletzt abwenden, wurde aber angenehm überrascht, als Marie nach einem Augenblick Besinnens erwiderte: „Ja so schön wie Margareth kann ich es nicht, aber vielleicht lerne ich es noch.“

Von dieser freundlichen Antwort wurden selbst die

Knaben überrascht, sie waren es in letzterer Zeit so wenig von ihr gewohnt gewesen. Ferdinand fühlte sein Unrecht und sagte begütigend: „Nun, Marie, aller Anfang ist schwer, ich habe es auch zuerst nicht besser gemacht. Sieh, Du mußt nur den Reif auf die äußerste Spitze des Stockes legen und dann fortschnellen, dann fliegt er viel höher und besser.“

Ja, sie wußten Alle nicht, was die Mutter gestern Abend mit ihrem Kinde gesprochen hatte, und daß Marie den schwarzen Wurm in ihrem Herzen nicht mehr füttern wollte.

So verging der Tag in ungetrübter Heiterkeit; Margareth war zwar wieder das interessante Kind, von dem ein Jeder hören wollte, aber es kränkte Marie heute nicht. Das kalte Abendbrod wurde auf den weißen Tischtüchern auf der Erde ausgebreitet, es schmeckte Allen herrlich. Als sich endlich die Gesellschaft trennte und ihre verschiedenen Heimwege antrat, wurde verabredet, sich an einer ähnlichen Stelle bald wieder einen so frohen Tag zu machen. Unterwegs wurden verspätete Kornblumen gepflückt und ohne Garn zu Kränzen gewunden, die Kinder schmückten sich gegenseitig damit, Margareth drückte ihren ersten Kranz Marie auf den Kopf und diese dankte freundlich und schmückte Margareth mit dem ihrigen. Dann flocht letztere noch einen für Ferdinand, „weil Du mir meinen Brief geholt hast.“ Als es aber dunkel und dunkler wurde, und die Berge in tiefe Schatten gehüllt dalagen, als es so stille wurde in der Welt, auch die

letzte Heerde heingezogen war, da stimmte der Vater an und Alle fielen ein:

Nun ruhen alle Wälder,  
Vieh, Menschen, Städt und Felder,  
Es schläft die ganze Welt;  
Ihr aber meine Sinnen,  
Auf, auf, ihr sollt beginnen,  
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Und als der letzte Vers gesungen war, da zogen sie im lieben Burgdorf ein.

Am andern Tage wollten Alle gern etwas von dem Briefe aus Indien hören. Margareth erklärte sich bereit, ihn theilweise vorzulesen. „Alles aber nicht,“ sagte sie, was ihr bereitwillig zugestanden wurde.

D., im August.

— — „Seit zwei Monaten hat es hier nun unaufhörlich geregnet, und so furchtbar, wie es eben nur in Indien regnen kann. Aber gestern hat es aufgehört, ungewöhnlich frühzeitig, und nun wird alles so schnell grün, daß es Einen wie Zauberei dünkt. Ich habe diesen Wechsel von der größten Dürre zum wogenden See und vom wogenden See zur üppigsten Vegetation doch nun schon so oft erlebt, aber ich glaube, so jäh ist er noch nie eingetreten als dieses Mal. Wo gestern ein zartes Pflänzchen stand, breitet sich heute ein fußhoher Busch aus, — es hat sich über Nacht mit fast erschreckender Schnelle geregt und nun wächst alles riesenhaft auf. Dies erste Grün nach der Dürre und der Regenzeit ist von einer solchen Frische,

die Blumen, die nun rasch empor blühen, entfalten eine solche Farbenpracht, daß sich ein Abendländer keinen Begriff davon machen kann. Du hast es ja alles gesehen, meine Margareth, erzähle nur den lieben Burgdorfern recht viel von Deinem zweiten Vaterlande. Ach, wie ist es doch alles in diesem Jahre so anders als in dem vorigen! Wohl sehe ich auf dieselben Kokospalmen und Mango-Pflaumen-Bäume nieder, wohl breiten sich dieselben Reisfelder vor mir aus — aber Du bist nun so fern von mir! Doch denke ich mit Freude daran, daß Du nun in meiner herrlichen deutschen Heimath, über die doch nichts geht, bist; daß Du nun meine hohen Eichen, meine dunklen Tannen siehst, daß Du an den kleinen Quellchen des Harzes die tiefblauen Bergsmeinnicht pflückst, die Einem so treu in's Auge sehen, und Dir die kleinen würzigen Waldkinder, die Erd- und Heidelbeeren, schmecken läßt. Oft überkommt es mich wie eine rechte Sehnsucht, — und ich weiß, es wird Dir auch so gehen. Aber wir wollen solchen Gefühlen nicht nachgeben, wir wissen ja, warum wir uns trennen mußten, es war Gottes Wille. Und derselbe treue Gott, der Indien regiert, ist auch in Deutschland, Er sieht in derselben Minute Dich und mich; o daß wir stets so wandelten, daß Sein Auge mit Wohlgefallen auf uns ruhen könnte! Und laß uns diese Trennungszeit recht benutzen, daß wir wachsen im Glauben, in der Liebe und in der Demuth. Dann hoffe ich auch, Du wirst Dich mit allerlei nützlichen Kenntnissen bereichern und tüchtig lernen. Ich will auch fleißig sein

in dem Berufe, den Gott mir gegeben. Meine braunen Kinder in der Schule fragen viel nach Dir. „Mem Sahib, wo ist die Margareth?“ Wenn ich dann antworte: „sie kommt wieder,“ dann freuen sie sich. Denke nur, neulich kam eine Hindufräule und bot mir ihr kleines, drei Monate altes Kind zum Verkauf an. Ich machte ihr Vorstellungen, sie sagte mir aber, sie käme weit her und müsse noch viel weiter gehen und sie habe nichts zu essen für das Kleine. Ich schlug ihr nun vor, bei uns zu bleiben, da könne sie arbeiten und solle für sich und für das Kind Nahrung haben. Aber das Weib wollte nicht und sagte mir dann: „nun, es ist ja nur ein Mädchen, ich setze es in den nächsten Wald, da können die Schakale es fressen.“ O, Margareth, welch eine Mutter! Aber so ist dies arme Volk im Götzendienste versunken, daß oft die natürlichsten Gefühle unterdrückt werden; wäre das Kind ein Knabe gewesen, so würde sie nicht so gehandelt haben, aber ein Mädchen hat ja keine Seele und ist nur eine unwillkommene Bürde für Jedermann. Da das Weib Miene zum Fortgehen machte, so kaufte ich das Kind für zwei Rupien\*) und am nächsten Tage hat Papa es getauft.

Ich hatte unsere kleine Kapelle mit Grün und Blumen geschmückt, dem Kindchen Dein weißes Taufkleidchen angezogen und hielt es während der Taufe in meinen Armen. Es hatte seine Augenlein offen und lag während der ganzen Zeit so ruhig da, als wisse es, wie Großes

---

\*) Vier Mark.

mit ihm geschähe. Es erhielt den Namen Hanna, — o wie viel lieber hatte ich das kleine Geschöpf, als es nun Gottes Kind geworden! Es ist aber nicht zu den Waisenkindern gekommen, es ist unser Kind, lebt in unserm Hause und Deine alte Nyah wartet sein. Nun bete Du auch, daß es eine rechte Hanna werde, welche des Dienstes Gottes wartet bei Tag und Nacht.

Wie viel Neues hat sich hier überhaupt zugetragen, seit Du fort bist! Ich kann Dir gar nicht alles erzählen, aber eine Geschichte muß ich Dir noch mittheilen, Du wirst Dich mit uns darüber freuen und den Herrn loben.

Du kennst doch die hübsche Frau unsers lieben Mut, der, längst ein Christ, nur den einen Wunsch hatte, seine Frau auch sich vom Götzendienste ab- und dem Herrn Jesu zuwenden zu sehen? Aber all sein Bitten und Mahnen, sein Drängen und Flehen half nichts, sie wurde nur immer starrer und erklärte, wenn man ihr von Christo erzählt hatte: „Pfui, was ist das für ein Gott, der am Kreuze starb! Nie werde ich mich so demüthigen, an solch einen verächtlichen Gott zu glauben.“

In diesem Widerspruch ist sie Jahre lang hingegangen, ihr Mann betete viel für sie, doch alles schien umsonst. Aber da klopfte der Herr an ihr hartes Herz und zwar mit dem Finger „Wehe.“

Ihr Mann starb, (Du warst noch hier) und auf dem Todtenbette beschwor er sie wieder, den Heiland zu ergreifen, der ihm jetzt das Sterben so leicht mache. Er ließ sie



als Wittwe mit drei kleinen Söhnen zurück, aber ihr Herz blieb kalt und hart, sie wollte sich nicht beugen. —

Da klopfte der Herr zum zweiten Male: Einer ihrer Söhne wurde krank und starb. Ich ging zu ihr, um sie zu trösten. Als ich sie aber auf Christum hinweisen wollte, da sagte das arme Weib: „Nie, nie werde ich mich so demüthigen, an einen Gott zu glauben, der am Kreuze starb.“ — Doch der Herr klopfte zum dritten Male: Ihr anderer Sohn wurde krank und starb. Wieder ging ich zu ihr, aber wieder war ihr Herz kalt und hart. Unwillig schlug sie mit der Faust auf ein Brett und schrie: „Nie, nie werde ich an einen Gott glauben, der am Kreuze starb; und wäre er ein Gott der Liebe, er hätte mir meinen Mann und meine Kinder nicht genommen.“ — Einige Wochen vergingen, da klopfte der Herr zum vierten Male, das jüngste Kind erkrankte.

Da brach der Trost der Frau, in wahnsinniger Angst nahm sie das Kind, kam damit zu Papa und rief: „Rette, rette mein Kind!“ Papa sah schon die Spuren des Todes auf des Kindes Angesicht und sagte: „Hier kann Niemand mehr helfen, als allein der Herr unser Gott; an Den wende Dich.“ „Geben Sie doch Arznei,“ jammerte die Frau, und Papa that es endlich. Sie eilte mit dem Kinde nach Hause, wir folgten ihr und sahen, wie das sterbende Kind auf der Matte lag, die Mutter kniete davor, verbarg das Gesicht in den Händen und rief: „Ich will mich demüthigen. Ja, Herr, ich will mich demüthigen!“ Nach einer Weile erhob sie sich und sagte: „Die Taube

ist entflohen.“ Keine Klage kam mehr über ihre Lippen, still hörte sie, was ihr von Christo gesagt wurde, und jetzt zeugt all ihr Thun davon, daß sie nun wirklich eine demüthige Christin geworden ist. Sie wurde bald getauft und wünschte Naemi zu heißen, „denn,“ sagte sie, „der Herr hat mit mir gehandelt wie mit Naemi. Voll zog ich aus, aber nun bin ich leer.“ — Ich hoffe, sie wird eine tüchtige Waisenmutter für unser kleines Waisenhaus werden.

Gott, der so weit geholfen, wird sie ja auch ferner stärken, vollbereiten, kräftigen, gründen. — Nun habe ich Dir heute viel erzählt, aber in den nächsten Tagen haben wir eine gute Gelegenheit nach Europa, da werde ich Euch allerlei indische Sachen, Steine und auch einen Ötzen schicken.“

Als Margareth den Brief bis hierher gelesen, faltete sie ihn zusammen, den Schluß behielt sie für sich.

Dieser Brief erfüllte eine Zeit lang so die Seelen der Kinder, daß sie alles andere darüber vergaßen. Den sinnigen Heinrich hatte die Erzählung der Missionarsfrau wohl am meisten ergriffen, aber nach seiner stillen Art sprach er am wenigsten darüber. Ferdinand war Feuer und Flamme für Indien, seiner Meinung nach mußte es ein Eldorado sein, ein Wunderland, von lauter Poesie und Sage umgeben; — nun hatte er sich entschieden, er wollte Naturforscher werden und seine erste Reise sollte nach dem alten Zauberlande sein! Wenn er dann mit glühenden Worten ausmalte, was er da alles sehen, entdecken und genießen

würde, dann hing Margareth voll Bewunderung an seinen Lippen, ihr schien es, als lägen noch viel verborgene Schätze in Indien, die erst hervortreten würden, wenn Ferdinand dort wäre, und sie sagte wohl:

„Und dann besuchst Du uns, nicht wahr?“

„Ja wohl, ja wohl, — wenn ich irgend Zeit habe,“  
war die Antwort.

Marie und Lilli hatte das Benehmen der Hindumutter, die ihr eigen Kind verkaufte, sehr empört. Sie waren jetzt eifrig beschäftigt, in ihren Freistunden unter Margareths Anleitung allerlei Kleidchen, wie sie in Indien getragen werden, für die kleine Hanna zu nähen.

Der Herbst war in's Land gekommen und hatte die Äpfel roth, die Blätter gelb zu färben begonnen. Ferdinand sollte die Herbstferien bei seinen Eltern zubringen. Das war keine angenehme Aussicht für ihn; einige Tage war er ja gern zu Hause, aber mehrere Wochen bei seinem Vater, der ein trockener Lebemann war und gern seine Parthie Whist und P'hombre spielte, und bei seiner grämlichen, an allerlei eingebildeten Uebeln krankenden Mutter zu sein, das war kein Vergnügen für den lebhaften Knaben. Auch in Burgdorf wurde er sehr vermisst; aber dann fiel Anfang Oktober der Geburtstag der Pastorin Stieg, und er nahm alle Gedanken der Kinder in Anspruch.

„Er muß dies Mal ganz besonders schön gefeiert werden,“ das war der einstimmige Entschluß Aller, aber das Wie? war die schwere Frage. Es war überhaupt

in Burgdorf sehr Sitte, allerlei Feste zu improvisiren, für die eigentlich gar kein Grund war; Vater und Mutter wünschten den Kindern das „Haus“ so lieb zu machen, daß auch später, wenn sie in der weiten Welt zerstreut sein würden, das Vaterhaus ihnen immer wieder als die Stätte des höchsten irdischen Glückes erscheinen sollte, deshalb beförderten sie jede unschuldige Freude der Kinder, so viel sie konnten. Aber der vierte Oktober war nun ein wirklicher Festtag, er sollte sehr würdig begangen werden, „daß wir Alle da sehr glücklich sind,“ sagte Pili.

Der Vater wollte der Mutter eine Uhr in ihre Wohnstube schenken, eine Wanduhr. Margareth ließ eines Tages prüfend ihre Augen an den Wänden umherstreifen, die beste Stelle zur Befestigung der Uhr suchend, — da durchzuckte sie ein Gedanke, und jubelnd rief sie: „Ich hab's! ich hab's!“

„Was hast Du denn?“ fragte Marie verwundert.

„Ich werde es Euch bald sagen, wartet nur noch ein wenig,“ und damit war sie in den Kuhstall gegangen, der, beiläufig gesagt, stets ihr Zufluchtsort war, wenn sie allein sein oder eine schwere Aufgabe lernen wollte.

Nach einer Stunde rief sie die Geschwister dorthin und eröffnete ihnen nun folgendes: „In der Mutter Stube sind doch Lehren und rosa Nothblumen auf den Tapeten herunterfallend gemalt. Wenn wir nun die Stube auch noch mit frischen Blumen schmückten, dann könnten wir ein kleines Schauspiel aufführen, worin die frischen

Blumen sich mit den Tapetenblumen um die Freude stritten, ihr Zimmer zum Geburtstag zu schmücken, und die Uhr soll als weise Mahnerin immer besänftigend dazwischen treten, zum Schluß sich aber Alle einigen und Jedes der Mutter einen Glückwunsch sagen. Nun dachte ich, Du, Heinrich, stelltest die Uhr vor und sprächest in einem sehr ehrbaren Faß. Lilli muß im weißen Kleide mit rosa Schleifen so recht wie ein himmlisch Kind aussehen, und rothe und weiße Monatsrosen in der Hand halten. Marie und ich stellen die häuslichen Blumen in einfachen grauen Kleidern und weißen Küchenschürzen vor, Marie mit einem Bouquet Mohn, ich mit Aehren in der Hand. Der Geburtstagstisch muß in der Mitte stehen und mit frischen Blumen geschmückt sein, und Lilli muß daneben stehen, weil sie diese ja repräsentirt. Den Vater aber müssen wir bitten, daß er beim Anfang des Stückes die Mutter in der anstoßenden Stube, wo sie alles hören kann, zurückhält, und erst an der rechten Stelle mit ihr eintritt. Und nun will ich Euch mein Gedicht vorlesen, Ihr müßt mir dann Alle sagen, wie es Euch gefällt.“ Und Margareth las:

Aehre.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,  
Was ist denn heute nur los?  
Das Laufen und Rennen von Leuten  
Im Hause ist wirklich groß.

Mohn.

Ich wurde früh schon aufgeweckt  
Durch ein'ge Hammerschläge,  
Man hat ein Ding mir angesteckt,  
Das ist mir sehr im Wege.

(Auf die Uhr deutend.)

Aehre.

Doch still! Das Ding hat einen Mund,  
Scheint's sprechen zu verstehen.  
O Ding Du, thue uns doch kund,  
Was heut hier soll geschehen!

Uhr.

Bunte Gestalten, ich grüße Euch Alle als liebliche Nachbarn;  
Thue Euch kund und zu wissen, daß hierher beordert ich bin,  
Allen Bewohnern des Hauses zu zeigen, daß Zeit es, mit Würde  
Nun den Geburtstag der lieblichen Hausfrau zu feiern.

Frische Blumen.

(Schnell.)

Wir haben's vernommen,  
Drum sind wir gekommen  
Wohl über Nacht  
Und haben gedacht:  
Wir wollen uns schicken  
Die Stube zu schmücken.

Aehre und Mohn.

Die Stube zu schmücken! O welch ein Begehr!  
Die Stube, die schmückten wir ja bisher,  
Das lassen wir heute uns nimmermehr nehmen,  
Ihr solltet ob Eurer Frechheit Euch schämen.

Uhr.

Bunte Gestalten, seid still, und bedenket vor Allem das Eine:  
Wenn nun die Mutter am heutigen Morgen vernimmt das

Gezänk

Hier in der Stub', wo sonst nur Worte des Friedens man  
hört.

Schenkt ihr was Besseres heut, — einigt Euch, ehe die Stunde  
verrinnt.

Frische Rosen.

Wir sind gesandt  
Von lieber Hand  
Und wollen nun  
Dhn' Säumen thun,  
Was aufgetragen  
Man uns zu sagen.

Mohn und Mehre.

Wir haben das Recht, wir sind hier zu Hause,  
Wir theilen die Freude, wir theilen den Schmerz.  
Die kommen nur zum Geburtstagschmause,  
Für Häuslichkeit haben sie doch kein Herz.

Frische Rosen.

Still davon,  
Mehr und Mohn!  
Ob auch rosa,  
Seid doch Prosa!  
Menschenwerk  
Zur Erd' Euch kehrt!  
Wir aber sind von Gott gesandt,  
Drum seh'n wir auf zum Vaterland.

Uhr.

Einigt Euch, streitende Blumen, denn mein Pendel im rastlosen  
Gange  
Zeigt, daß sie naht; so tretet als friedliche Schwestern nun vor.  
(Die Pastorin tritt ein, Aehre und Mohn treten vor sie.)

Aehre und Mohn.

Wir sind Dir schon von lang bekannt,  
Prosaïsch hat man uns genannt.  
Darf nun die Prosa es wohl wagen,  
Dir ihren Glückwunsch heut zu sagen?

Mohn.

Ich wünsche, daß der süße Schlummer nie  
In stiller Nacht Dein liebes Auge flieh,  
Und Morpheus mit der Fülle seiner Gaben  
Sollst immerdar zu Deinen Diensten haben.

Aehre.

Ich komm im einfach schlichten Rock  
Und will mein Sprüchlein auch versuchen:  
Gott schenke Dir Dein täglich Brod  
Und zum Geburtstag einen Kuchen.

Frische Rosen.

(Vor die Pastorin tretend.)

Bersammelt waren allzumal  
Wir heute früh im Himmelsaal;  
Da trat ein Engelein heran  
Und rührte uns leise an,  
Und hieß uns hin zur Erde gehn,  
Um Dich, Geburtstagskind, zu sehn.



Drauf hat von Gott und Seinem Lieben  
Auf unsre Blätter er geschrieben.  
So lies es Dir nun selber nach,  
Was Gott von Seiner Liebe sprach.

(die rothen und die weißen Rosen überreichend.)

Hier schrieb Er's weiß, hier schrieb Er's roth:  
Ich hab' Dich lieb bis in den Tod."

„Herrlich! herrlich!“ riefen Alle, in die Hände klatschend, aus; und nun ging's an ein Abschreiben der Rollen, an ein Auswendiglernen, und dann wurden im Kuhstall, wo Niemand die Kinder hören konnte, Proben gehalten. Alles fiel zu ihrer höchsten Zufriedenheit aus, Heinrich beschuldigte Margareth, sie habe die Worte zu ihren Charakteren gedichtet, so genau passe es alles zusammen. War es aber vorher schon gut gegangen, am Geburtstag ging es noch viel tausendmal besser. Da war keine Spur von Befangenheit, — wozu auch? Die Kinder standen ja nur den glücklich lächelnden Eltern gegenüber und hatten kein anderes Ziel, als ihnen Freude zu machen. Kein Souffleur war nöthig, und ein fröhliches Gelächter ertönte, als Margareth, nachdem sie ihren Glückwunsch gesagt, einen komisch sehnsüchtigen Blick auf den mächtigen Geburtstagskuchen warf, der die Mitte des Tisches einnahm. Als aber Lilli, den Schlußvers sprechend, zu der Stelle kam: „Ich hab' Dich lieb bis in den Tod,“ da sprachen nicht mehr die Blumen, da sprach das liebende Kind aus innerstem Herzen, wieder und immer wieder die Mutter umfassend.

Diese war sehr erfreut über die kleine Aufführung, der

Vater sprach seine Zufriedenheit darüber so oft aus und Alle waren so glücklich, daß dieser Tag ein rechter Lichtpunkt in der Pfarre war. Ein Schatten flog zwar darüber hin, doch er wurde von der Sonne verdrängt, die in diesem Hause wohnte.

Es zuckte wiederum schmerzlich durch Marie's Herz, daß Margareth als Verfasserin des kleinen Stückes von den Eltern geliebt, von den Geschwistern und Freunden, die Nachmittags kamen, bewundert wurde. Margareth nahm all dies Lob sehr ruhig auf, sie war schon daran gewöhnt; wäre es ihr nicht gezollt worden, so würde sie es schmerzlich vermißt haben, aber so war sie gleichgültig dagegen, sie war sich ihrer Gaben und Kräfte bewußt, sie glaubte, ihr einziges Ziel sei, sie zur Freude Anderer anzuwenden, aber ihr selbst unbewußt hatte sie noch ein anderes Ziel: sich selbst zu verherrlichen.

„O, warum kann ich nur den Eltern nicht solche Freude machen, warum kann ich nicht auch dichten und singen und spielen wie Margareth? Oder warum kann ich nicht so schön und fröhlich sein wie Lilli, und damit allen Leuten Freude machen?“ — so dachte Marie, — auch sie glaubte, sie wünsche sich Gaben nur zum Besten Anderer, doch eigentlich sollten sie ihr nur dazu dienen, geliebt zu werden. Aber heute wollte sie den düsteren Gedanken keinen Raum geben, sie dachte an den schwarzen Wurm im Herzen, — o, wie sie ihn haßte! Sie betete um den Sieg und er ward ihr. Sie konnte fröhlich dienend einhergehen, unbekümmert ob es Jemand

bemerke oder nicht. Sie konnte auch Margareth leise umfassen und sagen: „Margareth, ich habe Dich sehr, sehr lieb.“

Aber nicht nur Gottes Auge sah den Kampf und Sieg des armen Herzens, auch das treue Mutterauge sah was vorging. Und als Marie Abends zur Mutter gute Nacht sagte, da schloß diese sie in ihre Arme und sagte leise: „Marie, Du hast mir heute viel geschenkt. Sich selbst bekriegen, ist der schwerste Krieg; sich selbst besiegen, ist der schönste Sieg.“

Noch ein Freudentag war es, als Ferdinand wieder auf den Pfarrhof wanderte, das Mäntel auf dem Rücken, die Mütze zum Willkommen hoch in die Luft werfend. „Suchhe, suchhe, ich werde Naturforscher, lerne noch fleißig und dann geht's fort zur Universität!“

Und noch ein lichter, heller Tag für unsere lieben Freunde, — dann aber erhob sich im fernen Indien ein schwerer Wind, er wehte eine dunkle Wolke zusammen, schwarz und immer schwärzer wurde es ringsum, und da, gerade über dem Pfarrhause in Burgdorf, entlud sich die schwarze Unglückswolke und ließ Tod, Krankheit und viele bittere Thränen aus ihrem Schooße fallen, — nun ist Freude und Lächeln verbannt und ringsum herrscht der kalte, eisige Winter.

Aber noch ist die Wolke nicht da, sie braucht Zeit, um über's weite Meer zu kommen. Noch ist es licht und helle um uns, die Sonne scheint so warm heute, wir haben den 31. Oktober.

„Laßt uns den letzten schönen Herbsttag benutzen,“ sprach der Vater Mittags, „und nach dem Ruinenberg gehen.“

Alle waren mit Freuden dazu bereit. Auf dem Ruinenberge war's wunderschön, von einer Ruine sah man zwar nichts mehr, aber ein freundlicher, kleiner Pavillon war auf der Spitze des Berges, wie es hieß, von den Steinen der Ruine erbaut. Unsere Spaziergänger zogen es vor, sich im Freien zu lagern, der Kaffee wurde auf die übliche Art gekocht und fröhlich getrunken, dann streiften die Kinder umher, verspätete Blumen und Beeren suchend, während Vater und Mutter sich der Reize einer Herbstlandschaft freuten.

„Für mich hat eine solche Herbstscenerie etwas unbeschreiblich Anziehendes,“ sagte der Pastor Stieg, „sie kommt mir oft vor wie das Sterbebett eines Christen. Liebliche Blumen und herrliche Früchte haben seinen Lebensweg bezeichnet, nun legt er sich zur Ruhe nieder, gesegnet und segnend, bald bedecken ihn die weißen Leichentücher und er schläft wie ein müder Arbeiter einer herrlichen Auferstehung entgegen.“

„Ja, Väterchen, Du magst wohl Recht haben, wenn man's so ansieht, so ist es schön,“ antwortete seine Frau sinnend, „aber mir ist doch der Frühling lieber; da ist mir immer zu Muth wie damals, als mir Gott meinen Erstgeborenen, meinen Heinrich, in die Arme legte. Der Herbst hat für mich etwas Wehmüthiges, ich muß immer an den Winter denken. Ach, weißt Du, und mir ist jetzt

auch oft so bang zu Sinne, als wären wir zu froh und glücklich, und als würde es bald anders werden. Wenn nur nicht unser Glück ist wie dieser Herbsttag, dem bald ein langer, schwerer Winter folgen wird.“

„Nun, Emma,“ sagte der Pastor, seiner Frau die Hand reichend, „wenn der Winter kommt, dann vergiß nicht, daß unser Herr Jesus mitten im Winter geboren ward.“

Während dessen hatten sich die Kinder dem Pavillon genähert, Ferdinand war jetzt fortwährend mit einem kleinen Hammer bewaffnet, mit dem er als angehender Naturforscher und eifriger Mineraloge jeden Stein zerbröckelte, um ihn gründlich zu untersuchen. Auch an dem Pavillon wollte er jetzt seine Forschungen anstellen, erschreckt hielt Lilli seine Hand fest und rief:

„Ferdinand, Du wirst doch das Gebäude nicht beschädigen wollen?“

„Für mich giebt es nur ein Gebäude,“ entgegnete dieser stolz, „und das ist der Tempel der Wissenschaft.“

Trotzdem gelang es Lilli, ihn zu bewegen, seine gelehrten Experimente an anderen Dingen anzustellen. Es wurde plötzlich finster, eine Wolke entlud sich gerade über ihnen. Es war nur ein kurzer, aber um so heftigerer Platzregen, — Alle eilten in den Pavillon, dort ein Ueberdach findend. Als auch Ferdinand eintreten wollte, rief Lilli ihm mit komischem Ernste entgegen: „Ferdinand, für Dich giebt es nur ein Gebäude, ich bitte Dich, geh in den

Tempel der Wissenschaft, da regnet es nie, da bleibst Du ganz trocken, innerlich und äußerlich.“

„Du bist ein kleines, dummes, naseweises Ding, Lilli,“ sagte Ferdinand, während diese übermüthig ihr Lockenköpfchen schüttelte.

„Klein und naseweis, — ja,“ sagte der Vater lachend, „aber dumm?“ und er schüttelte ebenfalls den Kopf.

„Ja, Dinkel, glaube mir,“ entgegnete Ferdinand eifrig, „sie ist entsetzlich dumm. Da hat sie mich gequält, sie wolle Latein lernen, und ich habe auch angefangen, sie zu unterrichten. Nun wollte sie immerzu Vokabeln lernen, ich bin das auch zufrieden gewesen, als ich sie aber nun abfragen will, da weiß sie auch fast gar nichts. Endlich frage ich, wie der „Abend“ heißt, und freue mich schon, als sie mir da richtig „vesper“ antwortet. Nun frage ich, wie heißt „der Morgen?“ Da besinnt sie sich ein Weilchen und sagt dann „Frühstück;“ und noch heute behauptet sie steif und fest, wenn der Abend vesper heißt, so muß der Morgen Frühstück heißen. — Lilli, Lilli, Du wirst nie in den heiligen Hallen der Wissenschaft wandeln,“ wandte er sich pathetisch an diese.

Alle lachten, der Regen hatte aufgehört und in der fröhlichsten Stimmung traten sie den Rückweg an. Er führte sie bei der Post vorbei, und da — Freude über Freude, da war denn wirklich die verheißene Kiste aus Indien angekommen! Die Kinder waren lange vor den Eltern zu Hause, die Kiste brannte ihnen in den Fingern, sie vermutheten wunderbare Dinge, mindestens die Schätze

von halb Indien darin. Endlich waren Alle versammelt, die Kiste wurde geöffnet und ein allgemeines: „Ah! Ah!“ ertönte, als zuerst ein kleiner, thönerner, aber mit grellen Farben bemalter scheußlicher Göze zum Vorschein kam, den Margareth als einen alten Bekannten, als den Gott der Weisheit, Ganesch, begrüßte, und ihn Ferdinand feierlich als seinen Schutzpatron, nach dem er sich ja immer mehr bilden sollte, vorstellte. Der Göze sah abschaulich aus, — ein Elephantenkopf auf einem Menschenleibe! Dann kamen allerlei Schmucksachen der indischen Frauen aus der Kiste: Ohren- und Nasen-, Fuß-, Knöchel- und Zehnringe, kleine, runde, ganz dünne Metallplatten, die sie sich auf Stirn und Wangen kleben; dann eine Kette, von den Kernen einer heiligen Frucht zusammengesetzt, welcher die Eingebornen die Kraft zutrauen, daß, wer sie umbindet, sogleich rein und heilig wird. Marie hielt die Kette in ihrer Hand und dann sagte sie leise zu ihrer Mama: „Ach, Mutter, wenn es so leicht wäre, rein und gut zu werden!“ —

„Es ist noch viel leichter, mein Kind,“ entgegnete diese eben so leise, „das Blut Jesu Christi macht uns rein und heilig.“

Nun wurde eine kleine Gebetsmühle ausgepackt: ein rundes sich drehendes Behältniß, in welchem ein langer Papierstreifen lag, der mit Gebeten in tibetanischer Sprache beschrieben war. Wenn diese Gebete nun bewegt werden, gleichviel wodurch, ob durch Umdrehen mit der Hand, ob

durch Zug und Wind, — so dringen sie zum Ohr des Götzen und finden Erhörung.

Seltene Steine folgten; Ferdinands Augen glühten vor Freude und unwillkürlich nahm er den kleinen Hammer zur Hand. Dann kamen gepresste Blumen, verschiedene Arbeiten, die Hindufrauen und Kinder gemacht, getrocknete Früchte und zuletzt: die Bibel von Margareths Mutter, ihr liebstes Kleinod, von dem sie sich nie trennte, wie Margareth wohl wußte.

Der Schluß des Briefes von ihrer Mutter, der am 15. September geschrieben war, lautete folgendermaßen:

— — „Da habt Ihr denn nun auch einen Götzen im Hause, und zwar einen wirklichen gesalbten Götzen. Durch die Salbung nämlich unterscheidet sich ein Götze von einem Stück Thon, Holz oder einem Klotz. Denn jeder Stein, jedes Stück Holz, wenn es noch so roh und unbearbeitet ist, kann zu einem Götzen werden, wenn es von dem Priester, dem Brahmanen, gesalbt ist. Wenn Jemand einen neuen Götzen haben will, so kauft er ihn, oder formt ihn aus Thon, oder schneidet ihn aus Holz, oder er giebt ihm auch gar keine Form und Schöne, — und schickt zum nächsten Brahmanen, daß er komme und ihn salbe. Der fragt nun zuerst, was für ein Gott in dem vorliegenden Klotz oder Stein wohnen soll? Der Hindu hat nämlich 333 Millionen verschiedene Götter, — doch wird ihm die Wahl nicht schwer, denn unter diesen sind mehrere Lieblingsgötter, d. h. die, von denen die h. Bücher (Schasters) erzählen, daß sie in den größten



Sünden und Schanden gelebt haben, die sind am bekanntesten und werden am meisten gewählt. Und dieser Ganesch, auch Ganusa genannt, der Sohn des Schiwa, eines der drei obersten Götter, mit dem Elephantenkopf und dem Schmerbauche, ist so recht der Hausgott der Hindus geworden. — Wenn nun der Name dem Brahmanen genannt ist, so stellt er den Stein oder Klotz vor sich hin, oder wenn er zu groß ist und in der Erde stehen kann, so stellt er sich davor, zieht seine Schuhe aus, legt seine Oberkleider ab und nun fängt er an seine Zauberformel herzusagen, dann den angehenden Götzen einzuweihen und zu ölen und den Gott vom Himmel herab zu rufen und hinein zu bannen; dazu nimmt er etliche Blätter des h. Baumes in die Hand, berührt mit seinen zwei Vorderfingern Brust, Augen und Stirn des Bildes und spricht jedesmal die Worte: „Der Geist des Ganesch (oder welchen Gott es nun vorstellen soll) steige herab und nehme Besitz von diesem Bilde.“ Dann ist er fertig, und nun wird das Götzenbild angebetet, zuerst vom Priester, dann von dem, der es hat machen lassen, darauf von allen anderen Leuten. Wenn aber ein Hund, ein Weib oder ein Europäer es berührt, so wird es unrein und die Gottheit fährt heraus; ist das Bild von Thon, so muß es dann weggeworfen, ist es von Stein, so muß es wiederum geweiht werden.

Ach, lieben Kinder, wenn man das so mit ansieht, da möchte einem das Herz brechen vor Weh, daß sie die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes verwandelt haben

in so ein Bild, und Glück, Heil und Seligkeit von einem Stein, Friede des Herzens und Vergebung der Sünden von einem todtten Erdenfloß erwarten! O des armen, verblendeten Volkes! Gott sei Dank, daß wir Gottes Verheißung haben, die uns sagt, daß alle Heiden im Lichte des Wortes Gottes wandeln sollen und daß es auch über Die, so im finstern Lande wohnen, helle werden soll!

Aber es wird Einem immer wieder so weh, wenn man einen Götzenladen sieht, denn die (ungeweihten) Götzen werden hier ausgestellt, wie in Deutschland die Töpfe und anderes Hausgeräth. Es giebt sogar förmliche Götzenfabriken, und Götzenhändler durchziehen mit ganzen Wagenladungen dieser Waare das Land; ja selbst in den öffentlichen Blättern preisen Götzenmacher ihre Fabrikate an. Den Schluß einer solchen Anzeige, die wir neulich in einer in Kalkutta erscheinenden Zeitung lasen, muß ich Euch doch herschreiben: „Sollte irgend ein Frommer geneigt sein, von unserer Kunst Gebrauch zu machen, der beliebe uns nur ein genaues Bildniß seines Lieblingsgötzen zuzusenden und er darf versichert sein, daß derselbe auf's Pünktlichste und Schönste ausgeführt wird, wie er es immer wünschen mag. Sollte ein hölzerner oder aus Leimen gemachter Götze beschädigt sein, so machen wir uns anheißig, die Gottheit in ihrer ursprünglichen Gestalt in unvergänglichem Marmor geschmackvoll verbessert wieder herzustellen.“ Nicht wahr, liebe Kinder, wenn's nicht so gar ernst wäre, so möchte man drüber lachen — aber traurig und rührend ist mir's oft, wenn ich sehe, wie

die Leute diese Götzenbilder mit einer Sorgfalt abwarten und mit einer Treue bedienen, die wohl eines besseren Gegenstandes werth wäre. Sie werden mit schönen Kleidern und allerlei Zierrathen geschmückt, des Nachts im Tempel schlafen gelegt und Morgens wieder aufgeweckt; täglich aber werden von früh fünf Uhr an verschiedene „Pudschas“ gemacht, d. h. die Götzen werden mit Wasser, Milch und Honig abgewaschen, auch mit geschmolzener Butter und duftenden Oelen gesalbt. Darnach werden sie mit Asche von Kuhdünger bestrichen (Ihr wißt doch schon, daß die Kuh ein sehr heiliges Thier in Indien ist?) Kuchen von Milch, gesottenem Reis und Del nebst Blumenkränzen ihnen vorgesetzt und sie selbst mit solchen umhängt. Endlich wird Kampfer vor ihnen angezündet, eine große Trommel geschlagen und unter Musik ein Tanz vor den Götzen gemacht. So besorgt aber ist man für ihre Ruhe und Bequemlichkeit, daß man sogar ein Netz gegen die Muskitos über sie ausbreitet und in der Hitze ihnen mit einem Fächer kühle Luft zuwedelt.

Aber wie viel habe ich da von den Götzen geschrieben, ich muß endlich aufhören; wenn ich nur das Eine dadurch bei Euch erreicht hätte, daß Ihr für uns hier in Indien betet, und daß Ihr, wenn die Heiden ihre toten Götzen so behandeln, ihre Treue und Sorgfalt nachzuahmen sucht an denen, von denen der Herr Jesus gesagt hat: „was ihr gethan habt dieser Geringsten Einem, das habt ihr Mir gethan.“ Nicht wahr, Ihr versteht, wie ich das meine? Schreibt mir doch einmal Alle, ob Ihr mich

verstanden und ob Euch die Sachen, welche ich hierbei schicke, Freude gemacht haben. Die Kiste wird hoffentlich sehr rasch in Eure Hände kommen; ein Bekannter von uns, der auf schnellstem Wege nach Deutschland reist, will so freundlich sein, sie mitzunehmen. Ich denke, Ende Oktober oder Anfang November habt Ihr sie, — dann werden Papa und ich auf einer Mela sein. Eine Mela ist nämlich ein großes Bözenfest, wo viele tausend Heiden zusammen kommen — und diese Gelegenheit will Papa gern wieder benutzen, um ihnen das Evangelium zu verkündigen. Da kommen sie an ihrem h. Fluß Ganges zusammen, sein Wasser ist nach aller Hindu Meinung so heilig, daß es dem darin Badenden alle Sünde abwäscht. Ja, die h. Bücher sagen, daß schon der Anblick des Ganges für heilsam gilt, einige Tropfen von seinem Wasser machen die Seele rein und durch öfteres Baden kann man, ich weiß nicht, für wie viele Millionen Jahre Seligkeit erlangen. Nach dem Ganges werden die Alten, die Kranken gebracht, Gangeschlamm wird ihnen in den Mund gestopft, sie liegen auf der bloßen Erde, am Tage den brennenden Sonnenstrahlen, in der Nacht der feuchten Kälte ausgesetzt, bis sie sterben. Niemand kümmert sich um sie; die sie hier hergebracht, meinen genug gethan zu haben, da sie ja nun im Angesicht der h. Mutter Ganga sterben. — Viele Verehrer der Ganga ersäufen sich in dem Strom, um nach dem Tode unfehlbar glücklich zu werden. In ein rohes Gewand gehüllt, einen Blumenkranz auf dem Kopf, setzt ein Solcher sich am Ufer

eines Stromes nieder und sagt den Namen eines Götzen einige tausend Male her. Dann steigt er mit dem Brahmanen in ein Boot, das mitten in den Strom gerudert wird. Hier bindet man ihm einige leere Wasserkrüge an Hals und Schultern, die ihn anfangs über dem Wasser halten, allmählich aber sich füllend ihn in die Tiefe hinabziehen, während seine Freunde in der Nähe ein Freudengeschrei erheben. — Seht, Kinder, so wird der Hindu von Sünden rein und selig. — Und wenn nun schon der Ganges an sich heilig ist, wie viel mehr ist er es noch da, wo ein anderer heiliger Strom seine Fluthen mit ihm vereinigt? An solchem Vereinigungspunkte zweier Flüsse werden die besuchtesten Melas gehalten, und ein solcher ist auch das Ziel unsrer Reise. Wir werden wohl ziemlich lange ausbleiben, denn meine Gesundheit ist jetzt schwach, ich habe etwas am Fieber gelitten, und ein Luftwechsel soll mir durchaus nöthig sein; da wollen wir denn diese kalte Zeit benutzen, uns Stärkung für die zukünftigen heißen Tage zu holen. Schon wird unser Wagen gerüstet, unser Zelt, Geschirr und alles, was wir brauchen, aufgeladen, o, ich freue mich recht auf dieses Nomadenleben, Nachts im Zelte schlafen und jeden Tag den Ort wechseln! Ich möchte mich an allem Schönen, was da grünnet und blühet unter diesem großen, blauen Himmelszelt so recht satt sehen und hören. Die Natur ist wohl in wenigen Ländern so schön wie in Indien, ja wohl, da, wo man den Menschen mit seinem Elend und mit seiner Dual nicht sieht! Vom Ganges

denken wir uns dann nordwärts zu wenden, — auch vom Himalayah kann man sagen, was die arabischen Dichter vom Libanon rühmen: „er trägt den Winter auf seinem Haupte, den Frühling auf seinen Schultern, den Herbst in seinem Schooße und den Sommer zu seinen Füßen.“ Und in diesem reichen Lande wohnen so arme Leute, mit von Sünde und Leidenschaften zerrissenen Herzen! O, ich glaube, ich kann mich alle der Herrlichkeit doch nicht ganz freuen, so lange sie nicht Dem dient, der aller Himmel Himmel ist, — ja auch die Kreatur seufzet und sehnet sich mit uns immerdar, daß sie frei werden möchte vom Dienst der Sünde! Wohl uns, daß wir Alle diesem Ziele entgegen eilen. Ja, Margareth, zuweilen kann ich mich so recht herzlich nach der ewigen Heimath sehnen, nicht nur, weil ich jetzt so müde bin, sondern weil mir mein Vaterhaus droben immer bekannter wird, weil mir mein Heiland jeden Tag näher tritt und lieber wird, und ich mich danach sehne, verklärt zu werden und ohne Sünde Ihn zu schauen. Ich kann den Gedanken kaum fassen: hier Sünde überall, jede Handlung, jedes Wort, jeder Gedanke mit Sünde besleckt — und dann mit einem Male: licht und rein! Wenn ich mein Vaterunser bete, wird mir's oft so weh; Du Vater oben im Himmel und ich Dein Kind hier unten auf der Erde, im Thale des Elends, stehe mitten im Kampfe und kann nur aus der Tiefe zu Dir rufen. O, ich wäre so gern schon Ueberwinder, trüge die Krone auf dem Haupte, die Palme in der Hand, wäre so gern schon

angethan mit dem weißen Kleide der Gerechtigkeit! Statt dessen ist Staub des Streits auf meinem Haupte, mein Kleid ist schmutzig und zerrissen von Sünde und Sünden-kämpfen, die Harfe hängt an der Thränenweide. Aber Du hast gesagt: „es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes,“ nun bringe mich heim, wenn es Dein Wille ist. Meine Herzens-Margareth, ich sende Dir hier meinen theuersten Schatz, meine Bibel; ich habe Dir einige Worte hinein geschrieben, ich dachte, das Buch würde Dir noch ein wenig lieber sein, da Deine Mama es seit ihrem zehnten Jahre fortwährend in Gebrauch gehabt hat, — o Margareth, laß es Dir einen heiligen Ernst sein um's Seligwerden. Sieh Dich Christo ganz, wie Er sich ganz für Dich gegeben hat. Ganz um Ganz! Trachte nach dem, was droben ist, — es ist ein schrecklich Ding, daß man alles, was man hat und besitzt, ohne Aufhören vergehen sieht und daß man doch daran hängen und kleben kann, ohne um sich zu sehen, ob es nicht etwas giebt, das nicht vergeht. Du weißt es, mein Kind, Dir ist gesagt, was dies eine Unvergängliche ist; eine Ahnung davon hat Jedermann und er ist nur darum unglücklich oder sucht Zerstreuung, weil er in sich die Idee einer Glückseligkeit fühlt, welche er in sich selbst nicht findet, und die er darum in äußerlichen Dingen sucht. Aber er sucht sie da vergebens, denn diese Glückseligkeit ist weder in ihm, noch in äußeren Dingen, sondern allein in Gott, — des Menschen Herz kann nicht eh' zur Ruhe kommen, bis es ruhet, Gott, in Dir.

Aber mein Brief wird zum Buche, wie oft habe ich ihn schon schließen wollen, und dann hatte ich Dir immer noch so viel zu sagen. Papa schreibt Dir und den lieben Stiegs noch selbst. Nun bete, daß uns Gott behüte und diese lange Reise zum Segen werden lasse.

Es räumt aus unsern Wegen weg  
Des Unglücks scharfen Stein  
Und schafft, daß unsre Bahn und Steg  
Fein schlicht und eben sei'n.  
Er führt uns über Berg und Thal,  
Und wenn's nun rechte Zeit,  
So nimmt Er uns in Seinen Saal  
Zur ew'gen Herrlichkeit.  
Alsdann werd' ich die letzte Reif'  
Und schönste Heimsfahrt thun,  
Und nach dem sauren Erdenschweiß  
In süßer Stille ruhn." — —

Dieser Brief brachte eine eigenthümliche Wirkung auf Margareth hervor. Sie weinte bitterlich, und das so lebhaft und fröhliche Kind verfolgte von nun an eine unbestimmte Furcht, daß die Mama sterben könne. Sie mußte sehr krank sein, sonst, das wußte sie, hätte sie es gar nicht erwähnt, um so mehr, da sie denken konnte, wie ihr Kind in der weiten Ferne sich um sie ängstigen würde. Auch Stiegs konnten sich einer bangen Besorgniß nicht erwehren, — selbst der Umstand, den sie sich tröstend vorhielten, daß sie einen so langen Brief geschrieben, konnte sie nicht beruhigen, denn sie kannten die geistige Kraft von Agnes J., wußten, mit welcher Energie ihre Seele den



Körper beherrschte, und daß sie wahrscheinlich erst im Tode die fleißigen Hände ruhen lassen würde. Auch der Brief von Margareth's Vater war nicht dazu gemacht, ihre Angst zu heben. Er erwähnte der Krankheit seiner Frau zwar nur mit wenigen, aber mit sehr ernstern Worten.

So schlugen die Herzen im Pfarrhause zu Burgdorf nicht ganz so fröhlich wie sonst; zwar zuweilen vergaß Margareth ihres Kummers, dann kehrte das alte Lächeln auf ihr Gesicht zurück und ihr Mund sprudelte über von Wit und Laune. Alle bemühten sich, sie zu erheitern, selbst Marie, die bei fremdem Schmerz gar mitleidig war, trug das ihrige dazu bei, obgleich ihre Selbstsucht ihr immer wieder zuflüsterte: „das hast du gar nicht nöthig, du siehst ja, wie sich Alle schon um sie bekümmern.“ Lilli war es sehr schwer, wenn jetzt Scherz und Lachen seltener im Pfarrhause waren, ihr Element war die Freude und jeder Schmerz war ihr peinlich, weil er diese verdrängte. Margareth ihrerseits, wenn sie ihren Kummer einmal vergessen hatte und fröhlich gewesen war, so machte sie sich hernach bittere Vorwürfe und beschuldigte sich der Lieblosigkeit gegen ihre Mama, daß sie deren Leiden hatte vergessen können.

~~~~~

### III.

Immer näher kommt die dunkle Wolke,  
Immer schwärzer wird ihr Nachtgewand.  
Was birgt sie in ihrem Schooße?  
— Bang und zitternd lauschet rings das Land.

Angstvoll und bekümmert geht der Obem,  
Harrend dessen, was da kommen wird.  
Werden Blitze jüngelnd niederzucken,  
Lötten jäh die Heerde und den Hirt?

Wird zerschürend Hagel niederdrasseln,  
Wüste machen reiches Saatgefilde?  
Daß, wo jetzt noch Fluren blühend prangen,  
Man nichts sieht als der Zerstörung Bild?

Nein, nicht Fluß, nicht Unglück, nicht Verderben  
Birgt die Wolk' in ihrem dunklen Schooß!  
Segen, Segen, lauter reicher Segen  
Keimt und wuchs in ihr und wurde groß.

Wohl ward bange dem verzagten Herzen,  
Als sie öffnete den schwarzen Mund.  
Blitze zuckten, Donner krachend rollten,  
— Doch Gewitter macht das Land gesund.

Leise rieselt darnach Regen nieder,  
Tränkend, segnend rings die durst'ge Flur. —  
Menschenkind, kannst Gott Du nicht verstehen?  
Aus dem Schmerz keimt Freude. Glaube nur!

**V**ier Wochen waren so verflossen, ein kalter Dezembertag  
lag auf der Erde; die Pastorin Stieg war aus-  
gegangen, der Pastor reichte einem Sterbenden im  
Dorfe das heilige Abendmahl, die Kinder machten ihre  
Schularbeiten, — jetzt im Winter war die freundliche Diele

verödet; Margareth kam eben zur Treppe herunter, da wurde die Thür geöffnet und der Postbote trat ein; sich den Schnee von den Füßen schüttelnd, überreichte er Margareth einen Brief. Diese warf einen Blick auf denselben, dann wurde sie leichenblaß und fing an zu zittern. Der Brief war aus Indien und von einer fremden Hand an den Pastor Stieg adressirt. Es war Margareth, als müßte sie den Brief öffnen, als würde er ihres Lebens Wohl und Wehe entscheiden, — aber nein, vielleicht betraf er sie gar nicht, o — kommt nur der Pastor nicht bald nach Hause? Sie wartete eine Weile, aber sie fühlte, daß all ihr Blut zum Herzen strömte und dasselbe heftig schlagen machte, daß die Stiche, welche einem nervösen Kopfweh, an dem sie litt, vorher zu gehen pflegten, sich bei ihr einstellten, daß sie diese qualvolle Ungewißheit nicht länger ertragen könne. So ging sie, ohne recht zu wissen, was sie that, den Brief in der Hand, nach dem Hause, wo, wie sie wußte, der Kranke wohnte, bei dem Pastor Stieg war. Der frühe Abend war schon hereingebrochen, matt blinkte ein Licht durch die Fensterscheiben, diese waren noch nicht ganz zugefroren, Margareth blickte in das Stübchen. Da lag der sterbende Mann im Bette halb aufgerichtet, seine Frau stützte ihn mit ihren Armen, seine Kinder und Pastor Stieg knieten an seiner Seite. Der Pastor betete, nur einzelne Worte drangen zu Margareth's Ohr: „Herr, erbarme Dich! Christe, erbarme Dich.“ Lange litt sie es nicht an dem Orte, sie konnte auch den Todeskampf nicht mehr sehen, der Onkel kam noch nicht,

mechanisch drückte sie den Brief an sich. Ihre Angst war zu einer furchtbaren Höhe gestiegen, sie wußte nicht mehr, was sie that, fühlte es nicht, daß sie ohne Hülle in dem kalten Winterabend draußen war. „Mama ist todt, Mama ist todt!“ das war der eine Gedanke, der allmählich alle anderen verschlang und ihr immer mehr zur furchtbaren Gewißheit wurde. So kam sie bei der Kirche vorbei, die Thür war geöffnet, denn eben läutete der Cantor die Sechs-Uhr-Vesper. Ohne zu wissen, was sie that, trat sie ein, nur ein matter Schein von Licht fiel noch durch die Bogenfenster und beleuchtete das große Kreuz auf dem Altar. Zu jeder andern Zeit würde Margareth sich gefürchtet haben, Abends allein in die Kirche zu treten, heute war dies Gefühl verschwunden, ja die Ruhe und Heiligkeit des Ortes brachte sie einigermaßen wieder zu sich, denn sie erinnerte sich an Den, dem dieses Haus gehörte und der auch in diesem Augenblicke auf sie niederfah. Sie ging bis zum Altar, dort kniete sie an den Stufen nieder, eine furchtbare Angst packte sie, sie wollte beten, aber nur die Worte, die sie eben gehört hatte, konnte sie herauspressen: „Herr, erbarme Dich! Christe, erbarme Dich!“ Der Kopf war ihr heiß zum zerspringen, sie kühlte ihn auf den kalten Steinen des Fußbodens und wiederholte halb bewußtlos, halb mechanisch nur immer: „Herr, erbarme Dich! Christe, erbarme Dich!“ — So fand sie der Pastor, der von dem Cantor, welcher Margareth gehört hatte, beim Nachhauseweg in die Kirche geführt war.

„Margareth, mein Kind, was ist Dir?“ fragte er angstvoll.

„Der Brief, Onkel, der Brief, — ich suchte Dich!“ entgegnete sie matt, und übergab ihm das zerknitterte Blatt.

Wohl erschrak auch der Pastor, als er beim Scheine der trüben Laterne die fremde Handschrift sah; er wußte nun sogleich, was Margareth hierher geführt. Doch er besann sich, liebevoll stützte er das aufgeregte Mädchen, hüllte sie in seinen warmen Shawl und brachte sie so nach Hause, wo die Familie Margareth mit Angst vermißt hatte. Jetzt war diese bleich wie der Tod, sie hatte keine Sehnsucht mehr, den Inhalt des Briefes zu wissen, sie kannte ihn. Matt trat sie auf die Pastorin zu: „Meine Mama ist todt!“

„Nun, wir wissen es noch nicht, laß uns nur erst sehen,“ tröstete der Pastor. Er erbrach den Brief, — aber was war es, das den starken Mann erbleichen und zittern machte?

Margareth trat näher. „Um Gotteswillen, — was macht Papa? Warum schreibt er nicht?“

„Er ist ermordet,“ sagte tonlos der Pastor.

Margareth sah ihn starr an, als verstände sie ihn nicht: „Und Mama ist todt?“

Er nickte leise mit dem Kopfe. Margareth sah mit wirrem Blick von Einem zum Andern, als erwarte sie, daß ihr Jemand ein „Nein, es ist nicht wahr!“ zuriefe, dann verwirrten sich ihre Gedanken, das Auge schloß sich und lautlos sank sie in die Arme der Pastorin.

Während eine wohlthätige Ohnmacht ihre Sinne umhüllt, wollen wir den Brief lesen, der so schreckliche Nachrichten gebracht. Ein Freund von Margareths Vater, der Missionar L., schrieb folgendermaßen:

A., 31. Oktober 18..

„Im Herrn Jesu theurer Freund!

Gottes Gnade und Christi Trost sei mit Ihnen und Ihrem ganzen Hause! Ja, Gott selber mag Ihnen und besonders der unglücklichen Tochter meines Freundes mit Seinem Troste nahe sein, daß Sie die furchtbare Kunde, die ich Ihnen mitzutheilen habe, tragen können. Meine Hand zittert und mein Herz weint, wenn ich die Ereignisse der letzten Tage mir wieder zurückerse, — doch ich will versuchen, Ihnen alles, was der Herr, des Wege in tiefen Wassern sind, über uns verhängt hat, ordentlich mitzutheilen, — möge Er Ihnen dann das rechte Wort geben, es der armen Margareth zu sagen.

Die Regenzeit war in diesem Jahre ungewöhnlich früh vorbei und Missionar J., dessen Gattin in der letzten Zeit sehr leidend war, trat gleich nach Verlauf derselben eine Reise mit ihr an, von der er eine günstige Wirkung für sie erwartete. Eigentlich war's eine Missionsreise, denn dieser treue Jünger des Herrn arbeitete mit rastlosem Eifer im Weinberge seines Gottes, nicht ahnend, daß er zum Blutzegen erwählt war. So reisten sie

nach mehreren Götzenfesten, wo J. laut und klar das Wort Gottes predigte. Auf der Mela zu A. traf ich verabredetermaßen mit ihm zusammen, er war so gesund und frisch, wie nur je, während seine Gemahlin sehr am Fieber litt, viel im Zelte liegen und beim Weiterreisen stets im Palankin sich tragen lassen mußte. Die Mela zu A. war diesmal sehr besucht, viele Fakire bemerkten wir unter den Anwesenden, welche, bange, daß unsere Predigt ihrem fanatischen Götzendienst und ihrer traurigen Selbstanbetung Abbruch thun könnte, uns oft unterbrachen und auf alle Art zu stören suchten. Auf der anderen Seite hatten wir wieder selten so aufmerksame Zuhörer gehabt, als dies Mal. Viele waren so begierig, das Wort des großen parmeswer (Gottes) zu hören und Bücher von uns zu bekommen, daß wir am letzten Tage des Festes so umdrängt waren, als wir am Ufer des Ganges predigten, daß wir in ein Boot steigen und einige Schritte vom Lande abstoßen mußten; von da aus predigten wir weiter und J. war so erfreut, daß er, auf den großen Haufen Zuhörer deutend, mir freudig zurief: „Siehe da, das Feld ist weiß zur Erndte!“ Am andern Tage war die Mela vorbei, aber wir Missionare alle, die wir hier gepredigt hatten, beschloßen, das h. Abendmahl mit einander zu feiern, ehe wir uns trennten. Das Zelt des Bruder J. wurde dazu bereitet, Frau J. stand auf und schmückte einen Tisch, den sie als Altar hergerichtet hatte, mit köstlichen Blumen. J. hielt die Predigt über die Worte: Ps. 110, 3. „Nach Deinem Sieg wird Dir Dein Volk

williglich opfern im heiligen Schmuck; Deine Kinder werden Dir geboren wie der Thau aus der Morgenröthe.“ Er sprach erst von den Heiden, ging aber bald zu uns über und hielt uns vorzüglich immer wieder vor, daß, nachdem Christo für uns gesiegt und uns besiegt habe, wir Ihm auch willig opfern müßten im heiligen Schmuck. Er wurde immer feuriger, zuletzt war seine Predigt nur noch ein Zwiegespräch zwischen ihm und dem Herrn: „Ja, Herr, nimm mich ganz hin, ich will Dir alles, was ich habe, sei's auch das Liebste, ich will Dir alle meine Neigungen, meine Begierden, mich selbst mit Leib und Seele opfern, hilf Du, daß kein Blutstropfen mehr in mir ist, der nicht gern für Dich fließen möchte, o Herr, nimmst Du mir das Herz aus meinem Herzen (sein Gedanke dabei war wohl seine bleiche Frau), ich will Dir's opfern williglich. Und im heiligen Schmuck. In Deiner Kraft,“ — aber ich kann's nicht wiedergeben, was er sagte, wir waren Alle auf's innigste bewegt und er schloß mit den Worten:

Christi Blut und Gerechtigkeit  
Das sei mein Schmuck und Ehrenkleid,  
Damit will ich vor Gott bestehen,  
Wenn ich zum Himmel werd' eingehn.

Nun folgte die Beichte, Absolution und dann empfingen wir Leib und Blut des Herrn. „Das tröste, stärke und erhalte Dich zum ewigen Leben,“ — o, wir ahnten nicht, daß der Morgenglanz der Ewigkeit so bald über zwei der



Abendmahlsgenossen hereinbrechen sollte! Noch am selben Abend reisten die meisten Missionare ab, J. wollte am nächsten Morgen in der Frühe aufbrechen; wir saßen am Abend beisammen, der Herr war uns fühlbar nahe. „Mir ist es, als hätte ich zum letzten Mal das heilige Sacrament genommen,“ äußerte Frau J.

„Fühlst Du Dich besonders matt und elend, meine Agnes?“ fragte ihr Mann.

„Nein, ganz im Gegentheil; mir ist so leicht zu Muth, auch das Fieber ist fort, ich glaube, ich werde morgen stundenweit gehen können! Aber ich bleibe doch nicht mehr lange hier,“ fügte sie leiser hinzu, „und ich gehe gern. Bis jetzt war mir der Gedanke, Dich und Margareth zu verlassen, so schrecklich. Aber heute ist's mir, als könnte ich auch das alles hingeben. Ich weiß, Dich sehe ich beim Herrn wieder und Margareth auch; das habe ich mir von ihm erbeten. O, Du kannst nicht denken, wie Jesus jetzt bei mir ist und was er in den einsamen Stunden des Krankenlagers alles mit mir geredet hat. Er hat mir so viel von der Herrlichkeit des Himmels erzählt, daß es mir hier oft ordentlich dunkel und öde vorkommt.“

J. zog seine Frau an sich und sagte: „Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.“

Sie drückte seine Hand an ihre Lippen und flüsterte: „O, ich danke Dir, daß Du mir ein so treuer Helfer bist, mir auch jetzt das Sterben leicht machst.“

Ich ging hinaus, sie hatten wohl ganz vergessen, daß ich mit ihnen im Zelte war. Aber mir war's, als müßten sie allein sein, als wäre dies vielleicht das letzte Gespräch zwischen Mann und Frau. Die Krankheit der Letzteren hatte jetzt in kurzer Zeit solche Fortschritte gemacht, und ihre großen Augen leuchteten heute in solchem überirdischen Glanze, daß es mir war, als gehöre sie eigentlich dieser Erde nicht mehr recht an.

Nach einer Weile hörte ich sie Beide Frau J.'s Lieblingslied singen:

„Abide with me from morn till eve,  
For without Thee I can not live.  
Abide with me when night is nigh  
And without Thee I dare not die.  
(Bleibe bei mir vom Morgen bis Abend,  
Denn ohne Dich kann ich nicht leben.  
Bleibe bei mir, denn die Nacht ist dunkel  
Und ohne Dich darf ich nicht sterben.)“

Am andern Morgen wollten wir uns trennen. J.'s wollten weiter reisen, ich nach unserer verlassenem Station zurückkehren. Frau J. lag angekleidet im Zelte, ihr Mann stand vor demselben und wollte dem in einiger Entfernung beschäftigten Diener einige Anweisungen geben, ich ließ eben mein Zelt abbrechen, — da stürzt ein scheußlich bemalter Fakir mit einer großen Keule hinter einem Baume hervor und versetzt dem ahnungslosen J. einen solchen Schlag auf den Kopf, daß derselbe lautlos zu Boden stürzt; ein zweiter furchtbarer Schlag zer-

schmettert ihm das Gehirn, und macht sein Blut weit umher spritzen. — Ich konnte diese Scene nicht sehen, — höre aber ein furchtbares Geschrei von den Dienern, die plötzlich alle nach I.'s Zelte stürzen. Ich eile auch dahin, — o, welch ein Anblick bot sich mir dar! Auf der einen Seite die Diener, welche einen wahnsinnig aussehenden Fakir greifen, auf der andern der theure I. mit zerschmettertem Haupte, zur Unkenntlichkeit entstellt, und neben ihm kniet eine Frauengestalt, deren weißes Gewand von seinem Blute überströmt wird. Ich helfe ihr ihn in's Zelt tragen, — er war natürlich längst todt. Frau I. war bleicher fast als der Todte, aber vollkommen ruhig und gefaßt. Mit ihrem Halstuche banden wir den Kopf des Ermordeten zusammen, dann wuschen wir das Blut vom Gesicht, aber er war doch gräßlich entstellt. Frau I. küßte die liebe Leiche, dann kniete sie nieder und küßte sie wieder, — aber keine Thräne kam aus ihren Augen. Ich übergehe das Wehklagen der Diener, die Entrüstung der englischen Beamten, die nun aus der Stadt kamen. Schnell besorgte ich das Nöthige zur Beerdigung, welche in diesem heißen Klima noch am selben Tage stattfinden mußte; Frau I. war den ganzen Tag auf, das Fieber hatte sie verlassen, sie saß fortwährend neben ihrem Gatten, schmückte den theuren Entschlafenen mit Blumen und sprach sehr, sehr wenig; doch aus diesen wenigen Worten konnte man entnehmen, daß keineswegs Verzweiflung sie erfaßt hatte, daß sie diesen Todesfall als keine Trennung betrachtete. „Er muß nur einen Augenblick Schmerz gehabt

haben und dann gleich gestorben sein," äußerte sie einmal, und dann wieder: „Graben Sie das Grab so groß, daß noch ein Sarg hinein kann.“ Sie bestand aber darauf, ihm das letzte Geleit zu geben, und ich mochte ihr nicht weiter widerstreben, ich fühlte, schaden konnte ihr der Gang nicht mehr. „Ich muß doch sehen, wo unser Gebein dem Auferstehungsmorgen entgegen schlummert," sagte sie lächelnd, und auf meinen Arm gestützt ging sie zum Begräbnißplatz. Beim Rückweg ersuchte sie mich, hier zu bleiben, bis alles vorbei wäre, an ihrem Grabe dieselben Lieder singen zu lassen, die heute gesungen waren; dann bat sie mich, an Sie, geehrter Herr Pastor, zu schreiben, „meiner Margareth," und hier zitterte ihre Stimme zum ersten Male, „hoffe ich noch selbst zu schreiben.“

Sie hat es nicht mehr gekonnt, inliegender Zettel ist das letzte Vermächtniß, das Frau J. ihrem geliebten Kinde schickt. Kaum im Zelte angekommen, brach das Fieber mit furchtbarer Gewalt aus und schüttelte den zarten Körper mit dämonischer Macht. Eine alte Dienerin hat sie treu gepflegt, ich war viel bei ihr, aber nur selten erkannte sie mich. Wider Erwarten lebte sie noch drei Tage, am Abend des vierten Tages ließ sie mich rufen, nahm meine Hand in die ihre, wollte sprechen, konnte aber nicht mehr. Sie wies nach oben, ich kniete an ihrem Lager nieder und betete, — da haben unter dem Gebet die Engel ihre Seele in Jesu Schooß getragen, ein Lächeln lag auf dem friedvollen Angesicht. Am andern Tage, heute, ist sie

in ein Grab mit ihrem Gatten gelegt, vereint haben sie gelebt, vereint haben sie geliebt, vereint sind sie gestorben, vereint werden sie aus den Gräbern auferstehen, wenn an jenem großen Morgen das Feldgeschrei: „Lazare, komm heraus!“ ertönen wird, vereint werden sie zur Rechten Gottes stehen, — o Margareth, daß Du dann an der Stelle nicht fehlen mügest! Gott tröste das arme Kind in seinem herben Schmerz! Sie wird wohl nun bei Ihnen bleiben, — die Mutter hat keine Bestimmungen über sie getroffen, früher war es ihr ein lieber Gedanke, daß Margareth, wenn sie nun heimgegangen, ihren Vater lieben und pflegen sollte; in den letzten schrecklichen Tagen hat sie wohl an ihre Seele, aber nicht mehr an irdische Dinge gedacht. Bitte, schreiben Sie mir, ob das liebe Mädchen bei Ihnen bleiben wird, ich werde hier alles ordnen und Ihnen seiner Zeit Bericht erstatten. Für heut kann ich nichts mehr schreiben, ich kehre morgen nach meiner einsamen Station zurück, die Gemeinde wird trauern und sich nicht trösten lassen, I.'s sind unbeschreiblich geliebt worden und wir haben viel an ihnen verloren, aber unser Verlust ist ihr sehr großer Gewinn. Gott segne Sie Alle, besonders die arme Margareth wolle er selber an sein Herz nehmen und sie trösten; denn Menschentrost reicht hier nicht aus. Aber er wird's thun. Sind Seine Wege wunderbarlich, so sind sie doch selig, „was ich jetzt thue, das weißt Du nicht, Du wirst es aber hernach erfahren.“

— — Ueber das Pfarrhaus von Burgdorf kamen

schwere Tage. Margareth war aus ihrer Ohnmacht erwacht, aber Fieberwahn hielt ihre Sinne gefangen. Der Doktor wurde gerufen, er sagte, daß ein tüchtiges Nervenfieber bevorstehe, verordnete die größte Ruhe; außer einer Wärterin durften nur die Eltern Margareths Stube betreten. Der Krankheit Heftigkeit nahm mit jedem Tage zu, oft konnten zwei Personen das schwache Kind kaum in Bette halten, dem das Fieber unnatürliche Kraft verlieh, und das durchaus zu seinen Eltern wollte. Bald war Margareth in ihrer Phantasie in Indien, bald in Deutschland, bald redete sie leise kosehend mit ihrer Mama, bald sah sie mit Angst lauter Mörder um sich und „Blut, Blut!“ schreiend, wollte sie fortstürzen. — Ja, es waren lange, angstvolle Tage und endlose Nächte, die die Pastorin an Margareths Bette durchwachte. Der Doktor gab wenig Hoffnung und oft dachte die Pastorin fast mit Freude daran, was die Eltern wohl sagen würden, wenn ihr Kind so bald zu ihnen käme? Aber dann wallte ihr mütterliches Herz wieder in Liebe auf für das verworfne Kind, sie hätte es so gern noch hier behalten, um ihm alle Treue zu erweisen. — Die Kinder schlichen leise im Hause umher, der Gedanke, Margareth zu verlieren, war Allen schrecklich, und Marie war wirklich rührend in ihrer Sorgfalt, sie wenigstens mittelbar zu pflegen, indem sie für die Mutter that, was sie konnte, damit diese das Krankenzimmer nur wenig zu verlassen brauchte. Diese hange Zeit war für die Kinder jedenfalls eine Segenszeit, sie lernten so recht in der Praxis sich an den Herrn

wenden und ihn um seine Hilfe bitten. — So vergingen vierzehn Tage und noch immer war in Margareths Zustande keine Veränderung eingetreten, das liebe heilige Christfest nahte heran, aber an die äußeren Vorbereitungen zu demselben dachte Niemand, das einzige irdische Geschenk, das Alle vom Herrn erflehten, war Margareths Leben. Da, am vierzehnten Tage, sagte der Doktor, ein lieber Freund der Stieg'schen Familie: „die Krisis ist eingetreten, nun wird sich's entscheiden, ob Leben oder Tod.“ Er ließ seine Pferde ausspannen, denn er wollte an dem Krankenbette, das sich heut so leicht in ein Sterbelager verwandeln konnte, so viel als möglich bleiben. Vormittags phantasierte Margareth wieder sehr, hat die Anwesenden, ihr doch den Weg nach Hause zu zeigen, — dann kam eine völlige Erschlaffung und Abspannung über sie. Am Nachmittag schlief sie ein. „Wenn sie nun wieder erwacht, so erwacht sie zum Leben, aber um alles keine Störung,“ sagte der Doktor weggehend. Die Pastorin setzte sich an's Bett, des Kindes Schlummer zu bewachen, im Hause war alles still, Ferdinand stand trotz der Winterkälte Stunden lang vor der Hausthür, jeden Kommenden draußen abzufertigen. Margareth schlief lange, lange, die Pastorin beugte sich zuweilen über sie, um zu sehen, ob auch das Leben nicht entflohen. In der Nacht wurde ihr fieberhafter Schlaf ruhiger, — das war schon ein Zeichen, daß die Krisis vorüber. Gegen Morgen öffnete sie die Augen und sah etwas wirr umher. Sie erkannte ihre treue Pflegerin.

„Tante, wo bin ich?“ sagte sie leise.

„Bei uns, mein Kind, in Burgdorf.“

„Aber warum liege ich denn in dieser Stube? Bin ich krank gewesen?“

„Ja, sehr krank und Du bist es noch. Doch nun sei ganz still, der Doktor hat gesagt, Du solltest gar nicht reden.“

Margareth schloß die müden Augen. Doch in ihrer Seele wurde es allgemach klar. Plötzlich stand die ganze furchtbare Wahrheit vor ihr: „Sind meine Eltern todt? Oder habe ich geträumt?“

„Still, still, liebes Kind,“ beruhigte die Pastorin, „ein ander Mal sprechen wir mehr davon. — Ja, weißt Du, Deine Mama sehnte sich nach dem Herrn Jesu und da hat Er sie zu sich in Seinen schönen Himmel genommen; und sie wollte sich so schwer von Papa trennen, da hat er den auch rasch und schmerzlos heimgeholt.“

Margareth weinte. Die ersten Thränen seit langer Zeit. O, wie sie ihr so wohl thaten! Doch bald schlief das liebe Kind wieder ein.

Die Pastorin schlich leise hinaus, sie theilte den Andern die frohe Kunde mit, da schlugen die Herzen höher und Lächeln trat auf die ernstesten Gesichter. Die traurige Ursache von Margareths Krankheit war nun in der Freude über ihre Genesung fast vergessen.

Aber diese Genesung ging langsam, sehr langsam vorwärts. Je mehr Margareth wieder zum Bewußtsein kam, je klarer trat auch der große Verlust, den sie erlitten, vor ihre Seele. In ihrer Krankheit hatte sie den ja nicht



geföhlt, jetzt flossen ihre Thränen fast fortwährend, und auf dem blassen Gesichte malte sich ein so tiefer Schmerz, daß von einer Zunahme der Kräfte unter solchen Umständen wohl nicht die Rede sein konnte. Der Doktor schüttelte den Kopf: „das Nervenfieber hat sie überwunden, doch nun überwindet der Schmerz sie.“ — Aber die Eltern erkannten klar, sollte eine leibliche Genesung eintreten, so mußte die geistige ihr vorangehen.

„Sieh, Margareth,“ mit diesen Worten setzte sich eines Tages der Pastor Stieg an ihr Bette, „da ist der Zettel von Deiner seligen Mama, auf den sie ihre letzten Worte für Dich schrieb.“

Margareth griff hastig darnach, ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Warte, mein Kind, ich will Dir vorlesen, was darauf steht.“ Er beugte sich über sie und Beide lasen: Offb. Joh. 21, 7. „Wer überwindet, der wird es alles ererben.“

„Das ist ein köstliches Vermächtniß!“ sagte der Pastor nach einer Pause. „Weißt Du wohl, was Deine Mama mit „Ueberwinden“ gemeint haben mag?“

„Ich denke, sie wird gemeint haben, ich soll die Sünde überwinden, — nicht wahr, Dinkel?“ erwiderte Margareth.

„Gewiß. Aber was verstehst Du denn eigentlich unter Sünde, mein Kind?“

„Alles was Gott verboten hat und was ihm mißfällt!“

„Nun, sage einmal, meine theure Margareth, was

meinst Du, würde wohl Heinrich mein Wohlgefallen haben, wenn er mit irgend einer Anordnung, die ich getroffen hätte, und die ihm weh thäte, so unzufrieden wäre, daß er lange Zeit darüber klagte und murrte? Würde ein solches Betragen mir, seinem Vater, nicht im höchsten Grade mißfällig sein müssen?“

Margareth schwieg, sie sah ihren Onkel an und ihr ausdrucksvolles Auge sagte, daß sie ihn verstanden. Doch seine Worte kamen ihr fast kalt und hart vor, wäre sein Blick nicht so mild und gütig auf sie gerichtet gewesen, so würden seine Worte sie empört haben. Aber konnte er, der so liebevoll war, sie verletzen und kränken wollen, oder Unmögliches von ihr fordern? Nimmermehr! Sie sagte daher nur leise: „Ach, Onkel, ich kann aber nicht anders, ich muß immerfort weinen.“

„Deinen Thränen zürne ich nicht, mein Kind, ich habe oft mit Dir geweint. Aber dennoch glaube ich, wird Dein Schmerz zur Sünde wider Gott. Denke doch, Er, der Dich viel mehr liebt, als Deine Eltern Dich lieben konnten, würde Er sie Dir genommen haben, wenn es nicht für sie und für Dich gut wäre? Er hat keine Freude daran, seine Menschenkinder zu plagen, wenn er schlägt, so hat er seine oft verborgenen, aber wunderbar herrlichen Absichten dabei. Er will uns selig machen, Margareth, darauf zielen alle seine Führungen, nun sträube Dich nicht, ergieb Dich seinem Willen; überwinde Deinen Schmerz; weil Dein bester, Dein himmlischer Vater ihn Dir schickt, darum mußt Du ihn williglich annehmen,

nicht trostlos weinen, sondern still und fröhlich sein. Sieh, mein Kind, Deine Eltern sind so selig, daß sie nicht wieder in dies Leben zurückkehren würden, wenn sie auch könnten. Lies nur einmal das ganze 21. Kapitel der Offb. Joh., aus dem Deine Mama Dir den köstlichen Spruch schrieb, da steht es, welche Herrlichkeit sie ererbt haben. Und zu einer gleichen bist Du berufen, „Du sollst es Alles ererben,“ aber nur, wenn Du überwunden hast.“

„Lieber Onkel, ich glaube, ich kann nur nicht, ich bin so sehr traurig.“

„Nein, Margareth, Du kannst nicht. Aber es steht geschrieben: „Bittet, so werdet ihr nehmen,“ nun, bitte nur den Herrn um Kraft und Er wird Dir alles geben, was Dir fehlt.“

„Darf ich Dich wohl noch eins fragen?“ sagte Margareth schüchtern.

„Gewiß, so viel Du willst.“

„Sieh, Onkel, wenn ich ja einmal einen Augenblick nicht an Papa und Mama gedacht habe, da, als ich die Brüder und Schwestern wieder sah und so, — dann habe ich mir hernach so bittere Vorwürfe gemacht, und gemeint, es sei ein Unrecht gegen sie, wenn ich nur einen Augenblick an etwas anderes dachte.“

„Nimmer, mein Kind, — da bist Du in großem Irrthum. Vergessen sollst und wirst Du Deine Eltern nie, Du sollst sie in dankbarem Kinderherzen tragen, aber sie Dir nur als selige Erben und als Erlöste vorstellen. Dann

wird das Andenken an sie Dir kein Schmerz mehr sein, wird Dich nicht unfähig machen zu Deinen täglichen Geschäften, die Gott Dir hier auf Erden aufträgt.

Gesteh' es Dir nur, liebe Margareth, in Deinem Schmerz suchst Du nur Dich, Du beweinst Dich, denn Deine Eltern kannst Du nicht beweinen, die einen so glücklichen Tausch gemacht haben, Dein Schmerz ist eigentlich nichts weiter als Selbstsucht.“

Margareth lag eine Weile still da. Offenbar kämpfte sie mit sich selbst. Die Worte des Onkels verletzten sie, doch war sie zu aufrichtig, einer erkannten Wahrheit nicht sofort Raum zu geben. Sie sah, daß er Recht hatte und reichete ihm die Hand.

„Onkel, bitte, bete mit mir, daß ich überwinde,“ bat sie. Der Pastor kniete am Bette nieder, auch das Waisenkind faltete seine Hände und sie beteten zu Gott um Kraft, in Allem weit zu überwinden um Deswillen, der sie geliebt hatte.

Von diesem Tage an ging es vorwärts mit Margareth. Der Pastor wußte wohl, was er that, als er sie so hart anfaßte. Sie war eine starke Natur, wenn sie ihren Willen auf etwas richtete, so führte sie dies meist mit Beharrlichkeit aus. Bis jetzt hatte sie ihren Schmerz als höchst berechtigt, ihre Thränen als selbstverständlich betrachtet. Zum ersten Male wurde ihr nun beides in einem andern Lichte gezeigt. Sich selbst überlassen, hätte sie vielleicht diesen Schmerz gehegt und gepflegt als ein theures Gut, hätte, um den Todten eine Treue zu bewahren,

sich gegen die Lebenden schwer versündigt und noch geglaubt, ein verdienstlich Werk vor Gott mit so todter Treue zu thun, — nun hatte ihr Gottes Wort gezeigt, daß dieser übermäßige Schmerz nicht nur keine Tugend, sondern Sünde war, und nun säumte sie nicht, bis auf's Blut dagegen zu kämpfen. Wohl Dir, Margareth, wer überwindet, der wird es alles ererben!

Es war ein Fest, als Margareth an einem Februartage wieder aufstand und sie selbst lachte über ihre Ungeschicklichkeit, wie sie es nannte, denn wie ein kleines Kind mußte sie wieder stehen und gehen lernen. Aber gar frauenhaft kam sie Allen in dem feinen, weißen Häubchen vor, — ihr schönes kastanienbraunes Haar hatte sie in der Krankheit ganz verloren, — dann war aber auch ein gewisser Ernst in ihrem ganzen Benehmen, fast möchte man sagen eine Würde, selbst wenn sie lachte, war sie nicht mehr das fröhliche Kind, — das schwere Leid hatte sie früh zur Jungfrau reifen lassen.

Und für alle Hausbewohner war der hange Winter ein Segen geworden, ja, der Vater hatte damals wohl Recht gehabt als er sagte: „im kalten Winter wird der Herr Christus geboren.“ Die Eltern fühlten es an ihrem Herzen, daß das Leid sie näher zum Herrn getrieben hatte, Heinrich war's ebenso, Ferdinand hatte etwas von seiner Unstetigkeit verloren und Marie, obgleich der böse, schwarze Wurm sich immer noch im Herzen regte, ja jetzt, als nun Margareth wieder in den täglichen Kreis trat, und allein der Gegenstand allgemeiner Liebe und allgemeinen Interesses war,

mehr als je sein Haupt erhob, hatte doch Erfahrungen von der Liebe des Herrn, und daß er Gebet erhöret, gemacht. Am wenigsten von Allen war wohl Pilli von dem Hauch des heiligen Geistes, der durch das Haus wehte, berührt worden. Sie hatte wie unter einem schweren Druck während der Zeit gelegen, jetzt warf sie ihn ab und war wieder das sorglose, liebenswürdige, fröhliche Kind von früher, dessen Bedürfniß es war, Allen zu Liebe zu thun, was es ihnen an den Augen absehen konnte.

Frau von Hefz hatte oft geschrieben und sich sehr theilnehmend gezeigt; jetzt wollte sie gern ihre Nichte für immer, da sie kinderlos war, in ihr Haus aufnehmen. Margareth erschrak. Aber höflich lehnten Pastors dies Anerbieten ab, es war ja der Eltern Wille gewesen, daß ihr Kind bis nach der Einsegnung in Burgdorf bleiben sollte, später mußte sie dann auf einige Zeit nach Berlin gehen, und was weiter geschehen würde, — nun dies lag noch in weiter Ferne und jetzt sollte darum noch nicht gesorgt werden.

~~~~~

#### IV.

Du ziehst auf öder Straße durch die Wüste —  
Staub hinter Dir und vor Dir nichts als Staub,  
Staub wirbelt auf von des Kameeles Hufen  
Und alles Leben wird des Staubes Raub!

Da plötzlich siehst Du hohe Bäume winken,  
Ein leiser Wind bewegt der Palme Kron!  
Dase in der Wüste! O wie lieblich!  
Dein Ohr lauscht auf der Quelle süßen Ton.

Jetzt siehst Du schon das klare Wasser rinnen,  
O, wie krysthell, silberweiß und rein!  
Nings grüner Rasen lockt Dein mattes Auge  
Und ladet freundlich Dich zum Sitzen ein.

Du treibst Dein Thier, die letzte Kraft zu zeigen,  
Du sehnest Dich nach Huß' am Wüstenfaum!  
Jetzt bist Du nah, — jetzt mußt Du sie erreichen —  
O weh! Verschwunden! — War es denn ein Traum?

Fata Morgana nennt man dies Gebilde!  
Niemand erreicht's, doch jedem es gefällt.  
O wehe dem, der nur nach Schatten jaget! —  
Fata Morgana ist die ird'sche Welt! —

**A**ber drei Jahre vergehen rasch. Aus den Knaben  
Heinrich und Ferdinand waren zwanzigjährige Jüng-  
linge geworden, die längst Gymnastasten in der  
nächsten Stadt waren, nun aber als Studenten nach der  
Universität gehen wollten. Marie und Margareth waren  
sechszehn, Lilli vierzehn Jahre alt. Es war Ostern, am

nächsten Sonntag sollten die Drei in der kleinen Kirche zu Burgdorf eingeseget werden. Die Brüder hatten das Osterfest in Burgdorf zugebracht (Ferdinand wenigstens theilweise), nun freuten sie sich, auch dem andern Feste noch beiwohnen zu können, „hernach werden wir doch in alle vier Winde verstreut,“ meinte Ferdinand.

Es ist ein schöner Brauch, der am Harz herum noch fest gehalten wird, daß die Kinder am sogenannten weißen, dem Sonntage Quasimodogeniti (als die Wiedergeborenen des Herrn), dem früheren alten Taufstage, der seinen Namen daher haben soll, daß die Täuflinge in weißen Gewändern zur Taufe eilten, confirmirt werden. Es ist eine schöne Sitte, daß sie meist in weißen Kleide, den grünen Myrthenkranz im Haar, vor den Altar treten. Sind sie ja doch Bräute Christi, zu deren jeder Er am Taufstage gesprochen hat: „Ich will mich mit Dir verloben in Ewigkeit,“ die nun am Confirmationstage zum Altar treten, zum heiligen Bunde das „Ja“ zu sprechen. — Es war eine ernst bewegte Zeit gewesen, die dem Tage vorherging und als nun die Mutter die drei Mädchen im Brautschmuck in der Kirche sitzen sah, da wallte ihr Herz über, und im heißen Gebet trug sie ihre Kinder hinauf zu Gottes Thron. Für jedes hatte sie ihre Sorgen, an jedem ihre Freuden.

Marie war noch immer nicht hübsch und versprach auch nicht, es zu werden, aber ihr stilles, sanftes Gesicht hatte, wenn Liebe ihr Herz bewegte, einen gar lieblichen Ausdruck.



Der Mutter war nicht bange um sie, sie ahnte wohl, daß sie noch schwere Wege zu wandeln haben würde, aber „sie wird durchkommen,“ das stand fest in ihrer Seele, denn Marie kannte ihren Heiland und liebte ihn.

Sie kämpfte treu, wenn auch nicht immer siegreich, den Kampf mit sich selbst; man bemerkte wenig Wachsthum an ihr, es wurde ihr unsäglich schwer, einen Fehler abzulegen, aber der Herr stand ihr zur Seite und sie wußte, daß er allein ihre Kraft war.

Viel, viel schöner und bedeutender als sie war Margareth. Gleich der schlanken Lilie stand sie neben dem Waldblümchen, ihr schönes Haar war wieder gewachsen und umgab wie ein Rahmen das etwas bleiche Gesicht, in dem die dunkelblauen Augen wie zwei Sterne glänzten. Sie hatte tiefer ihre Sünde erkannt, fester die Gnade des Herrn ergriffen, als die meisten ihres Alters. Ihre Hauptsünde war die Selbstsucht, um so gefährlicher, weil sie nie grob und plump bei ihr hervorbrach, sondern unter den Blumen der Liebe und Güte verborgen lag. Andere Menschen merkten es wenig, wie Margareth bei allen Dingen im tiefsten Grunde sich selbst suchte, aber sie wußte es, und diese Erkenntniß war ihr oft ein bitterer Stachel, ja eine unerträgliche Last geworden, die sie vergebens abzuwälzen sich bemühte. — Sie diente mit ihren reichen Gaben wann und wo sie konnte, und sie wurde dafür gelobt und geliebt. Aber all dies Lob, all diese Liebe wurde ihr zum Ekel, wenn sie erkannte, wie ein geheimer Zug ihres Herzens sich darnach sehnte und eigentlich nur

darum Opfer brachte und Anstrengungen machte. O wie lebte dies stolze Herz, als es sich in seiner ganzen Armuth erkannte und einsah, wie es um Menschengunst und Menschenliebe buhle! Gottes Licht schien hell in Margareths Herz und darum erkannte sie klar, daß sie nichts Gutes thun konnte, daß alles, was sie that, mit Sünde beschmutzt war. Um dem Buhlen um Menschenliebe zu entgehen, that sie das, was ihr Lob eingebracht hätte, so heimlich, daß Niemand es sah, — aber da war die Sünde wieder und rief ihr zu: „wie gut Du bist! wie ernst Du's meinst!“ und sie mußte sich zusammen nehmen, um nicht noch stolz auf ihre Sünden-Erkenntniß und auf ihren Kampf gegen sich selbst zu werden. Gerade weil sie vor Menschenaugen so lieblich und rein dastand, gerade darum machte es ihr bitteren Schmerz, daß sie vor Gottes Augen so ganz anders aussah, daß sie durch und durch selbstbewußt war und eigentlich nichts ohne Absicht thun konnte. Sie hatte im heißen Gebet mit dem Herrn gerungen, sie hatte überwinden wollen, sie war dann fast daran verzweifelt, daß die Gerechtigkeit Jesu ihr eigen sei, da sie keine Stärke zum Ueberwinden in sich fühlte, — vergebens! Aber niemand Fremdes sah diesen Kampf des stolzen Herzens, die Eltern hatten wohl etwas davon gemerkt, den Vater hatte sie um Rath und Hilfe angesprochen, äußerlich war sie das lebhafteste Mädchen, das durch seinen Geist Alles belebte und eigentlich die Seele des Hauses war.

Ganz anders war es mit Lilli, „unserm Nöschen,“

wie die Brüder sie scherzend nannten. Sie war kein bedeutendes Kind, aber sie war von Natur so liebenswürdig, liebte schon von klein auf nur alles Gute und Schöne, Liebe und Freundlichkeit schienen ihr angeboren zu sein. Sie war den Eltern sehr leicht zu erziehen gewesen, hatte wenig Fehler, und ein strafender Blick des Vaters, ein ernstes Wort der Mutter hatten genügt, sie dieselben ablegen zu lassen. Diesem Kinde gegenüber war es fast schwer zu glauben, daß „das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse ist von Jugend auf.“ Ob auch in Lillis Herzen die Sünde schlummerte, ob auch sie durch und durch besleckt war, das sollten erst die Folgen lehren, jetzt sah weder sie noch Jemand anders Böses an ihr. Aber weil sie noch nie mit bitteren Neuthränen zu Jesu gekommen war, hatte sie ihn auch noch nicht in seiner Schöne erkannt, er war ihr noch kein Heiland geworden. In einem christlichen Familienkreise geboren und erzogen, hatte sie stets christliche Luft eingeathmet; so war auch ihr ganzes Christenthum und ihr Beten mehr Gewohnheit als wirkliches Bedürfnis. Heute war sie tief bewegt, ihre Thränen flossen reichlich, und das „Ja,“ das sie dem Herrn gab, war ein kindlich aufrichtiges.

Aber dennoch hastete der Mutter Auge mit banger Sorge auf ihr, ihre Gebete unringten am meisten das theure Kind: „O Lilli,“ dachte sie, „Du wirst noch viel lernen müssen, ehe Du zum Himmelreich eingehen kannst. Vielleicht kommen statt der Blumenwege nun Dornenpfade,

— und Du kennst den noch nicht, bei dem auch die Dornen zu Rosen werden. Aber er kennt Dich, er hat Dich je und je geliebet und wird Dich zu sich ziehen aus lauter Güte.“

Bald nach diesem schönen Tage kam die Trennung. Ferdinand ging nach Berlin, dort Naturwissenschaft zu studiren, Heinrich, der sich der Theologie gewidmet hatte, zog ein Tholud und Müller nach Halle. Auch Margareth sollte das Haus verlassen, doch verzögerte sich ihre Abreise noch bis Ende des Jahres, da der Doktor dringend befürwortete, daß sie während der besseren Jahreszeit die reine Harzluft zur Stärkung ihrer immer noch zarten Gesundheit genießen sollte. Endlich konnte es nicht länger aufgeschoben werden, der Tante Briefe wurden immer dringender; an einem milden Dezembertage stand die Kutsche bereit, sie nach der Bahn zu fahren. Margareth lag in den Armen ihrer zweiten Eltern und konnte sich nicht trennen von ihnen. „Ich bleibe Euer Kind auch in Berlin, nicht wahr?“ fragte sie weinend.

„Du bleibst es,“ antwortete Pastor Stieg, „und so lange wir leben, hast Du hier ein Vaterhaus und findest hier liebende Elternherzen.“ —

Marie und Killi saßen im Wagen, sie zur Eisenbahn zu begleiten, Kolte knallte mit der Peitsche — und das geliebte Pfarrhaus lag hinter ihr.

„Mir ist nicht bange um sie, sie hat ein starkes Herz und einen festen Willen,“ sagte der Vater.

„Es wird in Berlin viel Gefahr und Versuchung sie umgeben, sie wird auch nach Außen schwere Kämpfe haben,“ entgegnete die Mutter sinnend, „aber sie ist ja nicht gebunden, in der stolzen Stadt zu bleiben, sie weiß, daß sie hier in den Bergen eine Heimath hat.“

Der Pastor schüttelte den Kopf. „Margareth ist kein Mädchen, das eine Gefahr flieht. Sie wird sie nicht suchen, jedoch wenn sie kommt, so kämpft sie mit ihr auf Leben und Tod. Aber sie wird ihre Augen aufheben zu den Bergen, von welchen ihre Hülfe kommt, ihre Hülfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“

Au der öden Eisenbahn war ein zweiter schmerzlicher Abschied. Marie weinte still, Pilli wollte sich nicht trösten lassen. Margareth war zu Muthe, als habe sie Niemand in Burgdorf genug geliebt, sie trat zu den Pferden und streichelte sie leise, sie sah die alte, wackelige Kutsche, in der sie so manche frohe Fahrt gemacht, wehmüthig an, — da brauste der Zug heran, die Mädchen umarmten und küßten einander zum letzten Mal — noch ein Augenblick, — und Margareth war schon weit.

Sie schloß die Augen, ließ ihre Vergangenheit still an sich vorübergehen, und zuletzt war nur das Eine ihr gegenwärtig: daß sie doch eine Waise sei und vielleicht für immer bei der kalten Tante bleiben müsse! O wie ganz anders wäre es, wenn nun die Eltern kamen, ihr Kind nach Indien zu holen! Thräne um Thräne drängte sich hervor, aber sie faltete die Hände und sagte leise: „Wer überwindet, der wird es alles ererben.“

Um nun zu sehen, wie Margareths Leben in Berlin sich gestaltet, schalten wir einige Briefe von ihr an ihre Pflegettern ein.

Berlin, am 4. Januar 18 . .

— — — „Es ist mir recht leer und weit hier in dem großen Berlin. Auf dem Potsdamer Bahnhof, wo ich ankam, war ein rechtes Gedränge und mir wurde fast bange unter den vielen fremden Gesichtern, bis ich endlich das meiner Tante erblickte. Sie bewillkommte mich sehr freundlich und brachte mich bald in ihr ganz nahe gelegenes Haus. Das ist sehr elegant eingerichtet, die Zimmer, die Fenster, die Thüren, — alles ist viel höher als in Burgdorf. Aber uns vis-a-vis steht ein anderes Haus, was auch bewohnt ist; da kann man einander gerade in die Fenster sehen und sobald man Licht angezündet hat, muß man rasch die Vorhänge schließen — die Fenster kann man so nicht oft öffnen, weil die vielen vorbeifahrenden Wagen arges Geräusch machen. Da bin ich viel lieber in meinem Hinterstübchen, hier gehen die Fenster auf ein kleines Stückchen Garten hinaus, das allerdings wieder von anderen Gebäuden eingeschlossen ist. Aber es stehen im Sommer doch gewiß Blumen darin, mehrere Akazien und eine Trauerbirke breiten jetzt ihre dürren Zweige aus; ich habe all' den Gewächsen im Garten schon gute Freundschaft versprochen und wir wechseln gar freundliche Blicke mit einander. Mein Zimmer ist allerliebste eingerichtet, ich muß meiner Tante wirklich dankbar

sein, daß sie so liebevoll an mich gedacht hat, — aber ich werde sie nie so lieben können wie Dich, Herzenstante, Dir konnte ich mich so ganz unterordnen, wußte, daß das, was Du mir sagtest, gut war; aber das weiß ich hier nicht, denke nur, ich hörte es neulich eine „Ueberspanntheit“ nennen, daß Papa und Mama nach Indien gegangen wären, — es war wohl nicht für mein Ohr bestimmt, aber ich hörte es. Mir ist es, als stände ich hier der Tante fortwährend gegenüber, als wolle man mir mein theuerstes Kleinod, für das meine Eltern starben, meinen Glauben, nehmen. Es ist hier alles ganz anders als in Burgdorf. Am ersten Sonntag war ich um halb neun Uhr fortgegangen zur Kirche. Ich war vorher mehrere Male in der Wohnstube gewesen, aber der Bediente sagte: die gnädige Frau schliesse noch. Sonst wird gegen neun Uhr Kaffee getrunken, Sonntags aber erst später. So ging ich denn in die erste, beste Kirche, und als wir da das köstliche Weihnachtslied sangen: „Mit Ernst, ihr Menschenkinder, das Herz in euch bestellt,“ da habe ich Berlin und alles ringsum ganz vergessen und nur noch an das heilige Christkind gedacht und es gebeten, Einzug in mein Herz zu halten. Als ich nach Hause kam, entschuldigte sich die Tante, daß sie zu angegriffen wäre, so früh zur Kirche zu gehen, aber ich merkte doch, daß es ihr nicht ganz recht war, daß ich gegangen. Und denke, während all' der Festtage ist aus unserm Hause (ich ausgenommen) Niemand zur Kirche gegangen, nicht einmal die Domestiken, und ich merke

wohl, daß letztere sich über mich moquiren und es für sehr „ländlich“ halten, daß ich jedes Mal gegangen bin. Zwar nur ein Mal jeden Sonntag, denn Nachmittags hätte ich ja vom Essen aufstehen müssen und das kam mir auch nicht recht vor. Tante, ich sehe es jetzt schon ein wenig ein, wie gut ich es als Kind bei meinen Eltern und dann bei Euch gehabt habe, die Ihr alles gethan habt, um mir das Eine, was Noth ist, zur Hauptsache zu machen! Wie schwer müssen es andere Kinder haben, deren Eltern dies Eine nicht kennen, ja den Kindern noch wehren, daß sie es kennen lernen! Würde ich den Herrn Jesum wohl kennen, wenn ich Tante Heß zur Mutter gehabt hätte, statt meiner süßen Mama? Und doch ist sie so klug, — ich begreife nicht, daß nicht schon die einfache Klugheit ihr sagt, daß es besser ist, sich an etwas Unvergängliches und Ewiges zu halten, als an irdische und vergängliche Dinge. Aber sie weiß wohl nichts von der Seligkeit, die man in Jesu hat, und ich glaube, sie hält auch mein Christenthum nur für etwas Angelerntes und mein Kirchengenhen für eine Gewohnheitsfache und hofft es mir mit der Zeit abzugewöhnen. O Tante, könnte ich ihr doch durch die That beweisen, daß es mir ein heiliger Ernst ist, fromm zu sein! Aber ich fürchte, mit Worten würde es mir leichter werden, doch die nützen nichts und ich will Deine Ermahnung nicht vergessen, daß ein junges Mädchen in zehn Fällen, da sie ihren Glauben angegriffen meint, neun Mal schweigen kann und nur ein Mal ihn zu vertheidigen braucht.



Weihnachten hab' ich mich sehr nach Euch gesehnt, hätte so gern mit Euch unter dem Christbaum gefessen und dem Jesuskindlein Lieder gesungen. Zwar einen Baum hatten wir auch, eine prächtige, grüne Tanne, — ich habe sie ordentlich darauf angesehen, ob sie wohl im Harz gewachsen. Aber dann war Gesellschaft da, zwar nicht viele Leute, mehrere junge Offiziere, und in der Stube flimmerte alles in Glanz und Pracht. Ich habe so viele schöne Geschenke bekommen, meist Kleidungsstücke, ich glaube, der Tante sind meine jetzigen Kleider alle zu schlecht und zu unmodern, selbst mein neues dunkelblaues Thibetkleid hat keine Gnade vor ihren Augen gefunden, und als ich ihr mein weißes Einsegnungskleid und mein schwarzes Abendmahlskleid zeigte, da sagte sie: „wie seltsam! Kind, die kannst Du hier nie in Gesellschaften anziehen!“ Aber das will ich auch nicht. Diesen Winter soll ich blos an den Gesellschaften, die hier im Hause sind, Theil nehmen, im nächsten Winter bin ich achtzehn Jahr, da wollen mich Onkel und Tante in die große Welt einführen. Zuweilen ist mir bange davor und dann wieder bin ich ordentlich neugierig, wie's da aussieht. Ich muß oft lachen, wenn ich über die diner, souper, thé dansant, Bälle, Theater und Concerte, kurz über all die Dinge, die man die Welt nennt, sprechen höre, dann thun sie, als sei es ein nothwendiges Uebel, alle dies mitzumachen und als zwingen sie nur ihre Herzengüte zu diesem Martyrium. Weißt Du wohl, Tante, wie Du mir einmal sagtest: „meine Welt ist Stube und Küche,

Waschhaus und Keller, Kuhstall und Garten, da hab' ich genug zu springen und zu tanzen.“ Das fällt mir jetzt so oft ein, — ich glaube, Deine Welt ist größer als die der eleganten Leute Berlins. Doch nun leb' wohl, Du Herzens-Tante, meine Welt ist für jetzt Burgdorf, mein Heim droben, wo meine Eltern sind. Was ist mir denn aber Berlin? Nichts als ein großes Fragezeichen. Die Antwort giebt Dir vielleicht ein ander Mal

Deine treue Margareth.“

Berlin, am 24. Februar 18 . .

— — „Ferdinand hat Visite bei Onkel und Tante gemacht und ist hernach von ihnen eingeladen worden, hat auch Erlaubniß bekommen, alle Montag Abend, an dem hier Gesellschaftsabend ist, zu kommen, eine Erlaubniß, welche er treulich benutzte. Doch glaube ich nicht, daß Tante sein öfteres Kommen sehr gern sieht, — sie will alles von mir entfernen, was mich an Burgdorf erinnert, sie denkt, wenn ich letzteres erst vergesse, dann werden auch die Dinge, welche ich dort gelernt habe, in den Hintergrund treten. Aber sie irrt sich, schon aus reiner Opposition würde ich es um so fester halten, — doch psui! das ist vermessen und häßlich, bete Du lieber für mich, daß Gott meine Seele bewahrt und fest in seiner Hand hält. Weißt Du, bis jetzt ist nur noch gar nichts wie Versuchung an mich herangetreten, obwohl ich hier ganz wie eine große Dame behandelt werde, denn Tante sagt, sowohl mein Aussehen wie mein Verstand sei

meinen Jahren weit voraus geeilt. Aber die Leute alle kommen mir so fade und oberflächlich vor und ich glaube, sie meinen es auch nicht so, wie sie sprechen, ja denke mir, sie belügen einander! Neulich fuhr ich mit der Tante zu einer Morgenvisite und da sagte der Bediente, seine Dame sei nicht zu Hause — und doch hatte ich sie eben am Fenster sitzen sehen! Als ich das aber der Tante sagte, war die gar nicht verwundert darüber, sondern meinte, das müsse man oft so machen, das ginge nicht anders. Ich bin fest überzeugt, sie macht es auch so. Aber seit der Zeit kann ich ihr gar nicht recht glauben, denn nicht wahr, wer einen Menschen belügt, wenn es sein Vortheil erheischt, der wird es mit dem andern auch so machen, wenn der gleiche Fall eintritt? — Der Mensch, der mir von Allen, die ich hier kennen gelernt, am langweiligsten vorkommt und mir am meisten zuwider ist, ist ein junger, adliger Assessor. Tante sagt, er habe außerordentliche Kenntnisse und scharfen Verstand, eine glänzende Carriere stehe ihm bevor, er könne es wohl noch bis zum Minister bringen, — nun, dieser Herr von Bruch beschäftigt sich immer sehr viel mit mir, bei Tisch ist er oft mein Nachbar und neulich, als ein wenig getanzet wurde, forderte er mich zum ersten Tanz auf. Ich dankte ihm und sagte, ich könne noch nicht tanzen. Er bezweifelte es und versicherte mich, daß es seiner Meinung nach nichts gebe, was ich nicht könne, — augenscheinlich glaubte er mir nicht. Als ich aber bei meiner Weigerung beharrte, zog er die Handschuhe aus und sagte, daß er nun heute

auch nicht tanzen würde. Darauf setzte er sich zu mir, sich mit mir zu unterhalten. Ich weiß nicht, wie wir auf die Bibel zu sprechen kamen, aber er erklärte mir mit einem herablassenden Lächeln, daß kein vernünftiger Mensch im Ernste glauben könne, daß sie nur Wahrheit enthielte.

„Dann bitte ich Sie, mich aus der Klasse der vernünftigen Menschen zu streichen,“ entgegnete ich.

„D bitte,“ sagte er etwas verwirrt, „diese Ansicht hat ja so etwas kindlich schönes, aber sie ist eben nur ein Uebergangspunkt, ich möchte sagen, das Raupenkleid der Erziehung, aus dem sich dann der herrliche Schmetterling des freien Denkens entwickelt. Die Wissenschaft entfaltet immer herrlicher ihre goldnen Schwingen und ihr gegenüber kann der alte, orthodoxe Bibelglaube nicht mehr aufkommen.“

„Wenn sich die edle Wissenschaft nur nicht die Flügel verbrennt am Feuer des göttlichen Zornes,“ sagte ich empört.

„Mein geehrtes Fräulein,“ erwiderte er vornehm lächelnd, „Sie können doch unmöglich die alte Mythe, daß ein persönlicher Gott die Welt geschaffen und erhält, noch glauben? Es ist dies eine ideale, poetische Anschauung, die aber keine Realität hat. Es giebt eine unendliche Urmaterie, — ich möchte sie die Urkraft des Alls nennen, welche in unzählbaren Atomen in dem unendlichen Raum zerstreut ist. Aus dieser Urmaterie hat sich im Verlauf von Millionen und abermal Millionen Jahren langsam

und allmählich alles entwickelt, beim Geringeren anfangend und beim Höchsten endend. Aus einem Stückchen Schlamm wurde durch die Einwirkung von Luft und durch die etwaige Berührung mit einem anderen Körper ein Frosch. Dem Frosche am nächsten verwandt sind die Labyrinthodonten, deren handähnliche Fußstapfen man im Sandstein gefunden hat, und die entschieden den Uebergang zwischen diesen Thieren und der höheren Species, den Affen, bilden, und aus dem Affen hat sich dann in einer langen Reihe von Jahren der Mensch entwickelt, erst roh und thierisch, wie wir dies noch heute an den Neu-Holländern sehen, von denen der berühmte Gall glaubte, daß sie nur zwischen Thier und Mensch stehen, — dann von Stufe zu Stufe aufsteigend, bis er auf der jetzigen Höhe der Bildung und Civilisation angekommen ist. — Einem oberflächlichen Denker wird dies nur lächerlich scheinen, aber der wahrhaft großherzige Mensch weist nichts in der Natur von sich, und er athmet höher auf bei der Lehre, daß alles, was lebet, ihm verwandt ist.“

Ich war ganz erstarrt über solchen Frevel. In meinem Leben habe ich noch keinen Menschen gesehen, der auf Christi Namen getauft ist und den lebendigen Gott leugnet. Ich stand rasch auf und sagte: „Ueber Ursprung und Ahnen läßt sich nicht streiten, Herr Assessor, das sind jedes Menschen Privat-Angelegenheiten. Wenn Sie es vorziehen, einen Affen oder einen Frosch, oder ein Stück Schlamm zum Urvater zu haben, immerhin. Ich aber bin stolz darauf, den allmächtigen Gott, den Schöpfer

Himmels und der Erde zum Vater zu haben und nach seinem Bilde geschaffen zu sein.“

Damit ließ ich Herrn von Bruch etwas verduzt stehen. So lange mein Zorn anhielt, war ich mit meinem Betragen und mit der Abfertigung, die der Gottesleugner erhalten, sehr wohl zufrieden; aber hernach machte ich mir doch Vorwürfe, ob ich recht gethan und ob es für ein junges Mädchen passend ist, so aufzutreten. Es ist aber doch auch ein ernstes Wort, was Christus sagt: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ Aber weißt Du, liebe Tante, was mich am meisten dabei ängstigt? Daß ich es gleich wußte: du hast ihn gut abgefertigt und daß ich Freude empfand, daß mir das rechte Wort für den Menschen eingefallen war, — und zwar freute mich das um meinetwillen, nicht um der Sache willen. „Er wird dich gewiß nicht zu den Dummen zählen,“ das war ein Gedanke meiner Eitelkeit, — e, wann werde ich einmal etwas thun, was rein und ohne Flecken ist!

Hernach hat Herr von Bruch diese Scene meiner Tante erzählt, — Ferdinand hat es gehört, — da hat sie gesagt: „Ja, es ist ein gefährliches Mädchen! Witiz und Verstand hat sie, nur muß er in die rechten Bahnen geleitet werden. Aber Sie müssen nicht so derb anfangen, das schreckt sie nur zurück; wir müssen sie allmählig von ihren alten Ideen losmachen und sie in die richtigen Regionen zu leiten versuchen.“ — Ferdinand bittet mich,

nur ja alle meine alten Ideen zu behalten, — er kann Herrn von Bruch nicht ausstehen.

Aber Ferdinand liegt mir schwer auf der Seele. Er war in letzterer Zeit so bleich und so mißmuthig, daß ich ihn stets mit den Worten begrüßen mußte: „Was willst Du, Fernando, so trüb' und bleich? Du bringst mir traurige Mähr?“

Nun hat er mir endlich gesagt, was ihn drückt. Sein Studium befriedigt ihn nicht, ich glaube, weil die Naturwissenschaft sich jetzt dem Worte Gottes so gegenüber stellt und es Lügen strafen will, das gerade macht ihn so zwiespältig und ekelt ihn an. Er ist wohl nicht tief genug in sein Studium eingedrungen, da würden sich alle Räthsel befriedigend lösen, aber auf der Oberfläche mag es wohl scheinen, als ob die Wissenschaft sich mit der Bibel nicht verträge, noch dazu, wenn ungläubige Lehrer den armen Studenten solche Dinge vordociren, wie neulich Herr von Bruch mir es that. Ferdinand aber hat in Burgdorf seinen Herrn zu lieb gewonnen, um ihn so fahren zu lassen, er möchte sich ihm lieber ganz ergeben und will nun Theologie studiren. Es thut mir so weh, daß er nicht fest bei einer Sache bleibt, und doch freue ich mich dieser Aenderung seines Studiums, denn Ferdinands warmes Herz kann nur von der herrlichen Theologie ausgefüllt werden. Seine Eltern sind, wie immer, mit Allem einverstanden, diesmal noch mehr als sonst, denn sie meinen, ein Theologe fände sein Brod viel leichter als ein Naturforscher. O pfui, — natürlich, wenn man

sich's so leicht macht, wie sein Vater, der vor Langerweile sich täglich seine patience legt! Ferdinand wollte in diesen Tagen an Euch schreiben, erfreut ihn bald mit einer Antwort.

Vorgestern habe ich einen hübschen Gang gemacht. Ich bat Tante so lange, bis sie mir erlaubte, mit dem Mädchen nach dem Wochenmarkt zu gehen; sie that es endlich unter der Bedingung, daß ich mir höchstens Blumen nach Hause tragen dürfe. So gingen wir nach dem Gensdarmenmarkt. Das ist ein großer Platz, auf dem ein Schauspielhaus zwischen zwei Kirchen steht: Propheete rechts, Propheete links, das Weltkind in der Mitte! Und um diese Gebäude hatten sich nun eine Anzahl Leute, theils in Buden, theils so hingesezt, welche Allerlei zum Verkauf neben sich zu stehen hatten. Hier waren ganze Reihen mit Fleisch, dort Frauen mit großen Wannen voll Fischen, da wurde Butter, Eier, Käse, hier allerlei Grünes, dort die herrlichsten Blumen verkauft. Man vergaß bei letzteren fast, daß man im Februar war, aber durch die hohen Preise wurde man wieder daran erinnert. Es war ein hübsches, belebtes Bild: diese ungeheuren Ekvorräthe und dazwischen die Käuferinnen auswählend, handelnd, kaufend. Ich möchte einmal das an einem Orte beisammen sehn, was Berlin jeden Tag verzehrt! — Aber solcher Markt ist etwas sehr Hübsches, ich hatte noch nie einen gesehen. Als ich so herumshlenderte, kam Ferdinand; da sind wir mit einander gegangen, es war das erste Mal in Berlin, daß ich ihn allein sprechen konnte. Wir haben viel



von Burgdorf geschwaßt und dann hat Ferdinand mir erzählt, daß Herr von Bruch neulich in einem Kreise seiner Freunde gesagt hat, ich solle sein Weib werden und keine Andere; und daß er einen Toast ausgebracht hat auf mich und sein Glas Wein mit den Worten: „Mein muß sie werden!“ ausgetrunken hat. Sage einmal, Tante, wie findest Du das? Wie kann ein Mann ein Mädchen, das er achtet, so behandeln? Oder wie kann er es, wenn er es nicht achtet, zum Weibe begehren?

Nun kannst Du Dir denken, wie die Menschen hier sind, — Ferdinand und ich haben herzlich über sie gelacht, wenn es recht wäre, würde ich sie Alle verachten, — aber ihr Thun und Treiben ist wenigstens lächerlich und verächtlich. Wie erscheint mir Papas und Mamas Leben dagegen so reich, so herrlich! Aber jetzt höre ich hier von Heiden und Mission kein Wort reden; Tante Hef hat mir neulich nach der Geschichte mit Herrn von Bruch gesagt, daß es gar nicht passend sei, in einer guten Gesellschaft von Gott zu reden, und daß Religionsgespräche aus jedem gebildeten Kreise verbannt wären, weil da stets einige Differenzen obwalteten. Nun, ich will gewiß nicht davon anfangen, aber es ist so natürlich, irdische Dinge auf die himmlischen zu beziehen, daß es oft unversehens kommt.

Ich möchte gern im Sommer auf ein paar Tage nach Burgdorf kommen, aber die Tante will es nicht; dagegen ist bestimmt, daß wir dann mehrere Monate

nach dem kleinen Bad Wittkind bei Halle ziehen. Nun Wittkind — das ist wenigstens eine schöne Erinnerung.

Behüt Euch Gott, meine Herzens-Tante, und bete für mich, daß ich dem Herrn Jesu treu bleibe, innerlich und äußerlich.

Deine Margareth.“

Wittkind, am 12. August 18 . .

— — — „Es ist hier wunderschön, wir sind nun bald fünf Wochen hier, und ich hoffe, wir werden noch recht lange bleiben. Stelle Dir ein ziemlich langes, liebliches Thal vor, in welchem, ebenso wie an den unteren Abhängen der es umgebenden Berge, lauter kleine Schweizerhäuschen zerstreut liegen, — so hast Du das bis jetzt noch fast unbekannte Bad Wittkind. Der eine Berg, welcher es begrenzt, ist ziemlich hoch, mit vielen Terrassen und Anlagen geziert, und von seinem Gipfel hat man eine herrliche Aussicht, der gegenüber liegende ist bedeutend niedriger und der dunkle romantische Kurgarten zieht sich bis zu seiner Spitze hinauf. Wo der endet, nimmt das hübsche Dorf Giebichenstein seinen Anfang, die Saale fließt majestätisch vorbei, man sieht ihr an, daß viele stolze Burgen sich in ihr gespiegelt haben und sehnsüchtig blickt sie nach der bekannten Giebichensteiner Ruine hinauf, deren Fuß sie einst bespülte. Ein hübscher Weg führt theils an niedlichen, theils an sehr schönen Landhäusern und Villen vorüber nach der etwa eine halbe Stunde

entfernten Stadt Halle. Sieh, Tante, diesen Weg bin ich auch gegangen und habe da etwas Köstliches gefunden, — aber ich will Dir ordentlich erzählen.

Es war eines Montags gegen Abend, als mein Spaziergang mich bis an die Thore von Halle geführt hatte, da begann es in einer kleinen, dicht am Thore gelegenen Kirche zu läuten. Mich zog es immer näher und näher, bald stand ich vor dem Kirchhof, der das kleine, weiße Kirchlein wie mit grünen Liebesarmen umschloß. An dem Kirchhofsthor war eine einfache schwarze Tafel angebracht mit der Inschrift: „Thut mir auf das Thor der Gerechtigkeit; ich will hinein.“ Wer hätte einer solchen Einladung widerstehen können? Ich folgte den Leuten, welche jetzt, da die Glocken verstummt waren, nur einzeln noch eilig dem Kirchlein zuschritten. Ich trat ein und es wurde mir in diesem Gotteshause so wohl, — es mußten wohl viele Gebete an diesen Wänden kleben, sonst hätte nicht solcher Frieden von ihnen ausströmen können. Still setzte ich mich in eine Ecke und sang so recht von Herzen das Lied: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen,“ mit; dann betrat ein Pastor die Kanzel, eine hohe, kräftige Gestalt, — aus seinen einleitenden Worten entnahm ich sogleich, daß die Gemeinde zu einer Missionsstunde hier versammelt war. Er sprach über die Worte: „Jesus von Nazareth, der Juden König.“ Sein Thema war eigentlich die Frage: „Dieser Jesus, — ist er auch Dein König? Willst Du ihm treu und gehorsam dienen mit allen Kräften Leibes und der Seele?“ Liebe Tante, ich kann

Dir nichts weiter davon erzählen, aber glaube mir, mit dieser Predigt beginnt ein neuer Abschnitt in meinem Leben. Ich kann nun in mancher Beziehung sagen: „das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden.“ Aber mißversteh' mich ja nicht, als ob ich etwa meinte, in mir wäre nun die alte Sünde abgethan und alles neu geworden. — In der Kirche war es dunkel geworden, die Altarlichter wurden angezündet, ich konnte nichts sehen als das große Crucifix auf dem Altar und ich hörte nichts, als die Stimme des Predigers, der wieder und wieder fragte: „Dieser Jesus, ist er auch Dein König?“ Als ich aus der Kirche trat, war es mir, als seien Jahre vergangen, seit ich hinein getreten, die ganze Welt sah anders aus.

Seit der Zeit bin ich jeden Sonntag zu dieser Kirche gewallfahrtet, ich habe dort köstliche Predigten gehört. Wenn ich an jene Stunden zurück denke, muß ich immer wieder mit dem Psalmisten ausrufen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan hat.“ — Auch Heinrich besucht diese Kirche sehr häufig, ich glaube, er ist innerlich sehr gewachsen. Aber still ist er, schrecklich still, mir ist, als müßten er und Ferdinand bei einander sein, um sich zu ergänzen.

Heinrich ist auch mit mir nach den großen Franke'schen Stiftungen gewesen, — o Tante, alle diese Gebäude, die jetzt mehrere Straßen bilden, hat der Glaube erbaut! Ja, der Glaube ist wirklich die eine alles überwindende Macht. Wenn man eintritt, steht im Portal des einen Hauses geschrieben:

Fremdling, was Du erblickst  
Hat Glaube und Liebe vollendet.  
Ehre des Stiftenden Geist.  
Glaubend und liebend wie er.

Jedes Fenster in diesen Gebäuden schien mir zuzurufen: „O, daß Du könntest glauben!“ Jede Thür die Inschrift zu tragen: „Alles ist möglich dem, der da glaubt.“ — Und an der Stirn des Hauptgebäudes erblickt man zwischen zwei auffahrenden Adlern in Goldschrift die herrlichen Worte: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler.“ Tante, vor diesen Bau möchte ich mich stellen, wenn ich muthlos und ungeduldig bin, wenn ich mein Eigenes suche und selber thun will, wo ich nur stille zu sein und zu warten habe; diese Inschrift möchte ich wieder und wieder lesen, bis sie tief in mein Herz gedrungen wäre und ich sie gelernt hätte!

Liebe Tante, man sagt von Halle, es wäre so viel Kohlenbunst da, aber mir ist, als hätte ich noch nie so reine Himmelsluft geathmet; Wittekind liegt im Thale, und doch bin ich auf einem hohen Berge und alles liegt tief unter mir und kommt mir so klein vor. — Ich bin hier viel, viel älter geworden, aber ich bin sehr glücklich.

Deine treue Margareth.“

Berlin, am 10. November 18 . .

„Meine liebe Tante!

Es ist so schlimm, daß, wenn man auf einem Berge steht, man auch wieder herunter muß, — und dann kommt einem die Ebene eintönig und beschränkt vor, nachdem man oben eine so weite Aussicht hatte und in der reinen Luft tief aufathmete. Wir sind nun längst wieder in Berlin, — allein ich fürchte mich vor dem Winter, wie noch nie. Was aber auch da alles mit mir geschehen soll! Tante will mich gern verloben, damit ich an diese Welt, an ihre Welt, gebunden bin. Höre nur in flüchtigen Umrissen das Programm, das für die nächsten Monate gestellt ist: Wir besuchen sehr häufig das Opernhaus, natürlich nur, wenn gute klassische Werke gegeben werden, zu meiner Ausbildung. Wir werden viele Bälle und Gesellschaften mitmachen, damit ich mich vollständig gut benehmen lerne; „Du hast zwar einen angeborenen Takt,“ sagt Tante, „aber den rechten gesellschaftlichen Ton bringt nur die Uebung.“ Dann sind wir in eine Gesellschaft eingetreten, welche sich das „Vergnügen“ zu ihrer Lebensaufgabe gestellt hat, und welche sich monatlich zweimal versammeln wird, um lebende Bilder zu stellen, zu tanzen, Theater zu spielen u. dgl. m. Zur Eröffnung dieser „harmlosen Vergnügungen“ sollte ich ein Programm dichten oder irgend eine kleine Aufführung zusammenstellen. Aber Tante, beim besten Willen, ich konnte nicht. Das, was ich ihnen hätte sagen mögen, würde gar unangenehm in ihre Ohren geklungen sein. Es ist schon

öfter die Aufforderung an mich herangetreten, dies und jenes Fest mit „meiner Poesie zu verherrlichen.“ Tante Heß hat mehreres von mir gelesen und findet es sehr schön; nun möchte sie gern auch in dieser Art Ehre mit ihrer Nichte einlegen, so hatte sie oft für mich Versprechungen gegeben, die ich nicht erfüllen konnte, und das hat sie etwas gereizt. Ach, liebe Tante, ich hätte es ja gern gethan, aber Du weißt nicht, wie es hier hergeht. Jedes Wort, das ich geschrieben, würde so viel gelobt und besprochen werden, bis ich mit Eitel mein unschuldiges Wort nicht wieder erkannt hätte; und das von Leuten, die zu mir sagen: „Entzückend! Unvergleichlich! Diese Verse, — welche Musik, welche Schönheit, welche Weisheit! Apollo haben sie zum Vater, Venus zur Mutter und Minerva hat ihr reiches Füllhorn über sie ausgeschüttet!“ und hinterm Rücken sich amüsiren, daß das „eingebildete Nörchen“ es für pure Wahrheit nimmt, während ihre Schmiererei die nächste Verwandtschaft mit Stiefelschmiere hat. O ich weiß, unsere jetzigen jungen Herren in den weißen Glacehandschuhen sind nicht allzu zart und gewählt in ihren Ausdrücken, wenn sie unter sich sind. Habe ich eine Gabe, wie Alle sagen, in dieser Art, so will ich sie gern benutzen, wo und wie ich Jemand eine Freude machen kann; ich will kleine Schauspiele schreiben, will sie auch mit aufführen, wenn es in der Art geschieht, wie damals an Deinem Geburtstag und wenn die Proben dazu im Kuhstall gehalten werden. Aber nur nicht in dieser Umgebung, welche trotz ihrer hohen Bildung keinen

Sinn für wirklich Hohes hat. — Neulich fuhr ich auch mit zum Opernhause; zuerst war ich wie betäubt von dem Glanz der Lichter und Toiletten, von der Musik und dem gewaltigen Gebäude, in dem ich mich befand. Aber bald konnte ich gar nicht mehr auf das Stück hören, ich sah nur die armen, armen Mädchen, welche da auf der Bühne sangen und tanzten, deren Herz vielleicht blutete und weinte, während das Auge lachte, die vielleicht eine arme, kranke Mutter zu Hause hatten; sah die noch viel ärmeren Mädchen, welche darin ihren Ruhm, ihre Ehre, ihre Befriedigung suchten, von einer Menge Menschen beklatscht und herausgerufen zu werden, und da konnte ich nicht anders, ich mußte immerfort weinen. Tante war sehr befriedigt davon, denn sie glaubte, das Stück habe mich so ergriffen, — aber als ich ihr den Grund sagte, da hat sie sich wohl verächtlich abgewandt, — o, wenn sie mich doch in dieser Art endlich aufgeben wollte! Ich bin so elend und verlassen jetzt in diesen Gesellschaften; Ferdinand ist nun in Tübingen, zwar möchte ich ihn hier gar nicht sehen, er könnte sich nicht wohl fühlen, aber doch war er mir immer wie eine Glocke aus der Heimath. O, bete für mich, daß ich nicht mein Vaterhaus droben vergesse; diese Kleiderpracht hier und alles, was drum und dran hängt, ist eine wirklich satanische Macht, man wird unwillkürlich dazu gebracht, sich mehr damit zu beschäftigen, als recht ist. Ja, wenn es die paar Stunden des Ausgehens allein wären, aber die tagelangen Vorbereitungen zu einer größeren Gesellschaft,



dieses Auswählen und Anprobiren zerstreut so sehr, ich glaube, wenn ich noch länger hier bin, so wird mir Schneider und Putzmacherin auch lieber und nöthiger, als der Pastor. Bete, bete für

Deine treue Margareth.“

Berlin, am 15. Januar 18 . .

„Mein lieber Onkel!

Heute komme ich zu Dir in großer Noth, um mir Deinen Rath, Deine Hülfe zu erbitten. Wenn ich Dir nur alles ordentlich werde sagen können, was mir fehlt und was mich quält, — könnte ich neben Dir sitzen in Deiner lieben, grünen Stube, wo Du so oft gute Worte zu mir gesprochen hast, dann würde ich es Dir besser erzählen können. Du weißt wohl aus den Briefen, die ich an die Tante schreibe, daß ich diesen Winter in einem Strom von Vergnügungen leben soll, und eigentlich auch lebe. Nun möchte ich gern von Dir wissen: angenommen, es schadete alles dies meiner Seele nichts, darf ich es mitmachen, da Onkel und Tante Heß es hier dringend wünschen? Sie wissen, wie ungern ich es thue, aber sie denken, es ist so mein Bestes und wollen mich deshalb dazu zwingen. Und daß dies eben aus und meist in Liebe geschieht, das entwassnet mich. Dann aber hat auch die sogenannte Welt eine furchtbare Macht, auch über ein Herz, das Gott dem Herrn gehören will. Ich habe ihrer vorher gelacht, ich habe gedacht: „dir kann sie nichts anhaben, sie ist dir viel, viel zu klein;“ o Onkel, ich habe

sie zwar noch kleiner, aber doch ganz anders gefunden, als ich mir gedacht habe! Im vorigen Winter trat ich keck auf und es machte mir oft Spaß, anders zu sein, als diese hier. Aber jetzt wird mir so bange, dieser Glanz, diese Schmeicheleien gewinnen Macht über mich, und während ich sie verachte, freue ich mich ihrer. Du würdest Deine starke Margareth nicht wieder erkennen, es steht jetzt erbärmlich mit ihr. Ich fliehe noch immer alle derartigen Vergnügungen, sie befriedigen mich nicht, aber dennoch habe ich meine stillen Stunden nicht mehr so lieb wie früher, und wenn ich allein bin, so bin ich zerstreut, die Gedanken gehen hierhin und dorthin, zuweilen tritt die Versuchung an mich heran: „Du nimmst es zu streng, sollte Gott diese an und für sich doch unschuldigen Dinge verboten haben?“ Und das Schrecklichste ist, dann kommt der Pharisäer hinterher und sagt: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie die Andern. Ich könnte dort glänzen, aber meine strenge Religiosität hält mich ab,“ o herzlicher Dunkel, das ist das Fürchterlichste. Nichts haben, als bodenlosen Hochmuth und sich doch besser dünken, als andere Leute, die es nur eben nicht anders wissen, weil ihnen das nicht gesagt ist, was treue Eltern und Lehrer mich gelehrt haben.

Und in dem Augenblicke, wo ich mich dann so in meiner ganzen Blöße sehe, da denke ich: „was habe ich für ein Recht, noch besser scheinen zu wollen als Andere, ich will nur alles mitmachen, denn ich bin innerlich schlechter als sie.“

Dann kommt Onkel und Tante und wünschen und befehlen, ich soll kommen, — ich gehe mit, — zerstreue mich wieder, werde wieder gefeiert, — o, daß ich das doch nicht bemerkte! — und dann geht die Herzensangst von Neuem an, und ich stehe wieder vor der Frage: „Thust Du Sünde, überhaupt zu gehen oder nicht?“ Antworte mir doch darauf, mein Onkel.

Neulich war ich auf einem Ball. Ich hatte in Büchern gelesen, wie die Damen wie holde Blumen dort wandelten. Ich habe doch sonst eine lebhafte Phantasie, aber ich sah hier nur geschmückte Frauen und Mädchen, welche einander darauf ansahen, wer am reichsten, am geschmackvollsten gekleidet war. Dann, als die Musik ertönte, eilten die Herren auf uns zu, o, wie entwürdigend, sich von einem Jeden, von dem man nur den Namen weiß, wählen und umfassen lassen zu müssen! Und plötzlich, als wir tanzten, trat die Erinnerung an ein Bösenfest vor meine Seele: die gepußten Herren und Damen verwandelten sich in lauter Hindus, die Töne der Musik in ihr Heulen, und ich sah meinen Papa neben mir stehen, wie er damals, auf die erregte Menge deutend, zu mir sagte: „Sieh, Margareth, die armen Leute wissen alle noch nichts vom Herrn Jesu.“ Und wie ich rings um mich sich alles drehen sah, kam es mir wie Wahnsinn vor. Da hörte ich eine Stimme sagen, es war die eines jungen Mädchens, das eben von einer wilden Galoppade ruhte: „O, ich kann mir keinen schöneren Tod denken, als so mitten in höchsten Vergnügen, im rauschenden Tanze, schmerzlos

zu sterben.“ Ich erschrak, mir war's, als müßte Gottes Blitz sie augenblicklich treffen, — o, Seine Gebuld ist unsere Seligkeit! Und im nächsten Augenblick sah ich mich in der kleinen Kirche, wo ich eingeseget bin, vor dem Altar knien und hörte Dich mit ernster Stimme den Spruch sagen, den Du mir für's Leben mitgegeben: „Ich will mich mit Dir verloben in Ewigkeit. Ich will mich mit Dir vertrauen in Gerechtigkeit und Gericht, in Gnade und Barmherzigkeit.“ Lieber Onkel, wenn nun Christus mich sucht, wird er zufrieden sein, mich auf einem Balle zu finden?

Es war ein schrecklicher Abend, dieser Ballabend, und doch ein seliger, denn ich konnte einmal wieder so recht aus tiefer Noth beten, und dann schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist. Aber nun sage mir das Eine: darf ich, soll ich mitmachen, was Onkel und Tante wünschen, oder ist es mir erlaubt, mich ihnen zu widersetzen? Ich möchte einer Versuchung nicht durch Uebertretung des vierten Gebots aus dem Wege gehen! — Ich weiß nicht, ob Du mich ganz verstehen wirst, der Brief ist so confus, und Herz und Kopf auch. Wie war ich im Sommer in Wittekind so glücklich, — doch vergebens habe ich die Zeit dort dennoch nicht gelebt. Gott wird ja auch diesen Winter vorüber gehen lassen, — trage mich mit Deinem Gebet und mit Deinem Rath mit hindurch.

Deine treue Margareth.“

Burgdorf, den 18. Januar 18 . .

„Das ist Recht, meine liebe Margareth, daß Du Dich nach Hülfe umsiehst, da sie Dir nöthig ist. Ich antworte Dir auch gleich, da ich mir denken kann, wie sehnsüchtig Du auf meinen Brief wartest. Und ich muß Dir nur gestehen, daß ich längst im Voraus wußte, daß Du in diesen eigenthümlichen Nöthen, in die unser Gott Dich geführt hat, in Verlegenheit kommen und nach einem Sterne ausschauen würdest, der Dir in der Finsterniß leuchte; aber, obgleich Dir mein väterlicher Rath nicht fehlen soll, weise ich Dich doch vor Allem auf das Wort Gottes hin, von dem nicht vergebens geschrieben steht, daß es „eine Leuchte unserer Füße und ein Licht auf unsern Wegen“ ist. Nicht wahr, meine Tochter, es ist so, wie ich Dir vor dem Abschiede sagte: „die Welt sieht in der Nähe doch ein wenig anders aus, als aus der Ferne.“ Wenn man so still auf dem Lande dahin lebt, wie Du mehrere Jahre mit uns gethan hast, und das Haus hat seinen Morgen- und Abendsegen, die Arbeit will gethan sein, weil sie einem kommt, wie dem Mühlrade das Wasser, die Natur mit ihren unschuldigen Reizen, wie die Kunst mit ihren ungefährlichsten Seiten gewähren Erquickung, man lebt unter gleichgesinnten und gleichgestimmten Seelen, — ja, dann stellt man sich das Leben, welches anders gestaltet ist, entweder nicht richtig vor, oder beurtheilt es nicht recht, wenn man nun in dasselbe hinein gezogen wird. Darum meine zuerst ja nicht, daß es allein ein weltliches Leben sei, wenn man in's Theater

geht, oder zu allerlei Aufführungen, oder zu Geheimraths, wo nach dem Thee noch getanzt wird, — ach nein! die Welt versteckt sich auch in tausend andere Gewänder, und wenn ich Dir von den vielen gesellschaftlichen Vergnügungen schweigen will, so erinnere ich Dich doch nur an weltliche Lektüre, die Dir in die Hand gegeben wird, an den Ton von Gesprächen, denen Du zuhören, ja, an denen Du Theil nehmen mußt. Da gilt es überall, wie der heilige Apostel sagt: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich.“ Und es wird die Aufgabe einer christlichen Jungfrau sein, in allen Lagen sich ein geschärftes Gewissen zu erbitten und klare Augen zum Erkennen, was zur Welt gehört und wie sie sich dazu zu stellen hat.

Das Letzte ist aber nicht so leicht zu sagen, wie Du Dir vielleicht denkst. Du merkst jetzt, daß es nicht immer so geht, wie man es sich als das einfachste vorstellt. Also z. B. Onkel und Tante sind eingeladen und Du mit, Ihr sollt zu einem Familienball kommen. Ich weiß, Dir ist das Tanzen zuwider und wenn Du an die armen Heiden in Indien denkst, die mit ihrem heillosen Getanze Deinen Eltern tausend Herzweh bereitet haben, so treten Dir die Thränen in die Augen und Dir vergeht die Lust, auch nur einen Versuch zu machen. Was ist nun zu thun? Einfach um Erlaubniß bitten, zu Hause zu bleiben? Meinnetwegen. Wie nun aber, wenn die Tante sagt: „Ach, Du närrisches Mädchen, Du sollst nicht allein zu Hause bleiben und Deinen überspannten Ideen nachhängen. Komm nur mit, Du wirst schon Geschmack und Freude

an dem unschuldigen Vergnügen finden, und was würden Die und Die sagen, wenn Du nicht mitkämeſt?“ Ja, da wird nichts anderes übrig bleiben, Du wirst mitgehen müssen. Das Gerathenste ist natürlich, alle Mal danach zu streben, so oft als möglich von allen Dingen zurück zu bleiben, gegen die unser Herz eingenommen ist, sobald wir sie nur nennen hören. Aber wem wird es immer so leicht gemacht, wie jenem jungen Mädchen, das ich kannte? Das war eben erst eingeseget und stand in der ersten Liebe zum Heilande. Der Vater aber, der in weltlichen Dingen freier dachte, als gut ist, sagte eines Tages bei Tische: „Höre, Hedwig, Du könntest heute Abend mit in's Theater kommen, die Räuber von Schiller werden gegeben.“ Da stürzten Hedwig die Thränen aus den Augen und der Vater sagte: „Nun, wenn Du nicht willst, so bleiben wir ruhig zu Hause.“ — Das schreibe ich Dir nicht, um Dir die Waffe des Weinens zu empfehlen. Aber so bist Du auch nicht, liebes Kind, und ich wollte Dich nur glücklich preisen, wenn es Dir auch einmal mit einem einfachen Worte oder einer aufrichtigen Geberde gelänge, Dich von der Theilnahme an Dingen zu befreien, die Deiner Seele zuwider sind.

Treten aber die Fälle ein, wo Du Dich gegen das vierte Gebot veründigen würdest, wenn Du Dich zurückziehen wolltest — denn Deine lieben Verwandten vertreten doch jetzt, so lange Du bei ihnen bist, Elternstelle an Dir, — so gehe getroßt mit, wohin Du geführt wirst, denke an das Wort: Du darfst überall hingehen, wo Du

Deinen Heiland um Mitkommen bitten kannst und bittest; und Jesus wird nicht schelten, wenn er Dich an Orten sieht, wenn Du ihn selbst vorher aufrichtigen Herzens um seine Gegenwart gebeten hast.

Doch glaube ich, zu den alleraugenfälligsten, weltlichen Lustbarkeiten werden die Deinen Dich auch nicht zwingen, wenn Du Dich ihnen gegenüber offen ausgesprochen hast. Ich rechne dahin den Besuch eines Maskenballes und das Theater- und Opernlaufen, weil man sich damit an den armen Schauspielern, Sängern und Sängerinnen versündigt, die durch ihren Beruf verhindert werden, fromme Christen zu sein. Sonst kann ich Dir im Einzelnen keine genauen Vorschriften geben, sondern muß Dich darauf verweisen, Dir von unserm Gott und Heiland es zu erbitten, wie Du Dich in jedem Falle verhalten sollst. „Bei Gott sind alle Dinge möglich!“ hat davon ein erfahrener Seelsorger geschrieben, „der die drei Männer im Feuer und Daniel in der Löwengrube bewahrt hat, kann eine Jungfrau, welche der Welt nicht fröhnen will, vor Ansteckung mitten in verpesteten Räumen bewahren. Der Noah durch die Wasser, welche aller Welt zum Untergange gereichten, auf die Höhen des Ararat tragen ließ, kann auch heute noch bedrängte Seelen über die Ströme der Sünde hin retten und hat es oft gethan.“ — Das glaube fest, liebe Margareth, und Du wirst nicht zu Schanden werden. Ueberhaupt ringe danach, daß Dein Herz stark werde, allen Versuchungen zu widerstehen. Namentlich versäume es nie, Dir Dein Inneres von unserm Gott



reinigen zu lassen, wenn irgend etwas von Lust an dem weltlichen Wesen in Dich hineingedrungen sein sollte. Ihr armen Leute in Berlin, Ihr werdet ja schon, wenn Ihr nur auf der Straße geht oder fahrt, durch alles, was Ihr sehet und höret, um den Frieden der Seele gebracht, der Euch in Euren Häusern und in Euren Kirchen geschenkt wird! Ich kann mir denken, wie Dir armen Kinde da manchmal zu Muthe sein mag, und nun gar noch so viele Berührungen mit der Welt im geselligen Leben! Und das schlimmste von allem: Dein eigenes Herz, das in Hochmuth und Stolz Dir den schwersten Kampf macht. Da fragst Du wohl: Warum so viele Versuchungen von innen und außen? Warum, mein Kinde, warum? Darum, daß Du auf dem Wege bist und nicht in der Heimath; darum, daß Du Deine Schwachheit, Deine Bosheit erkennen lernest; daß Du nicht im Dunkel bleibest, über Dich selbst und über die verborgenen Tiefen Deines Herzens, daß Du an's Licht kommst, gestraft, gebessert werdest; daß Du die Welt und ihren Fürsten als Deine Feinde erkennst; darum, daß Du geübt werdest in der Waffenrüstung Deines Jesus, der auch einst stritt, so lange er auf Erden war, damit Du einst Deinem Jesus auch ähnlich werdest in seiner Erhöhung und Herrlichkeit. Du bist darum im heißen Streit hier auf Erden, auf daß Du nicht zufrieden seiest mit der Erde und nicht unzufrieden, wenn Du einst von ihr abgerufen wirst; damit Du nicht liebest, was hier unten ist, sondern nach dem Reiche Gottes und

seiner Gerechtigkeit trachtest. Aber sei nur zufrieden, kämpfe treu, wer überwindet, der wird es alles ererben.

Liebe Tochter, Du weißt, daß wir täglich hier für Dich beten, und wir haben die gute Zuversicht, daß Gott der Herr, der sich Dir offenbart und bezeugt hat, Dich nicht lassen kann, sondern Dich sicher durch dieses böse Leben bis in die goldenen Gassen der noch weit herrlicheren Stadt hindurch bringen wird, wo es keine Welt, weder in noch um uns, mehr zu überwinden giebt.

Gia, wären wir da!

Dein treuer Seelsorger und Onkel  
W. Stieg."

Berlin, am 25. Juli 18 . .

— — „Endlich, endlich werde ich Euch wiedersehen, o wie froh bin ich! Es sind in nicht zu langer Zeit zwei Jahre, daß ich nicht in Dein treues Auge geblickt habe, Du liebe, liebe Herzenstante! Und Ferdinand und Heinrich kommen auch, dann hast Du ja Dein ganzes Häuflein wieder beisammen. Wenn wir Dir nur nicht den Kopf recht warm machen werden! Es heißt ja wohl: kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen? — Denke nur, Tante Heß hat mir auf unbestimmte Zeit und noch etwas länger Urlaub gegeben. Ich glaube, sie ist der fruchtlosen Bemühungen müde und hat es aufgegeben, ein Weltkind aus mir zu machen, vielleicht macht sie gar keine Schwierigkeiten, wenn ich nun wieder

ganz zu Euch ziehen möchte, denn sie kann in ihren Kreisen doch nicht mit mir glänzen, die vorige Saison hat es ihr zu deutlich gezeigt. „Ja,“ hat Herr von Bruch feufzend gesagt, „und das Schlimmste ist, daß bloßer Eigensinn daran Schuld ist, sie will nicht. O wenn sie wollte, sie könnte la reine des bals et des coeurs sein!“ Nun, jedenfalls ist das etwas viel gesagt, und Herr von Bruch spricht da sehr subjective Empfindungen aus, aber es schmerzt mich doch, daß sie nicht ein edleres Motiv erkennen, sondern nur Eigensinn in meinem Betragen sehen, — o Gott, vielleicht ist das meine Schuld!

Gestern sagte die Tante zu mir: „Mein Kind, ich kann Dir nicht verhehlen, daß ich mich sehr in Dir getäuscht habe.“

Mir traten Thränen in's Auge. Ich möchte alle das Gute, das sie mir gethan, nicht mit Undank vergelten, und mein Gewissen sagte mir, daß ich unbeschadet meines Christenthums, in vielen Dingen ganz, ganz anders hätte handeln müssen. Tante fuhr fort:

„Es ist zwar etwas meine Schuld, warum habe ich mir wieder Illusionen gemacht? Die Erfahrungen mit meiner Schwester, Deiner Mutter, hätten es mir vorher sagen können. Ich öffnete ihr mein Haus, aber sie zog es vor, zu jener Pastorin Stieg zu gehen, einen Missionar zu heirathen aus lauter Exaltation und Schwärmererei. Nun, sie hat ein elendes Leben geführt, und ist eines elenden Todes gestorben, — die Arme.“

Diese Worte trockneten die Thränen in meinem Auge; wenn Jemand mich böse machen will, so darf er nur ein Wort gegen meine süße Mama sagen. Im Innersten empört, sagte ich: „ich bin stolz darauf, wenn ich meiner Mama irgendwie ähnlich bin. Ich wünsche mir kein anderes Leben, als sie es geführt, und begehre keines anderen Todes zu sterben, als sie.“

Liebe Tante, war das häßlich geredet? Aber in dem Augenblick konnte ich wirklich nicht anders.

Doch nun genug des Schreibens. Gott schenke uns ein fröhliches Wiedersehen und gesegnetes Beisammensein!

Deine treue Margareth.“

~~~~~

V.

Wer nicht an kleinen Dingen sich zu freuen weiß,  
Den werden große nie vergnügen können.  
Wer nicht versteht der Blum' und Quelle Sprache leis',  
Der kann die Weisheit nie sein eigen nennen.

Wer nicht sein Haus sich traut zu machen weiß,  
Wird nimmer in Gesellschaft Frieden haben.  
Wer nicht vergnügt ist in der Seinen Kreis,  
Der kann auch draußen sich nicht wirklich laben.

Wer nicht das Ewige zu finden weiß  
In den vergänglich'n und ird'schen Dingen,  
Der lebet nicht zu Gottes Ruhm und Preis,  
Er kann wohl seufzen, doch nicht fröhlich singen.

**E**s war ein gar fröhliches Beisammensein, als die traulichen Räume des Pfarrhauses zu Burgdorf nun wieder alle die Kinder umschlossen, die hier ihre frohe und glückliche Kindheit verlebt hatten. Sie fanden einander doch sehr verändert; denn in dem Alter, in welchem sie waren, machen zwei Jahre einen wesentlichen Unterschied. — Ferdinand und Margareth waren entschieden die Bedeutendsten in der kleinen Gesellschaft, ihrer äußeren Erscheinung wie inneren Entwicklung nach; Pastor Stiegs bekannten sich das ohne Meid, sie liebten sie wie ihre eigenen Kinder, und hatten für alle nur den einen Wunsch: sie auf dem schmalen Wege, der zur Gottseligkeit führt,

wandeln zu sehen. Sie wußten auch, daß, wo viel Licht auch viel Schatten ist, daß große Gaben auch große Gefahren sind.

„Ich hätte nie gedacht,“ sagte die Pastorin in traulichem Zwiegespräch mit ihrem Mann, „daß Ferdinand so hübsch und so lebenswürdig werden könnte. Er ist wirklich ein prächtiger Junge. Ich bin froh, daß er noch Theologie studirt hat, sie erfüllt seine ganze Seele, und ist kein todtes Wissen bei ihm, sondern die Liebe Christi durchdringt alles. Sein Auge strahlt, wenn das Gespräch auf göttliche Dinge kommt, und neulich strebte er vergebens, seine Nahrung zu bewältigen und die Thränen zurück zu drängen, als wir von der Liebe Christi sprachen, die sich für uns Sünder zu Tode geliebt.“

„Gott gebe ihm noch mehr Festigkeit,“ antwortete Pastor Stieg ernst, „daß er fest hält, was er ergriffen. Trotz seines Feuerifers braucht er sehr eine Stütze, um nicht laß und müde zu werden.“

„Weißt Du,“ entgegnete die Pastorin sinnend, „ich glaube, Margareth wäre eine solche Stütze für ihn. Was sie ist, das ist sie ganz. Gewiß, die Gebete ihrer Eltern umgeben sie in besonderer Weise und lassen nichts an ihre Seele treten, was ihr Schaden thun könnte. Es ist wunderbar, wie sie von all' den Versuchungen, die in Berlin über sie gekommen sind, so unangefochten geblieben ist. Welch ein anderes Mädchen ihres Alters würde nicht schweren Schaden davon gehabt haben? Aber wie ein unberührtes Kind ist sie hindurch gegangen.“

„Ja, ja, sie ist herrlich, eine köstliche Blume in Gottes Garten,“ sagte Pastor Stieg, „aber ein Kind, — nein Emma, ein Kind ist sie eigentlich nicht. Mir hat sie ordentlich imponirt, als sie mir wieder entgegen trat. Eine Würde, eine Hoheit, ein fester Wille drückt sich auf ihrem Gesicht, in allen ihren Bewegungen aus, — ich möchte sie eine königliche Jungfrau nennen.“

„O, sie kann auch wieder fröhlich und herzlich wie ein Kind sein, sich an dem Kleinsten freuend! Und dann — ein Gnadenkind ist sie doch ganz gewiß.“

„Gott sei Lob und Dank, ja,“ entgegnete Pastor Stieg, „aber wäre sie das auch nicht, so würde sie eine emancipirte Frau werden. Wenn einer Frau männlicher Verstand, männliche Thatkraft von Gott verliehen ist, so kann sie ihre Weiblichkeit nur als Frucht des Glaubens und als eine Gnadengabe behalten. Doch ein echtes Weib kann und muß ja gerade recht stark sein: stark im Glauben, stark im Lieben, stark im Dulden. Schwach sein ist nicht weiblich, sondern weibisch. Denke an all' die heiligen Frauen, die uns in der Bibel geschildert werden, sie waren stark — aber im Herrn und seiner Stärke.“

„Unser Heinrich ist auch prächtig,“ — sagte die Pastorin nach einer Pause, „nur fast gar zu still; er hat solchen reichen Schatz in seiner Brust, doch er theilt nie aus, er tritt so gar wenig aus sich heraus.“

„Um so mehr wird er behalten. Stille Wasser sind tief. Um Heinrich ist mir nicht bange. Er ist eine seltsame Seele, die ihr Herr, er komme wann er komme, in

seinem Heiligthum finden wird: sein Leben ist verborgen mit Christo in Gott. O, Heinrich kann man es ansehen, wo er weilt: es ist eine Klarheit, ein Friede, eine stille Freude an ihm, von der er selber nichts weiß, die aber Andere ahnen und fühlen. Es ist, als ginge eine geheime Kraft von ihm aus. Merkst Du nicht, wie Marie sich immer enger an ihn schließt, auch Lilli scheint lieber mit ihm, als mit dem feurigen Ferdinand zu verkehren.“

Beide schwiegen. Dann sagte die Pastorin mit einem kleinen Seufzer: „wie mag es in zehn, in zwanzig Jahren mit unsern Kindern aussehen? Wo werden sie dann alle sein?“

„Emma, laß sie sein, wo sie wollen,“ schloß der Pastor, indem er mit seiner Frau nach dem Garten ging, „nur selig! nur selig!“

In der Weinlaube des Gartens fanden sie das junge Volk versammelt. Die schneeweiße Damastserviette deckte den grünen Tisch, schwarzes und „klares“ Brod, goldgelbe Butter und ein Töpfchen mit Honig stand mit dem Kaffeegeschirr zierlich geordnet bereit, und Marie wartete nur der Eltern, um aus der großen Kaffeekanne den labenden Nachmittagsstrunk auszutheilen.

„Das ist ja heute herrlich hier draußen,“ sagte die Mutter, indem sie den von Heinrich für sie bereit gehaltenen traulichen Eckplatz einnahm, „aber wir haben Euch nicht lachen hören, fast glaubten wir, Euch gar nicht im Garten zu finden.“



„Ja,“ sagte Ferdinand, „wir waren aber auch in einem ernstern Gespräche.“

„Was war es denn? Laßt uns Theil nehmen,“ fragte der Vater.

„Margareth,“ fuhr Ferdinand fort, „hat da ein Buch von Scriver: „Gotthold's zufällige Andachten“ gelesen, und sie sagt, daß es ihr nicht gefallen hat, während Heinrich es eifrig vertheidigt.“

„Ja,“ unterbrach Margareth, „ich habe nur das daran zu tadeln, oder vielmehr das hat so unangenehmen Eindruck auf mich gemacht, daß etwas, was ja so natürlich ist, erst gedruckt und so dem Herzen des Lesers vorgelegt wird. Es giebt doch wohl kaum irgend einen irdischen Gegenstand, der sich nicht auf das Himmlische beziehen läßt, und ein Herz, das überhaupt himmlisch denkt, wird und muß dies fühlen, ohne erst durch solch' ein Buch dazu getrieben zu werden. Und dann scheinen mir die Parabeln auch so oberflächlich.“

„Du hast sie gewiß nicht alle gelesen,“ unterbrach Heinrich.

„Nein, allerdings nicht, ich habe auch nie ein Buch, das Beweise für die Wahrheit der Bibel, oder über die Pflicht, Gott zu lieben, enthielt, auslesen können. Ich kann mir das nicht anpreisen und anbeweisen lassen, was so natürlich ist, — wer wird einem kleinen Kinde vordociren, daß es seine Mutter lieben soll? So denke ich auch, man kann keine Blume sehen, ohne daß sie uns nicht tausendmal mehr sagt, als die blühendste, orientalische

Blumensprache ihr in den Mund legen kann. Ich kann nicht bei einer weißen Lilie vorbei gehen, ohne mein Auge niederzuschlagen, denn ich bin nicht rein wie sie; und doch kann ich sie auch nicht ohne selige Freude ansehen, denn trotzdem hat Gott mich lieber als diese Blume, und wenn er schon für sie so herrlich forget, wie vielmehr wird er es für mich thun; und wiederum erfüllt mich ihr Anblick mit Sauchzen und Wonne, denn sie erzählt mir, daß auch die Heiden noch Gottes Kinder werden sollen, auf ihren Blättern steht geschrieben: „aber die Wüste und Einöde wird lustig sein und das Gesilde wird fröhlich stehen und wird blühen wie die Lilien;“ und dann flüstert sie mir noch viel süße Worte zu von jener Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden, und unwillkürlich muß ich singen:

Unter Lilien jener Freuden  
Sollst Du weiden,  
Seele, schwinge Dich empor.

Ganz andere Gedanken erweckt das Marienblümchen. Da steht es im Grase, unscheinbar aussehend; schneidet des Gärtners Hand es sammt der Wurzel aus dem wohlbekannten Erdreich, dann schreit es wohl laut auf vor Schmerz, und kann sich an den fremden, stolzen Garten, in den es nun gepflanzt ist, nicht gewöhnen; aber sieh', seine Blätter haben sich gemehrt, unbewußt ist eine ganz neue Schöne über das unscheinbare Blümchen gekommen, — es ist zum Tausendschön geworden. Und wenn ich

nun das weiß, dann ist es mir eine lebendige Auslegung des Spruches: „was ich jetzt thue, das weißt Du nicht, Du wirst es aber darnach erfahren;“ und der neue Name, den das Blümchen trägt, er erinnert an den Lobgesang, den es in seinem Herzen ob seiner Verwandlung bewegt, und der in Worte übersetzt wohl lauten würde:

D, daß ich tausend Zungen hätte  
Und einen tausendfachen Mund,  
So stimmt' ich damit um die Wette  
Aus allertiefstem Herzensgrund  
Ein Loblied nach dem andern an  
Von dem, was Gott an mir gethan.

Und wiederum, jenes verkrüppelte Bäumchen, das dort im Sande ein elendes Leben hinschleppt, predigt deutlich das Wort des Psalmlisten: „so geht's einem jeden Baume, der nicht gepflanzt ist an den Wasserbächen;“ dort in der Ecke jene Tannenpflanzung sagt uns von Gottes Treue, die wir im Sommer des Glückes, wenn tausend Blumen uns umbliühen, oft wenig beachten, nur etwa als einen schönen Hintergrund zu dem bunten Bilde unserer Freude passieren lassen, die aber, wenn's draußen stürmt und schneit, in herrlichstem Glanze strahlt. Der Kirchturm dort drüben ist ein zum Himmel weisender Gottesfinger und so viel höher er ist, als die ihn rings umgebenden Wohnhäuser, so viel höher sind Gottes Gedanken als der Menschen Gedanken. Seht ihr da im Winde das Blümchen, das fliegende Herz, sich bewegen? Der leiseste Windhauch erschüttert es und läßt es hin und her schwanke.

Das ist ein Bild unseres Herzens, ehe Jesus Christus es trägt, ehe es zur Ruhe gekommen ist in ihm, — o, ich könnte Euch noch stundenlang so erzählen, was einem jeden Augenblick für Gedanken kommen, wir sind wirklich von lauter Predigt umgeben; aber auch dabei fällt mir ein: jedes Blümchen, jeder Stein erzählt die Ehre Gottes und predigt uns Liebe, und wir Menschen, geschaffen nach seinem Bilde, wir reden oft so viele häßliche und thörichte Worte!“

„O Margareth!“ rief Ferdinand begeistert, „wer doch Deine Augen hätte!“

Jetzt erst sah diese, wie bewegt Alle von ihren Worten waren. „Der Kaffee wird kalt,“ rief sie schnell, und Marie fuhr aus tiefem Sinnen auf, um ihr Amt zu verwalten.

„Aber dennoch,“ nahm Heinrich nach einiger Zeit das Wort, „dennoch ergebe ich mich noch nicht. Was der Eine entbehren kann, ist dem Andern sehr nöthig. Und hättest Du, Margareth, alle diese Parabeln gelesen, so würdest Du auch über die Einfalt und Tiefe von einigen derselben staunen. Und wenn dies alles auch nicht wäre, — der liebe, theure Scriber hat das Buch geschrieben und schon darum ist es mir werth.“

„Ich habe auch nicht gesagt,“ entgegnete Margareth, „daß das Buch schlecht wäre, bewahre! Ich habe nur gesagt, daß diese Art Andachten mir nicht zusetzen. Ich bin überhaupt ein komisches Mädchen darin: die meisten Erbauungsbücher sind mir zuwider, die meisten Predigt-

sammlungen langweilen mich. Meine Bibel und mein Liebeschatz, das sind die beiden Bücher, in denen ich lebe, und mit denen ich nie fertig werde; doch jetzt lese ich auch mit großer Freude ein Buch, ich glaube Stunden häuslicher Erbauung heißt es, und obgleich dies immer nur kurze Betrachtungen sind, so geben sie mir doch mehr als viele lange Abhandlungen.“

„Nun, es freut mich, wenn Du dies Buch lieb hast,“ sagte Heinrich, „der Verfasser hat köstliche Bücher geschrieben und mit seinem Wandel das Siegel darunter gedrückt. Er hat von Christo zu einer Zeit gezeugt, wo es noch eine Schande war, diesen hochheiligen Namen zu bekennen, er hat Erbauungs- und Missionsstunden in Privathäusern gehalten, wo er zur Hinterthür hat hineinschlüpfen müssen; der Ruf des Pietismus ging ihm voraus, er hat die Schmach Christi reichlich getragen, auf den Straßen hat man ihm mit faulen Äpfeln und faulen Eiern geworfen. Er ist durch böse und gute Gerüchte gegangen; als er nach England kam, haben seine Verehrer ihm die Pferde ausgespannt und ihn ziehen wollen. Und dabei ist er sich so gleich geblieben, ein Mann an Weisheit, ein Kind an Einfalt, und sein Humor ist gar ergötzlicher Art.“

„Erzähle uns doch etwas von ihm,“ bat die Mutter, welche es gern sah, wenn Heinrich einmal den Sprecher machte. Heinrich lachte.

„Mittags geht er gewöhnlich spazieren; einige Studenten haben Erlaubniß ihn zu begleiten, andere schließen sich an,

so daß oft ein ganzer Haufen beisammen ist. Auf diesen Wanderungen ist er gewöhnlich in der besten Laune und es ist interessant und lehrreich zugleich, zu beobachten, wie er, von äußerlichen Dingen ausgehend, oft mit Lachen und Neckeln anfangend, doch immer sein tiefes Ziel zu verfolgen und zu treffen weiß. — Da war ich nun neulich Zeuge, wie er zwei Engländern ein wunderschönes Stück spielte. Diese Herren waren, wie schon so viele ihres Volkes, gekommen, den großen Mann zu sehen, anzustaunen, etwa sein Autograph und einen halb verbrannten Fidißus von ihm mitzunehmen, jedenfalls aber einige unsterbliche Worte aus seinem Munde zu vernehmen. Sie hatten Erlaubniß erhalten, sich unserm Spaziergange anzuschließen, bewaffneten sich jeder mit einer Schreibrtafel, und beim Anfang des Weges nahmen sie diese in die Hand, um jedes seiner Worte aufzuschreiben. Aber der berühmte Mann schwieg! und Niemand wagte dies Schweigen zu unterbrechen. Wir gingen nach einem entfernten Dorfe; als wir halbwegs sind, steht er still, sieht die Engländer an und sagt ohne eine Miene zu verziehen mit einer Bassstimme: „Meine Herren, ziehen Sie den Muhamedanismus dem Christenthum vor?“ und damit geht er weiter. Berwirth sehen sie einander an und finden keine Antwort. Wir erreichen unser Ziel, kehren stillschweigend um; als wir an derselben Stelle sind, wo er das vorige Mal gesprochen, bleibt er wieder stehen und sagt in demselben Tone wie vorher: „Oder ziehen Sie das Christenthum dem Muhamedanismus vor?“

Wieder keine Antwort; still kommen wir an seinen Garten, wo wir uns still verabschieden. Ob die Söhne Albions dieses Gespräch aufgeschrieben haben, weiß ich nicht.“

Alle lachten. Margareth gefiel die Geschichte ausnehmend.

„So sollten es Alle machen, denen solcher Weibbrauch gestreut wird,“ meinte sie; Kili hat, noch mehr zu erzählen.

„Vor einiger Zeit kündigte er uns an, daß er ein großes Handwerkerfest zu geben gedente; wir waren Alle äußerst begierig, — und was geschieht? Er ladet alle die Studenten, welche einen Handwerkeramen tragen, zu sich ein, und nun stellt er denn Herrn Müller und Herrn Schneider und Herrn Zimmermann und Herrn Koch und Herrn Bäcker und Herrn Schuster einander vor und zwar mit der ernstesten Miene. — Ueberhaupt mag er sehr gern necken, Einen in die Enge treiben, nimmt aber eine derbe Antwort nicht übel, sondern freut sich ihrer. Nun ist seine Vergesslichkeit in allen irdischen Dingen bekannt, und er selbst meinte einmal ganz naiv, er begreife es nicht, daß er auf Reisen immer seinen Koffer verlöre, den er doch so nöthig brauche. Da erzählt er denn einst einem blutjungen Studenten: „Also ich reise, aber während ich nach dem Süden strebe, ist mein Koffer wieder nach dem Norden geeilt; nun sagen Sie, wie würden Sie dies nennen, wenn es Ihnen passirt wäre: Schicksal oder Vorsehung?“ Der junge Mann besinnt sich nur einen Augenblick, dann

sagt er bescheiden: „Herr Professor, mein Vater würde dies eine Bummelrei genannt haben.“ Ueber diese Antwort soll er herzlich gelacht haben und sehr damit zufrieden gewesen sein.“

Pastor Stieg fing nun an von seinen Studentenjahren zu erzählen, Ferdinand trug auch sein Theil zur Unterhaltung bei, und so verfloß der Nachmittag wie so viele jetzt in Burgdorf unter fröhlichen Gesprächen.

Am Abend gingen Margareth und Marie allein auf den duftigen Wiesen spazieren; es war wunderbar, wie innig sich letztere an erstere geschlossen hatte, trotzdem sie mehr als je von ihr überstrahlt wurde. Der böse schwarze Wurm in Mariens Herzen war zwar immer noch nicht todt, doch fristete er dort nur ein elendes Leben; und versuchte er es ja einmal sich aufzurichten und seine alte Macht wieder zu gewinnen, so wurde er gründlicher denn je gedemüthigt. Marie war an irdischer Weisheit nicht sehr gewachsen, aber sie hatte an Gnade bei Gott und Menschen zugenommen; wohl schmerzte sie jede Demüthigung noch immer, jede Enttäuschung war ihr empfindlich, aber sie suchte die Schuld in sich, nicht mehr in anderen Menschen, und weil sie im Umgange mit Gott stand, so wurde auch ihr Verkehr mit ihrer Umgebung täglich liebevoller und erquicklicher.

„Weißt Du, liebe Margareth,“ begann sie jetzt, „ich wurde heute fast traurig, als Du sagtest, was Du alles in der Natur und in den leblosen Dingen liest. Wenn ich in den Garten gehe, so sehe ich die Gewächse meist darauf



an, wie gut und nützlich sie für unser Haus sind, und an den Blumen freue ich mich höchstens, weil sie so schön aussehen und weil ich Andere damit erfreuen kann. Warum kommen mir nur nie so hübsche und gute Gedanken, wie Du sie immer hast?“

„Ja, und warum kommen mir nur nie so nützliche und wirthschaftliche Gedanken, wie Du sie hast?“ lachte Margareth; „aber,“ fügte sie plötzlich ernst hinzu, „wer weiß, wer am besten dabei fährt. Du führst Deine Gedanken auch aus, verwendest alles, wie es Dir nützlich und brauchbar erscheint, während ich mir ringsum so viel Schönes sagen lasse und doch so selten schön handele.“

„Sage so etwas nicht,“ bat Marie, „wir haben Dich Alle so lieb, und mir ist es, als wäre alles gut, was Du thust. — Sieh', ich gebe mir auch wahrlich sehr ernste Mühe, gut und recht zu handeln, aber es will mir nicht gelingen. Weißt Du, ich habe eine lange Zeit gehabt, da ich so traurig und muthlos darüber war, daß ich glaubte, es sei Gottes Wille so mit mir, und daß ich die Hände in den Schooß legte und gar nicht mehr an mir arbeiten wollte. Ich meinte, ich sei nun einmal nicht schön, nicht talentvoll, nicht gut, — also würde Gott mich wohl so haben wollen, es sei alles so bestimmt und es nütze nichts, dagegen anzukämpfen. Da hab' ich mir gar keine Mühe gegeben, weder Gott noch Menschen zu gefallen, ich dachte, ich müsse nun so verbraucht werden, wie ich einmal sei. Ich las und zeichnete nicht mehr, ich zog mich nicht mehr nett und zierlich an, trotzdem Papa und Mama das so

gern sehen, — nicht wahr, das war doch schweres Unrecht von mir?“

„Gewiß,“ antwortete Margareth; „hast Du nie in der Bibel gelesen, wie der Herr den Knecht, welcher das eine Pfund, das er empfangen, vergraben und nicht damit erworben und gearbeitet hat, einen Schalk und faulen Knecht nennt? Wem Gott nur ein Pfund gegeben hat, der soll das eine getreu verwalten, auf die Treue kommt's an, nicht auf die Größe des, was man zu verwalten hat. O Marie, ich glaube, wir sollen mit Allem, was wir haben, dem Herrn dienen: mit unserem hübschen Gesicht, wenn uns Gott ein solches gegeben, mit einer netten, geschmackvollen Kleidung, wenn wir irgendwie die Mittel haben, uns solche anzuschaffen. Ich kann Dir nicht sagen wie ich mich freue, wenn Jugend, Schönheit, Reichthum, Geistesgaben, Alles — dem Herrn zu Füßen liegt. Und es berührt mich unangenehm, wenn die, welche dem Herrn dienen, ihren Körper vernachlässigen, sich ihr Haar abscheeren, im Sack und in der Asche gehen; wenn sie ihre Geistesbildung versäumen, als ob das für den Herrn nicht nöthig wäre; wenn ihre Zimmer kahl und unordentlich aussehen — weil sie, wie sie sagen, alle Weisheit, alle Schönheit und allen Reichthum allein im Herrn finden. Das ist ja wahr und gut und schön, — ich möchte mich gern recht deutlich erklären, daß Du mich nicht mißverstehst. Sieh, — entweder schmücken wir uns für Gott oder für den Teufel, — ein drittes giebt es nicht; denn wenn wir unserer Eitelkeit dienen, so dienen

wir dem, in dessen Solde alle Eitelkeit und alles hoffärtige Wesen steht. Nun aber meinst Du nicht, daß Gott auch mehr Wohlgefallen an der Schönheit, an der Lieblichkeit, an der Ordnung, an der Harmonie, als an der Häßlichkeit, an der Unordnung, an der Disharmonie hat? Stellen wir uns nicht Gott und Jesus als die Urbilder der Schönheit, den Himmel und die Engel als Ort und Wesen vor, die vollkommen schön sind? Und wenn wir uns in Gottes Schöpfung umsehen, in der durch Sünde verderbten Schöpfung, in der die leblose Kreatur seufzet und sich sehnet nach der Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, welche wunderbare Schönheit, welche liebliche Mannigfaltigkeit tritt uns da entgegen! Die hohe majestätische Eiche, die sich über unserm Haupte wölbt, das liebliche Moos zu unseren Füßen, — beides vollkommen schön. Warum hat Gott nur die herrlichen Blumen, die Rosen, die Kaktus, die Lilien erschaffen? Hätte er nicht Freude an der Schönheit, so hätte er ja die Erde mit lauter Dornen, Disteln und Nesseln bepflanzen können? Und sieh einmal über Dich, sieh den tiefblauen Himmel mit den goldenen Sternen, o welche Pracht! Ja wahrlich,

Wenn am Schemel seiner Füße  
Und am Thron schon solcher Schein,  
Was muß erst an seinem Herzen  
Dort für Pracht und Sonne sein!

O Marie, wenn man nun erkannt hat, daß er der Herrlichste von allen ist, dann möchte man ihm auch

alles zu Füßen legen, ihn salben mit der köstlichen Narbe. Ist es nicht eine Schande, daß es jetzt fast heißt: „so lange Du gesund, schön, blühend, geehrt bist, so lange diene der Welt und dem Teufel; wenn man alt und krank und elend ist, dann ist's Zeit genug, sich zu bekehren.“ Ich sage Dir, ich habe in Berlin von „Frommen“ fast nicht anders sprechen hören, als von solchen, die mit allem Ringen und Trachten doch das Glück nicht haben erreichen können, die sich nun zum Ersatz Gott in die Arme geworfen haben, und wie der Fuchs von den Trauben, nun von den Weltfreunden sprechen: sie sind sauer. O des erbärmlichen Christenthums! Gottes Barmherzigkeit ist groß, er nimmt auch die an, die ihre besten Güter im fremden Dienst vergeudet haben, wenn sie aufrichtig zu ihm kommen, aber schöner ist's doch, ihm von vorn herein zu dienen und im besten Schmuck. — Sieh, Marie, wenn Gott schönes Haar gegeben, der soll es in aller Einfachheit so tragen, wie es ihn am besten kleidet, es nicht wild und verworren umher hängen lassen. Unser Leib ist der Tempel Gottes, seine Wohnung, da sollen wir ihn mit züchtiger, einfacher Kleidung schmücken, ich glaube, Gott hat mehr Wohlgefallen an einem reinen, sauberen Gewande, als an einem schmutzigen und zerrissenen. Hat Gott uns irgend eine edle Geistesgabe, sei es Anlage zur Musik, Gesang, zum Zeichnen, zum Dichten gegeben, so sollen wir sie nicht vernachlässigen, sondern sie ausbilden, hegen und pflegen. Haben wir Sinn für häusliche Geschäfte von ihm erhalten, so sollen wir ihn praktisch üben,

haben wir diesen Sinn nicht, so sollen wir ihn uns erbitten. Sind unsere Bewegungen tölpisch und hölzern, ist unser Benehmen linksch und steif, so sollen wir dagegen kämpfen und uns bemühen, auch in solchen Kleinigkeiten besser und liebenswürdig zu werden. Und wenn ein Christ Schuhputzer ist, so soll er eben der beste Schuhputzer sein. Aber, — und das ist die Hauptsache — daß es alles zur Ehre Gottes, zur Freude des Nächsten und zu unserer Seelen Seligkeit geschieht! Wenden wir irgend eine Gabe, heiße sie nun Schönheit, Witz oder wie sie wolle, nicht zur Ehre Gottes, sondern zu unserem eigenen Dienst an, so gilt das Wort: ärgert dich dein Auge, so reiße es aus; ärgert dich deine Hand, so haue sie ab.“

„Aber wie kann ich denn wissen, ob ich sie zur Ehre Gottes anwende?“ fragte Marie.

„Ich denke, das ist nicht so schwer zu erfahren,“ antwortete Margareth; „wenn wir Gott aufrichtig bitten, uns dabei zu helfen, ist das schon ein Kennzeichen. Dann werden wir nicht empfindlich, wenn wir selber nicht beachtet werden, wenn unsere eigene Ehre angegriffen wird, das ist das zweite, und das dritte ist, wenn wir uns so Gott hingeeben haben, daß wir uns aufrichtig freuen können, wenn nicht unser, sondern sein Wille geschieht. Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, aber dies dritte ist mein sicherstes Merkmal, ob ich in Gottes Dienst stehe, ihn und seinen Willen in allen Dingen suche, oder ob ich mir selber diene.“

„Margareth,“ sagte Marie leise, „ich will auch ver-

suchen, ob ich nicht zu Gottes Ehre noch so schön als irgend möglich werden kann, ich will auch noch lernen, und will auch mein Clavier und mein Zeichnen nicht vernachlässigen. Aber vor allen Dingen will ich suchen und ringen, nicht meinen, sondern Gottes Willen zu thun.“

„Darnach wollen wir beide trachten,“ erwiederte Margareth, sie zärtlich unfassend, „und ich glaube, wir werden fröhlich und selig sein in solcher Arbeit.“

„Ja,“ sagte Marie nach einer Weile, „ich denke auch, man kann auf Gottes Wegen am allerfrohesten und vergnügtesten sein.“

„Und ich bezweifle,“ entgegnete Margareth, „ob überhaupt Jemand anders das Recht oder das Herz zum wahren Frohsinn hat, als die Kinder Gottes; die Christen allein haben das Privilegium, vergnügt sein zu dürfen.“

„Und doch nennt man sie Kopfhänger und thut, als ob sie aller Freude entsagen müßten. — Weißt Du, in acht Tagen ist Lilli's Geburtstag, da kommen die benachbarten Pastorentöchter, auch die Töchter von unserem Gutsbesitzer Kethel mit vielem vornehmen Besuch, der diesen Sommer bei ihnen ist. Darunter ist auch eine alte Dame, die Deine Tante in Berlin kennt; sie hat nun Wunderdinge von Dir erzählt, schon ehe Du her kamst; daß Du Tanzen und Spielen für Sünde hieltest, täglich mehrere Mal zur Kirche gingest, alle Fröhlichkeit verdamntest, jede unschuldige Freude als Unrecht ansähest und wahrscheinlich noch im grauen Bußgewande Dich aus dieser gottlosen Welt in irgend eine heilige Anstalt flüchten würdest.

Killi Kethel hat dies alles unserer Killi erzählt und hinzugefügt, daß sie sich fast fürchteten, zum Geburtstag hierher zu kommen; es sei so schon fromm genug bei uns, aber dies Mal würden Deine heiligen Blicke wohl gar keine Freude oder Lachen aufkommen lassen.“

Margareth lachte so herzlich, daß Kethels, wenn sie es gehört, wohl eine andere Meinung von ihr bekommen haben würden.

„Warte, die werde ich anführen,“ sagte sie dann, „ich habe schon so halb und halb meinen Plan, — aber auch Du darfst ihn nicht wissen; ich kenne ja fast Alle, die da kommen, ich will Euch recht überraschen. Die sollen doch sehen, daß man die Welt und alles, was sie Freude nennt, verachten kann, weil man etwas viel Besseres kennt und hat, und daß man eben darum, weil man in Gott fröhlich ist, auch im Familien- und Freundeskreise Scherz und Lust haben darf, daß uns jedes Vergnügen erlaubt ist, um das wir den Herrn vorher kindlich bitten und für das wir ihm hernach danken können, daß wir alles thun dürfen, wozu wir ihn um seine Gegenwart bitten können.“

In den nächsten Tagen steckte Margareth gar viel mit Heinrich und Ferdinand zusammen. Letzterer ließ sich sogar herab, nach der nächsten Stadt zu gehen und dort Einkäufe zu machen. Dann schlossen sich die Drei in eine Stube ein, arbeiteten einen ganzen Tag zusammen und sahen dann sehr geheimnißvoll aus. Die Eltern wunderten sich über ihre Kinder; Killi, ihres Geburtstages denkend,

meinte, ein Geheimniß im Hause zu haben, sei etwas sehr hübsches; Marie würde früher sehr beleidigt gewesen sein, daß man sie nicht zur Mitwisslerin machte, jetzt erhöhte sie die allgemeine Fröhlichkeit nur durch ihre vergeblichen Versuche, den „Verschworenen,“ wie sie genannt wurden, auf die Spur zu kommen; endlich aber berichtete sie triumphirend: es röche furchtbar nach Siegellack, und Lilli hatte ganz deutlich Papier knistern hören.

„Nun ja, Papier und Siegellack gehören zusammen,“ sagte Ferdinand kaltblütig.

Endlich kam der wichtige Tag. Das Geburtstagskind sah noch lieblicher aus, als gewöhnlich und war lauter Glück und Freude. Blumen, Segenswünsche, Geschenke und Liebe waren in Fülle da, aber von einer besonderen Ueberraschung keine Spur. Nachmittags kam ein Wagen nach dem andern auf den Hof gerollt, liebe Gäste kamen, auch Kethels mit ihrem vornehmen Besuch, der Wagen hatte sie nicht alle fassen können, zwei junge Leute standen hinten auf dem Kofferbrett als Bediente, — auf einsamen Landwegen läßt sich solch ein Spaß schon arrangiren. — Leicht sprangen sie herab, halfen den Damen beim Aussteigen, und dann stellte der junge Kethel seinen Freund, den Baron von Wallerberg, vor. Lilli stand in der Thür und empfing die Gäste.

„Höre, die ist hübsch,“ flüsterte der Baron seinem Freunde zu. „Und sie soll für uns verloren sein, — in ein Kloster gehen? — Sie sieht mir gar nicht darnach aus.“



„Nein, Du bist auf falscher Fährte,“ antwortete Zener ebenso, „Fräulein Lilli Stieg ist nicht für uns verloren. Die schöne Margareth hat sich nicht herabgelassen, solche armen Sünder zu empfangen, sie wird wohl in irgend einer Ecke des Hauses sitzen und für unsere Bekehrung beten.“

In diesem Augenblick sah er die schöne Margareth neben sich stehen, ihre großen Augen waren auf ihn gerichtet, und das schalkhafte Lächeln, womit sie ihn empfing, machte ihn besorgt, daß sie den letzten Theil seiner Rede gehört haben möchte.

Bald war alles in der Weinlaube um den Kaffeetisch versammelt, von älteren Leuten waren nur Pastor Stiegs gegenwärtig. Ein aufmerksamer Beobachter hätte sehen können, wie Margareth fortwährend verstohlen betrachtet wurde; Alle hatten so viel von ihr gehört, sie war so oft Gegenstand des Gesprächs gewesen, nun wollte Jeder wissen, in wie weit sie seine Vermuthungen und Befürchtungen rechtfertigte — nur Baron von Wallerberg schien sie nicht zu bemerken, er hatte nur Augen für Lilli, welche in ihrem weißen Kleide, einen Kornblumenkranz auf den blonden Locken, wirklich wie eine Fee aussah. Marie war das besorgte Hausmütterchen, das nur daran dachte, Alle zu erquicken und Jedermann Aufmerksamkeiten zu erweisen. Margareth merkte wohl, daß sie beobachtet wurde, aber sie war schon von Berlin her daran gewöhnt, und blieb daher ganz unbefangen. Und trotz ihrer gefürchteten Gegenwart war bald ein so fröhliches Gespräch im Gange,

und die Laube tönte von so herzhaftem Gelächter wieder, wie nur eine Gesellschaft von einigen zwanzig jungen, frohen Leuten es hervorbringen kann.

Eben wurde vorgeschlagen, auf dem großen Rasenplatz „Kämmerchen vermiethen“ zu spielen, da trug Kolte einen großen verdeckten Waschkorb in die Laube, setzte ihn nieder „mit einer schönen Empfehlung“ und ging wieder seines Weges. Ein Augenblick Erstaunen — Gesprächesfeuer schloß, — dann wurde Lilli als Geburtstagskind einstimmig aufgefordert, die Hülle zu entfernen; fast zagend that sie es — da lagen lauter weiße Packete, verschieden an Form und Größe, wohl adressirt und versiegelt im Korbe. Sie warf einen schlaun Blick auf Margareth und die Brüder — die Thäter waren erkannt. Ein Packet wurde genommen, es trug die Adresse eines der anwesenden jungen Mädchen; als dieses es öffnete, kam ein neues Packet mit anderer Adresse zum Vorschein, und dann wieder eine andere, und so wiederholte es sich acht bis zehn Mal, da dann endlich der Kern des Packetes, der in einem kleinen Geschenk für die letzte Adressatin bestand, zum Vorschein kam. Aber schon unter jeder der vorhergehenden Adressen stand ein Vers, ein kleines Lied, ein bon-mot, meist humoristischer Art, oft voll feiner Anspielungen, welche zuweilen nur die Empfängerin verstand; die Verse wurden laut vorgelesen und erregten allgemeines Lachen und Vergnügen. Es waren so viele Packete da, wie junge Mädchen anwesend, so daß auf eine Jede ein kleines Geschenk kam. Oft waren auch die Verse auf der Emballage des Packetes

Hinweise auf dessen Inhalt. Ein kleines Packet kam immer wieder zu Lilli zurück mit der Frage: „Duftet's nicht süß?“ oder: „Mir ist's, als ob es Frühling wär;“ endlich verhieß es ihr: „Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiederum komm, dann fehr' i ei, mein Schatz, bei Dir.“ Und als es wiederum kam, war es zum zierlichen Briefe geworden, Lilli entfaltete ihn, die Unterschrift war ein von Margareths Hand gemaltes Veilchen, welches in dem Briefe im altfränkischen Schnörkelstyl um Lilli's Liebe und Schutz bat, da es in dieser Jahreszeit ganz vereinsamt stehe, aber wohl Lilli's Liebe zu ihrer Familie, von der ihre Mühmen und Basen gar viel gerühmt, kenne. Die Wohnung war: Lilli's Fenster hinterm Rouleaux. Lilli eilte dorthin und fand dort ein allerliebstes Veilchentöpfchen.

Ein anderes Packet wurde genommen. Witz und Neckten jagten einander. Ein junges Mädchen, welchem nur wohl war, wenn es jeden Tag ausgehen konnte, das aber dabei in Worten für ein Stilleben und für Einsamkeit schwärmte, erhielt folgendes Verschen:

In einem Hüttchen, einsam, still und klein,  
Da möcht' ich leben ganz für mich allein!  
Da hörte ich der Quelle Rauschen,  
Könnst' dem Gesang der Vögel lauschen, —  
O, was wär' das für schöne Zeit, —  
Ich liebe Dich, Du Einsamkeit!

Doch muß das Hüttchen auch nicht gar zu klein  
Und auch nicht gar zu einsam sein.

Ich kann ja Nachts die Vögel hören,  
Tags mit den Menschen froh verkehren. —  
In einem Hüttchen ganz allein  
Mit recht viel Freunden möcht' ich sein!"

Allerlei Wortspiele folgten, das Packet ging von Hand zu Hand. Endlich mündete es bei Lydia Korbes, welche eine ausgesprochene Vorliebe für Knackmandeln hatte. Eine Düte mit Mandeln war der Kern des Packetes; oben an der Spitze der Düte war eine große Mandel als Sprecherin befestigt, welche in feierlichen Daktylen die in der Düte liegenden Mandeln mit den ruhig in ihren Hüften schlafenden Schafen verglich, dann aber, in leichtfüßige Jamben übergehend, den Wolf einbrechen sah, und mit den Worten schloß:

Lebt wohl, ihr Schwestern, wir gehn Alle drauf,  
Lebt wohl, — die Lydia ist uns Alle auf.

Auf Scenen in der Kindheit wurde angespielt, allerlei damals erlebte Abenteuer waren in Verse gebracht und als Devisen benutzt; der Inhalt war gar verschiedener Art: ein zierliches Nadelbuch nebst einer pomphaften Zeitungsanzeige, welche dasselbe als vortheilhafte Pensionsanstalt für junge Nähnadeln pries, und neben bester, moralischer Erziehung den Pensionairinnen noch freien Unterricht in weiblichen Handarbeiten versprach; ein Korb, alle „Wenn's" und „Aber's" hinein zu drücken und sie an's Ende der Welt zu schicken; ganze Pakete voll Gesundheit und guter Laune; Geist auf Flaschen gezogen; ein Schlüssel mit einem Recept, die Herzen aufzuschließen u. dgl. m.

Schon war unter Scherz und Lachen der größte Theil der Packete geöffnet, das Papier lag haufenweise in der Laube, da kam plötzlich ein in rosa Papier gehülltes und an Margareth adressirtes Packet zum Vorschein.

Es zeigte bei seinem Hin- und Herwandern eine Nachahmung von Schillers Mädchen in der Fremde und fing an:

In einer Laub' bei jungen Mädchen  
Erschien in einem schönen Jahr  
Einst unter vielen andern Päckchen  
Ein Päckchen klein und wunderbar.  
Es war nicht in der Laub geboren,  
Es war von anderem Papier!  
Ach, alles Rathen war verloren, —  
Doch sicher war es nicht von hier u. s. w.

Und nach vielen Enthüllungen kam ein Band Gedichte zum Vorschein mit den Worten:

O Schwester lieb', verschmäh uns nicht,  
Du bist ja selber ein Gedicht.

Ferdinand und Heinrich hatten Der, die für Alle, geforgt und sich selbst darüber vergessen, diese Ueberraschung bereitet.

Es war Abend, die Köpfe waren heiß, der Kaffee kalt geworden, als diese Packet-Episode vorüber war. Alle aber meinten, sie hätten selten solchen vergnügten Tag gehabt, und beim Abschied bekam Margareth mehr freundliche Worte und herzliche Händedrücke, als sie zum Willkommen erhalten hatte, und die Gäste dachten bei sich, es sei

doch etwas Schönes, Andern Freude zu bereiten und viel tausendmal besser, als über sie herzuziehen und sie zu ver- klatschen, wie sie dies bei einer Tasse Kaffe so oft gethan, und sie gestanden sich, solch' eine Frömmigkeit könne man sich schon gefallen lassen; sie hatten eine köpfschüttelnde Straßpredigerin zu finden erwartet, und ein fröhliches Kind Gottes gefunden.

---

VI.

Nimm hin Dein Weh',  
 Wirf's in die See  
 Der heißen Gottesliebe!  
 O, sie vergebet,  
 Was Traurens werth,  
 Und nichts als Luft Dir bleibe!

Die Thräne schwer  
 Laß nun im Meer  
 Der Gottesgnad' verschwinden.  
 O, sieh' wie klein  
 Die Thräne Dein, —  
 Sie ist nicht mehr zu finden.

Das ganze Herz  
 Mit seinem Schmerz  
 Leg' still in Jesu Willen.  
 O, Seine Treu  
 Ist täglich neu,  
 Wird Dich mit Frieden füllen.

**S**ie würden aber Margereth nicht wieder gekannt haben,  
 oder irre an ihr geworden sein, wenn sie dieselbe kurze  
 Zeit darauf einsam an den Wiesen hätten spazieren  
 gehen sehen. Diese hatte sich den ganzen Nachmittag Gewalt  
 angethan, nun litt es sie nicht mehr unter den Menschen,  
 auch die liebsten waren ihr jetzt zu viel, sie mußte allein  
 sein. Und da ging sie mit schnellen Schritten auf und  
 ab, ihr Herz pochte, ihre Stirn brannte fieberisch, schon

fühlte sie die Stiche, welche das Kopfweh, das jeder Aufregung folgte, anmeldeten. Was war der starken, ruhigen Margareth? Schon längst hatte sie gemerkt, daß Ferdinand sie liebe, nicht mit einer Bruderliebe, wie sie sich so oft vorgepiegelt hatte, sondern mit der ganzen Liebesgluth eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings, und hätte sie noch gezweifelt, der heutige Nachmittag hätte es ihr klar machen müssen! Ihr Herz klopfte höher, sie wußte es längst, daß er der Einzige war, den sie lieben konnte, den sie wieder liebte mit der ganzen Kraft ihres Herzens, sie hatte sich auch täuschen wollen, indem sie sich sagte: ich liebe ihn, wie eine Schwester, — aber, warum liebte sie denn Heinrich, der ihr doch dann noch näher stehen mußte, ganz anders? Warum weilten ihre Gedanken immer bei Ferdinand, warum schlug ihr Herz ihm entgegen, warum sehnte sie sich fortwährend nach ihm? — Mit Schrecken dachte sie daran, daß sie ihn vielleicht lieber habe als Gott, denn unbewußt beschäftigte sie sich fortwährend mit ihm. Und während sie auch jetzt so seiner gedachte, stand er plötzlich neben ihr. Sie schrak leicht zusammen, aber dann faßte sie sich, ruhig nahm sie seinen Arm und sagte: „Willst Du auch noch spazieren gehen?“

„Nein, Margareth,“ antwortete er fast heftig, „ich suchte Dich, ich wollte Dir etwas sagen.“

„Aber es ist schon spät,“ erwiderte sie, und man konnte ein leises Zittern der Stimme bemerken, „ich glaube, wir müssen nach Hause gehen.“



„Nicht, eh' ich Dir gesagt habe, was mich quält, es drückt mir fast das Herz ab.“ —

Margareth zitterte. Dann aber hieß es in ihr: „Nun denn, es sei; dann ist alles abgethan. O Herr, hilf Du mir überwinden.“

„Margareth,“ sagte Ferdinand jetzt, „Du mußt es mir längst angemerkt haben, wie lieb ich Dich habe. Nun sage, hast Du mich wieder lieb, und willst Du mein liebes, treues Weib sein?“ Er hatte ihre Hände gefaßt und sah ihr in die Augen. Sie schlug sie nieder und sah todteneleich aus.

Er fuhr dringender fort: „O Margareth, sage nicht nein. Mir ist's, als wäre ohne Dich mein Leben dunkel, ich glaube, Du bist mir vom Herrn gegeben, mich immer wieder auf den rechten Weg zu bringen. Wie oft hast Du's gethan!“

Sie schwieg noch immer. „Sieh, jetzt mache ich bald mein Examen, giebt Gott Gnade, so habe ich in wenigen Jahren eine Pfarrei. Wir sind jung, wir können noch warten. Dann führe ich Dich als mein geliebtes Weib in ein freundliches Pfarrhaus, da bist Du Deines Mannes Freude und Wonne, sein bester irdischer Schatz, da wollen wir beide für den Herrn arbeiten, wollen wie Dinkel und Tante Stieg —“

„O Ferdinand, sei still,“ rang es sich aus der armen, gequälten Margareth, „ich kann nicht Dein Weib werden.“

Ferdinand ließ erschrocken ihren Arm los. „Margareth, was sagst Du? O nein!“

„Ich kann nicht Dein Weib werden,“ wiederholte sie jetzt ruhiger, „ich kann es nicht.“

„Und warum nicht? Liebst Du mich nicht?“

„O Ferdinand, quäle mich nicht mit Fragen. Glaube mir nur, ich kann, ich darf nicht!“

Eine schreckliche Ahnung stieg in ihm auf. „Ist etwa Herr von Bruch —“

„Verachte mich nicht so,“ erwiderte Margareth schnell, „daß Du denkst, ich könne je die Seine werden. Aber dringe nicht in mich, sondern glaube mir. Lieber Ferdinand,“ fuhr sie fort und nahm seinen Arm wieder, „laß mich Deine liebe Schwester bleiben, Du sollst keine treuere finden. Laß uns unbefangen und herzlich mit einander verkehren wie bisher, aber mehr verlange nicht von mir. Und sollte es uns schwer werden, wir wollen uns auf den Knien Stärke erbitten, Gott legt nichts auf, er hilft auch tragen.“

„Aber legt denn Gott hier etwas auf? Ist's nicht vielmehr —“

„Nein, es ist Gott, gewiß und wahrhaftig. Er allein. Hier unten sollen unsere Lebenswege wohl aus einander gehen, — o, laß uns ringen, daß wir droben ewig bei einander sind in Gottes Herrlichkeit! Ferdinand, wenn es Dir schwer dünkt, dann wirfst Du erst herrlich Immanuel kennen lernen in seiner starken Kraft, wirfst ihn als den sehen, der aus seiner Kraft den Milden Kraft giebt und Stärke genug den Unvermögenden; Du wirfst an Dir selbst erfahren, wie wunderbar der Herr seine Heiligen

führt bis an ein seliges Ende, ja ein Ende in einer ewigen, über alle Maassen wichtigen Herrlichkeit. Laß uns nun ganz zufrieden sein mit dem Loose, das Gott uns bescheren wird, laß uns den guten Kampf des Glaubens kämpfen, bis wir an dem verordneten Ziele sind, wo aller Kampf verschlungen ist in ewigen Sieg, wo kein Schmerz und keine Thräne mehr ist, sondern lauter Freude und Wonne. Ferdinand: — wer überwindet, der wird es alles ererben.“

So sprach Margareth zu ihm, Beider Herzen schlugen etwas ruhiger und Ferdinand konnte ihr die Hand zur „Gute Nacht“ reichen, ob es gleich in seinem Herzen wogte und wühlte. Sie aber stand noch lange in ihrem Stübchen, ach nein, mit dem Stehen war's bald vorbei, sie sank auf ihre Kniee, sie weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte und lange dauerte es, ehe sie wieder beten konnte: „Herr, mein Herr und mein Gott, nimm alles hin, nimm mich ganz und gar! Nach Dir, nach Dir allein hungert und dürstet meine Seele. Ich liege hier vor Dir, ich gebe mich ganz in Deine Hände. Du kennst mein Herz, Du weißt, daß ich nichts will, als Deinen Willen thun, nein, nein, es darf kein Mensch zwischen uns treten, Du bist mein und ich bin Dein. O, mache mich stark, in allem zu überwinden! Bergieb meine Thränen, ich kann nicht anders, — aber gern, gern will ich Dir alles opfern, reiß mein Herz aus meinem Herzen, wär' es auch mit tausend Schmerzen. Ich habe mich Dir gelobt, nun hilf, daß nichts zwischen uns tritt,

ich will Dein sein und keines Andern. Du liebst mich viel mehr als Ferdinand, Du bist für mich gestorben, o wie erbärmlich, daß ich Dir nichts, nichts opfern kann. Aber nun hilf mir zum Vorwärtsgen, Herr, ich kann nichts, Du kannst alles, ich bin Dein, heute und in alle Ewigkeit, Niemand kann, Niemand soll mich aus Deiner Hand reißen. Ich bin Deine Braut, zu Deiner Ehre will ich leben,

Schenke, Herr, auf meine Bitte,  
Mir ein göttliches Gemüthe,  
Einen königlichen Geist!  
Mich mit Dir verlobt zu tragen,  
Allem willig abzusagen,  
Was noch Welt und irdisch heißt.“

Und Gott, der in ihr Herz sah, und es dem Aufrichtigen gelingen läßt, kam mit seinem Friedensgeist über Margareth, stille wurde es in ihr, ganz stille; als sie sich von den Knien erhob, blickte ihr Auge fast heiter, eine ruhige Festigkeit lag auf ihrem Gesicht, — sie hatte gekämpft und gesiegt.

Gerade unter Margareths Kammer lag die von Marie. Die drei Mädchen hatten jedes ihr eigenes Zimmerchen. Die Pastorin Stieg meinte, wo es die Räumlichkeiten des Hauses irgend gestatteten, da müsse jedes sein apartes Schlafzimmer haben, und da das Pfarrhaus groß genug war, Kammern und Stuben barg, wo kein Auge mehr welche suchte, so war es nicht schwer, diesen Wunsch auszuführen. Sie wußte es aus ihren Mädchenjahren,

wie man Abends nach einer stillen Stunde verlangt, wie man sich sehnt, mit Gott allein zu sein, wie man ihm so vieles zu sagen und zu vertrauen hat, was auch das Schwesterohr nicht hören darf. Marie wußte ihrer Mutter Dank für diese Einrichtung, sie hatte schon oft den Segen dieses Alleinseins erfahren, sie hatte schwerere Kämpfe mit ihrem Herzen, als viele Andere; was denen leicht erschien, kostete sie harten Streit, wie viel hatte sie täglich dem Herrn abzubitten, wie bedurfte sie es, Kraft um Kraft zu nehmen aus der Fülle seiner Gnade! Und auch am Tage eilte sie oft in ihr stilles Stübchen, schob rasch den Kiegel vor und kniete nieder, um ihren Gott um Sieg über den bösen, schwarzen Wurm in ihrem Herzen zu bitten. O, es war wohl eine heilige Stätte dort an ihrem Bette, auf welche das Auge Gottes oft mit Freuden herabschaute, und an welcher seine heiligen Engel ihre Lust hatten!

Heute wollte das Licht in Marie's Kammer immer noch nicht verlöschen, es beleuchtete ein weinendes Mädchen, das auch einen schweren Kampf kämpfte; nicht so leidenschaftlich, wie über ihr Margareth, aber darum nicht minder tief. Marie konnte sich's nicht verhehlen, daß sie Ferdinand so treu und innig liebe, wie nur je eine Jungfrau geliebt hat. Aber eben so wenig konnte es ihr verborgen bleiben, daß diese Liebe hoffnungslos war, daß Ferdinand weder davon wußte, noch sie im entferntesten erwiderte. Wohl hatte sie gestrebt, diese Gefühle tief in's

Herz zurück zu drängen, daß keines Menschen Auge sie sah, aber Ferdinand gegenüber hätte sie dies nicht nöthig gehabt. Ihm hätte sie offen zeigen können, was sie bewegte, er würde es nicht gesehen haben, er hatte nur Augen für Margareth. Längst hatte Marie dies gemerkt, heute Nachmittag hatte sein Betragen es offen ausgesprochen, nachher waren Beide verschwunden gewesen, Marie glaubte mit Bestimmtheit, daß morgen ein Brautpaar im Hause sein würde. Und wieder war es Margareth, die Glückliche, die als Kind ihr vorgezogen war, die nun als Jungfrau ihr den, den ihre Seele liebte, nahm. Und Niemand ahnte, was sie litt; während es in ihrem Herzen wie mit Messern wühlte, glaubte Jeder, daß ihr Leben ruhig und glücklich sei. Aber es sollte auch Niemand wissen von ihrem verborgenen Kampf, nicht Ferdinand, nicht Margareth durften es ahnen, Vater und Mutter sollten nicht in ihres Kindes Seele mit leiden. Marie wandte sich an den himmlischen Vater, der da wußte, was sie bedurfte, der helfen konnte und bereit war zu helfen. Nicht gleich konnte sie heute den Zugang zu ihm finden, in ihr wogte und wühlte es; Leid, Bitterkeit, Aufregung und Schmerz stritten um die Oberhand. „Warum? Warum?“ hieß es immer wieder, „warum mir das? Wie werde ich es ertragen können?“ Aber allmählig löste sich der stumme Schmerz in Thränen auf: „es ist ja Gottes Wille, es muß sein Wille sein! Es kann mir nichts geschehen, als was er hat ersehen.“ Sie schlug die Bibel auf, darin lag ihr Confirmations-

spruch: „Ich bin des Herrn Magd.“ „O, daß ich auch eine solche Maria werden könnte, auch eine einfältige Magd des Herrn, die nicht rechts noch links sieht, sondern nur gehen will, wie Gott sie führt!“ Wohl war Marie's Herz noch voll tiefen Wehens und voll Trauer, aber sie konnte über dem Menschen, der sie verschmähte, den Heiland sehen, der seine Arme ausbreitete, um sie ganz zu sich zu ziehen. Je mehr sie ihn ansah, je mehr fühlte sie sich über alle Angst und alles Weh empor gehoben, um so lebendiger fühlte sie sich umfassen, gestärkt, um so seliger durchdrang ein heiliges Gefühl ihr ganzes Wesen: eine Sehnsucht nach Erlösung, nicht von Sorge und Noth, sondern von der Sünde, von dem eigenen trotzigem und verzagten Herzen. Ferdinand und all ihr Lieben war jetzt in den Hintergrund getreten, sie wollte nichts, als den Herrn, sie bat, er möge ihr alles nehmen, woran ihr Herz noch hinge, er möge mit ihr und aus ihr machen, was er wolle, sie schlagen, züchtigen: „laß mich nur Dein sein und bleiben, — ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.“ Und wie sie sich dem Heiland so willenlos in die Arme legte, da fühlte sie, wie Genesung und Heil von ihm ausging, wie er ihre Ohnmacht in Macht, ihren Kampf in Sieg, ihr Sterben in Leben verwandelte. Es durchdrang Leib und Seele ein Licht, wie sie es früher nie gesehen, ein Trost, wie sie ihn noch nie empfunden, eine Freude, eine Zuversicht, die sie noch nicht gespürt hatte. Sie staunte fast: sie stand ja noch in demselben Leiden, das sie vor kurzer

Zeit hatte zu Boden drücken wollen, der Schmerz war nicht von ihr genommen, aber der Stachel des Schmerzes, ihre Sünde, die nicht Gottes Wege gehen, sondern sich selbst ein Glück hatte nehmen wollen, — und nun lag das Leid so weit hinter ihr, sie fühlte schon jetzt, welch einen überschwänglichen Segen der Gehorsam gegen Gott bringt. O, es ist ein köstlich Ding, in diesem Gehorsam seinen Beruf erkennen, in dem Thun des Willens Gottes seine Ehre und Seligkeit finden! Gottes Wort ist mein Licht auf dem Wege, meine Leuchte, meine Wonne. Großen Frieden haben, die sein Gesetz lieben, und werden nicht straucheln. Marie mußte jetzt, wem sie gehörte, wem sie liebte, für wen sie arbeiten, wem sie dienen, für wen sie leben und sterben wollte:

„Siehe, ich bin des Herrn Magd.“

Nun konnte sie Gott auch noch um ein fröhliches Angesicht, um eine heilige Freude, wenn jetzt Ferdinand und Margareth sich verlobten, um eine rechte, feste, treue Liebe zu letzterer bitten, — sie bat im Namen Jesu, sie war sein und Gott sprach Ja und Amen zu der Bitte.

Am andern Morgen lag auf Margareths und Marie's Angesicht der Kuß des Herrn, den sie über Nacht empfangen hatten. Ein stiller Friede, eine heilige Freude sprach sich in allen ihren Bewegungen und in ihrem ganzen Thun aus, aber sonst geschah nichts Ungewöhnliches. Ferdinand erklärte, daß er auf einige Zeit zu seinen Eltern



gehen wolle; das war nichts Neues, es war so wie so bestimmt gewesen, daß er den Rest der Ferienzeit dort zubringen sollte. Margareth reichte ihm zum Abschied die Hand und sagte innig: „Bleib' nicht zu lange, es ist so schlimm, wenn wir drei Mädchen uns in einen Bruder theilen müssen.“

~~~~~

## Wort und Wandel.

Schneeglöckchen läut't den Frühling ein:  
 „Macht auf die Thür, er will herein!“  
 Schneeglöckchen bricht durch Eis und Schnee,  
 Der Schnee ist kalt, das Eis thut weh.  
 Doch Frühling küßt das Blümchen leise,  
 Da mußt es blüh'n so rein und weiß,  
 Da mußt es läut'n und sagen an, —  
 Der Frühling hat's ihm angethan.

O Herr, seit Du mich angeblickt,  
 Mich an Dein warmes Herz gedrückt,  
 Möcht' ich verkünden Allen laut,  
 Was mir Dein Wort hat anvertraut.  
 Ich sag' der ganzen Welt so gern  
 Von meinem Lieben, treuen Herrn!  
 Doch mach' mich erst ganz rein und weiß,  
 Kann sonst nicht blüh'n zu Deinem Preis.

Lieb' Weisken ist so still, so still!  
 Kein Wörtchen es auch sprechen will.  
 Es saget nicht: „der Lenz ist nah,“  
 Wer es nur sieht, weiß, er ist da.  
 Und birgt es auch sein Angesicht,  
 Der Duft durch Blätterhülle bricht.  
 Es spricht vom Frühling gar kein Wort,  
 Und zeugt von ihm doch fort und fort.

O Herr, zieh mich in Dich hinein,  
 Und lehre mich ganz stille sein.  
 Verschließe lieber meinen Mund,  
 Mach' meinen Wandel nur gesund.  
 Die Liebe sei der süße Duft,  
 Der von Dir kündet, zeugt und ruft.  
 Wenn mich auch Niemand hört und weiß,  
 So blüh' ich doch zu Deinem Preis!

**W**ieder war ein Jahr vergangen. Im Winter war's  
 ziemlich still in Burgdorf gewesen, obgleich Mar-  
 gareth nur wenige Monate in Berlin zugebracht,  
 und dann ihren bleibenden Aufenthalt wieder bei Pastor

Stieg's genommen hatte. Heinrich und Ferdinand waren nun seit Ostern wohlbestallte Candidaten, und hatten beide in der Nähe von Burgdorf Anstellungen, der erstere als Hauslehrer auf einem Gute, der zweite als Diakon bei einem alten Pastor gefunden. Sie waren nahe genug, um oft das Vaterhaus zum Ziel ihrer Wanderungen zu machen. Hier trafen sie häufig mit dem jungen Baron von Wallerberg zusammen, der wieder bei Kethels zum Besuch war, und sobald als möglich seine alten Bekannten in Burgdorf aufgesucht hatte.

Er war der Sohn eines reichen Gutsbesitzers in Schlesien. Willi hatte im vorigen Jahre unverkennbaren Eindruck auf ihn gemacht, im Laufe des Winters war ihr Bild in seinem Herzen verbleibt, aber als er nun wieder in ihrer Nähe war, wurde er mehr als je von ihr hingenommen.

Es war wohl ein schönes Paar, wenn die Beiden neben einander standen. Er, ein hoher, schlanker Jüngling, sie, eine holde, liebliche Jungfrau von siebzehn Jahren. Seit er sie auszeichnete, seit er nur für sie zu leben, aus ihren Augen all sein Glück zu lesen schien, war eine wunderbare Veränderung mit ihr vorgegangen. Sie war noch schöner geworden, alles, was bisher noch Kind an ihr gewesen, war in die Jungfrau übergegangen, die Knospe ihres Herzens öffnete sich an Wallerbergs Liebe, sie blühte ihm entgegen in schöner, duftender Blume, und nahm aus des Geliebten Nähe all' ihren

Lebestoff, sie ruhte und schwamm in der Liebe, mit der er sie umgab, und dachte an nichts weiter, als daß sie unendlich glücklich, und das Leben aus lauter Rosenroth und Hoffnungsgrün zusammengesetzt sei. Wenn man Wallerberg und Lilli sah, da mußte man unwillkürlich an die schönen Worte Schillers denken:

Und herrlich, in der Jugend Prangen,  
Wie ein Gebild aus Himmelshö'h'n,  
Mit züchtigen, verschämten Wangen,  
Sieht er die Jungfrau vor sich steh'n.  
— Erröthend folgt er ihren Spuren  
Und ist von ihrem Gruß beglückt;  
Das Schönste sucht er auf den Fluren,  
Womit er seine Liebe schmückt.  
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,  
Der ersten Liebe gold'ne Zeit!  
Das Auge sieht den Himmel offen,  
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.

— — Es war ein linder, lieblicher Augusttag. In der Laube des Pfarrgartens zu Burgdorf lagen große Haufen Eichenlaub und Blumen aufgethürmt, die drei Mädchen waren emsig beschäftigt, sie zu Guirlanden zu verwinden, Heinrich und Ferdinand leisteten hilfreiche Hand; da hörte man die Tritte eines Rosses auf dem Hofe, Lilli erröthete, sie kannte diese Laute, — einige Augenblicke später trat Herr von Wallerberg zu ihnen.

„Welches Fest steht diesem Hause bevor,“ sagte er nach den ersten Begrüßungen, „das mit so vielen schönen Blumen und von noch viel schöneren Händen geschmückt wird?“

Schon wollte Lilli antworten, als Margareth ein rasches: „Rathen Sie einmal!“ dazwischen rief.

„Geburtstag?“ sagte Wallerberg, von Einem zum Andern sehend.

„Nein.“

„Erndtefest? Ach nein, das ist ja erst im Oktober.“ Verlobung wollte er noch sagen, aber sie sahen Alle so unbefangen aus, und er konnte das Wort nicht über die Lippen bringen.

„Ich ergebe mich, ich kann's nicht rathen. Ist es denn ein wirkliches Fest, oder nur ein improvisirtes, wie Sie hier mit ihrem erfindungsreichen Genie so viele entdecken? Gilt es etwa, den Apfelbaum zu bekränzen, der die ersten Früchte bringt? Oder ist die Kutsche neu lackirt worden? Haben die Hühner besonders brav Eier gelegt und soll ihr Haus zum Dank dafür geschmückt werden? Fräulein Margareth, Sie finden Feste und Poesie und alles, wo ein gewöhnlicher Menschenverstand gar nichts oder nur die nüchternste Prosa sieht, und an Helfershelfern fehlt es Ihnen auch nicht, alle Ihre Ideen auszuführen. Das Beste aber ist, daß wir uns Alle so glücklich bei Ihren Festen fühlen, — darum, selbst wenn es den Hühnern gelten sollte, so rufe ich Bivat Kikeriki! und biete Ihnen hiermit meine ge-

horsamsten Dienste an.“ Und während er dies mit komischem Ernste sprach, hatte er schon neben Vili Platz genommen, um ihr geschäftig Sträuße zum Binden zuzureichen.

Alle lachten. Margareth wurde roth, — war's nicht wieder eine Anspielung darauf, daß sie alles leitete, alles beherrschte? O, das war ihr so unleidlich, sie wußte es, und es erschien ihr dann wie lauter Hochmuth. Doch jetzt mußte sie sich zusammen nehmen, — da kam ihr Marie mit der Frage zuvor:

„Aber, Herr von Wallerberg, sind Sie denn Sonntag nicht in der Kirche gewesen? Da wurde unser Fest ja verkündet!“

„Nein, — Sonntag — da haben wir einen größeren Ausflug in die Berge gemacht, brachen schon früh auf, — nein, da waren wir nicht in der Kirche.“

„O,“ entgegnete Marie sanft, „ich dächte, da hätten Sie doch gar nicht vergnügt sein können, ich glaube, wenn ich ohne die dringendste Noth die Kirche verfäumte, könnte ich den ganzen Tag nicht recht froh werden, es würde mir gar nicht wie Sonntag sein.“

„Gehen Sie denn alle Sonntage zur Kirche?“

„Gewiß, und wir gehen Alle, wenn nicht Eins krank ist. Und nicht bloß einmal, sondern zweimal, — ich kann es Ihnen nicht sagen, wie so wohl es uns im Gotteshause ist!“

Der junge Mann wurde verlegen, auch Vili's Auge schien Marie's Worte zu bestätigen. Von solchem Wohlsein

wußte er noch nichts. Doch dachte er bei sich, es würde auch ihm überall wohl sein, wo ihn die lieben Gestalten, unter denen er jetzt saß, umgeben würden, selbst in der Kirche.

„Aber um wieder auf unser Fest zu kommen,“ hob Margareth an, „Missionsfest haben wir morgen; ein aus Indien zurückgekehrter Missionar wird die Predigt halten, und darum machen wir die Guirlanden, wollten gern die Kirche recht schön mit Blumen schmücken. Ich dachte, die Blumen schon müßten's Ihnen sagen, denn sie sehen ganz anders aus, wie sonst. Sie freuen sich, zu Gottes Ehre verwandt zu werden, sein Heiligthum zu schmücken, sie freuen sich, liebliche Lieder singen und von den großen Thaten Gottes unter den Heiden erzählen zu hören!“

„Ein Missionar? Aus Indien?“ fragte der Baron nach einer Pause, „nun, den möchte ich auch wohl hören, das muß ganz interessant sein. Aber sonst, — nehmen Sie es mir nicht übel — sonst kann ich eigentlich nicht recht begreifen, wozu solche Leute fort und zu den Heiden gehen. Laß doch Zeden auf seine Façon selig werden! Ob sie nun ein höchstes Wesen unter dem Namen Gott, oder Allah, oder Wodan, oder Brahma, verehren, — gleichviel, wenn sie es nur thun, und dann nach dem Spruch handeln: Fürchte Gott, thue Recht und scheue Niemand. Ich bin überzeugt, alle diese Leute sind bei ihrer Religion ganz eben so glücklich, wie wir bei der unsrigen.“

Erstaunt hatten die jungen Leute dem Baron zugehört.

„Glücklich?“ wiederholte endlich Margareth mit schmerzlich bewegter Stimme, „glücklich? O, Sie sollten das Glück der armen Hindus sehen! Sind die Leute glücklich zu nennen, welche gar keine Religion haben, und ein thierisches Leben führen, ihrem Bauch und ihren Lüsten fröhnend? Oder sind es die, welche ihre Sünden fühlen, denen sie zu schwer geworden sind, die sich nach Frieden sehnen und nicht wissen, wie sie ihn erlangen sollen? Die tausend Meilen weit auf eisenschlagenen Schuhen gehen, die ihre Glieder auf spitze Nägelbretter stecken, die auf den Knien von Delhi nach Benares rutschen, oder den Weg mit der Länge ihres Körpers messen? Oder sind die Wittwen glücklich, welche sich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen lassen müssen, die Frauen, welche verachtet, zertreten, die Sklavinnen ihrer Männer sind, welche sie als Gott anbeten müssen? Oder sind es die Alten und Kranken, welche man dem Hungertode preisgibt, die man mit Gangeschlamm erstickt, weil man von Liebe und Erbarmen nichts weiß? Oder preisen Sie die Kinder glücklich, welche dem Ganges geopfert und dort von den Krokodilen gefressen werden, die in den Wäldern ausgelegt, eine Beute der Schakale, oder die der furchtbaren Göttin Kali geschlachtet, oder unter dem Wagen des Juggernauts zermalmt werden als willkommene Opfer? O, Herr Baron, nur wer das namenlose Elend der



Heidenwelt nicht kennt, nur wer nie die versöhnende Liebe Christi geschmeckt hat, wem um seine Seligkeit noch nie bange gewesen ist, nur der kann sagen: „es ist nicht nöthig, daß den Heiden das Evangelium gebracht werde.“

„Ich meinte es nicht so schlimm,“ entgegnete Herr von Wallerberg; „und dann, — Sie schildern uns da doch auch mehr das Thun und Treiben der niederen Klassen, den Aberglauben, der den Pöbel beherrscht. Ich habe mir gerade sagen lassen, daß die Religion der Indier eine Tiefe und Herrlichkeit, eine Poesie und Weisheit berge, daß sie sich dreist mit jeder anderen messen könnte.“

„Da sind Sie sehr im Irrthum,“ sagte Margareth, „ich habe Ihnen nicht den bei dem gebildeteren Theile der Hindus gebrandmarkten Aberglauben geschildert, sondern ich habe Ihnen gesagt, was ihre öffentlichen Religionsvorschriften sind, die noch heute, soweit es die Herren des Landes, die Engländer, gestatten, von ihren Königen und Priestern ausgeführt werden. Und was sich etwa von Herrlichkeit und Weisheit in der Religion der Indier findet, das sind die dunklen Nachklänge aus dem Paradiese, die Ahnung von der Offenbarung Gottes. Das Schönste, was in ihren heiligen Büchern zu finden, verhält sich zum Worte Gottes, wie der Tropfen am Eimer zum unermesslichen Weltmeer. — Eins zwar hat der Hindu vor uns voraus: daß er religiöser ist, mehr auf seine Götzen hält, als wir auf den lebendigen Gott. Aber alle seine

Religiosität geht in lauter mechanischen Ceremonien auf, — er wird uns dereinst vor Gott verklagen, daß wir es ihn nicht besser gelehrt haben. Früh Morgens, wenn er aufsteht, ist sein erstes Wort der Name seines Hauptgötzen: Nam! Nam! dann geht er an sein Geschäft. Gegen neun Uhr kommt die Zeit seiner täglichen Anbetung; da nimmt er seine Lota in die Hand, geht zum Fluß oder Teich, geht in das Wasser hinein, taucht mehrere Male unter, macht einige Gebets-Ceremonien gegen die Sonne, murmelt dabei beständig den Namen: Nam! Nam! Sodann wäscht er seine Kleider, reinigt sorgfältig Mund und Zähne, schöpft die Lota voll Wasser und geht mit Nam! Nam! nach Hause; hier macht er sich geschwind ein Klümpchen Erde zum Gözen, begießt es mit Wasser, murmelt Sprüche vor ihm, wirft sich vor ihm nieder mit der Stirn zur Erde, setzt ihm Blumen, Reis zc. vor; dann bereitet er sich sein Essen, wobei ihm Niemand zu nahe kommen darf; nach dem Essen wäscht er Mund und Hände, womit er gegessen, und nun ist sein Gottesdienst für diesen Tag vorüber, alle Sünden sind durch's Baden, Waschen und Nam! Nam! sagen hinweg, er ist rein und heilig, und kann nun ohne Scheu wieder sündigen, denn morgen habet er wieder alle Sünden ab, und was vom Baden nicht abgeht, das nimmt der Nam gewiß hinweg. So steht der Hindu religiöser Weise auf, wäscht sich religiöser Weise, salbt sich religiöser Weise, kleidet sich religiöser Weise, isst, trinkt und schläft religiöser Weise, studirt oder bleibt religiöser Weise unwissend. — Die

Andacht der Indier aber, welche nach brahmanischer Lehre den Menschen mit Gott vereinigt, ist ein völliges Verzichten auf jeden bestimmten Gedankeninhalt, ein gedankenloses Hindämmern in der ununterbrochenen Betrachtung der leeren Einheit, eine Andacht der absoluten Gedankenlosigkeit. Es ist das Geschäft," fuhr Margareth plötzlich von ihrem ernsthaften Ton in einen schalkhaften übergehend, fort, „das meine theuren Brüder dort heute schon seit länger denn einer Stunde betreiben. Sehen Sie, wie sie dasthen, und nun hören Sie, so lautet wörtlich die Lehre der heiligen Schasters: „Der Fromme übe stets sich im Verborgenen, einsam, die Gedanken hemmend, ohne Wunsch und ohne Gesellschaft, den Leib, das Haupt und den Nacken unbeweglich haltend, fest anblickend seine Nasenspitze, und nicht hierhin und dorthin schauend, ruhig und furchtlos, das Gemüth im Zaume haltend, mich nur denkend sitze der Fromme. Beständigkeit erstrebend werde er immer ruhiger in seinem Herzen, gewöhne seinen Geist sich in sich zu versenken und denke gar Nichts.“ Dies letzte Ziel scheint Ihr schon erreicht zu haben," schloß Margareth, sich an Heinrich und Ferdinand wendend, „denn ich bin überzeugt, Ihr habt keine Ahnung, wovon wir jetzt gesprochen, sonst würdet Ihr mir doch geholfen und ein Wörtchen mitgerebet haben.“

„Sage nur, Margareth," sagte Heinrich, „woher hast Du eine so genaue Kenntniß von Indien? Das fließt nur so von Deinen Lippen. Es können doch unmöglich noch die Erinnerungen Deiner Kinderjahre sein?“

„Heinrich,“ antwortete sie ernst, „abgesehen von allem Andern, meinst Du, daß ein Land, ein Volk, eine Sache, an der das Blut meiner Eltern klebt, ohne Interesse für mich sein könnte?“

„Du hast Recht,“ antwortete er leise, „o, wie treu sollten alle Christen die armen Heiden auf den Herzen tragen, da ein noch viel kostbareres Blut für sie geflossen, da unser Herr Jesus auch für sie gestorben ist.“

Herrn von Wallerberg war es unbehaglich bei dieser Unterredung. Er befand sich hier auf einem Felde, das ihm unbekannt und fremd war, und mit einem Witwort, wie es sonst seine Gewohnheit bei einem religiösen Gespräche war, konnte er nicht abbrechen. „Es giebt doch so viel Schönes und Herrliches in der Welt,“ dachte er bei sich und seine Augen weiften auf Pili, „so Vieles giebt es, was man gern thut, — warum mögen diese Menschen nur so viel von den Heiden und ihren Gräueln, von der Erlösung und von Gott sprechen, warum mögen sie sich ihr Leben mit allerlei Pflichten, die sie gegen ihn und die Menschen zu haben meinen, verbittern? Verbittern? Aber verbittern sie sich denn ihr Leben wirklich damit? Sind sie nicht vielmehr Alle stets fröhlich und fühlt man ihnen nicht an, daß sie glücklich sind? — Nun, das mag daher kommen, weil sie jetzt jung und frisch sind, da werden alle diese finsternen Ansichten von der Jugendkraft überwunden, oder der inwohnende Lebensmuth hält ihnen wenigstens das Gleichgewicht. Aber laß sie nur erst einmal alt werden, da werden sie grämlich, unzufrieden mit der

ganzen Welt, nur mit sich nicht, da wird denn das Lachen als Sünde und jedes Wort, das nicht im Gebetbuch steht, als Frivolität gerechnet. Mir ist gesagt, daß diese Leute später nach Außen unheimlich fromm scheinende, predigende Betbrüder und Betschwestern werden, im Hause aber finstere, keisende Hausplagen sind, ja —“

Sein Gedankengang wurde durch die Pastorin Stieg unterbrochen, welche, in der einen Hand einen Teller mit Butterbroden, in der andern ein Körbchen mit Obst tragend, in die Laube trat und fröhlich rief: „Ihr lebt wohl heute von Blütenstaub und Waldesduft? Mir ist wirklich schon angst und bange geworden, was hier nur Unerhörtes passirt sein könnte, daß sich Niemand zum Vesper meldet.“ Jetzt erst sah sie den Baron und begrüßte ihn in ihrer herzlichen Weise; er war fast verlegen, — die Pastorin Stieg sah auch gar nicht aus wie eine finstere, keisende Hausplage, und doch hatte sie schon ein ziemliches Alter erreicht, — ja wirklich, die finsternen Ansichten hatten Zeit genug gehabt, ihre verderbliche Wirkung zu äußern — aber sie sah nun einmal so frisch und herzlich aus, — des Barons weise Gedanken bekamen einen Stoß, — „nun, keine Regel ohne Ausnahme,“ tröstete er sich.

Am andern Tage war ganz Burgdorf in festlicher Bewegung. Die Leute hatten zwar in den letzten Jahren in der Kirche von den Heiden und den Missionaren erzählen hören, dem Pastor Stieg aber war Liebe und Verständniß auch für diese heilige Arbeit nur langsam und

spät gekommen, so war dies das erste Missionsfest, das hier gefeiert werden sollte. Ihre Neugierde war auf's Höchste gespannt, „ein Missionar aus Indien“ war von der Kanzel verkündet worden, bald machte das Gerücht einen Indier, einen Indianer, aus ihm; als er Morgens angekommen war, hatten ihn mehrere Kinder auf dem Pfarrhof aus dem Wagen steigen sehen und versicherten, er sähe „ganz schwarz“ aus; so erwarteten zwei Drittel der Bewohner des Dorfes einen wirklichen richtigen Indianer, einen Wilden zu sehen, während die Phantasie der Kinder bei dem Bilde eines Mohren stehen blieb, wie er in ihrer Bibel beim Buchstaben M. sehr schön und natürlich abconterfekt war mit der Unterschrift:

Den Mohr und auch ein Murmelthier  
Schaut Ihr auf diesem Bilde hier.

So hatte man, obgleich mitten in der Erndte, doch allgemeinen Fasttag gemacht; als die Glocken „das erste Schauer“ zu läuten begannen, füllte sich schon die ganze Kirche, die vielen Kränze und Guirlanden, womit sie geschmückt war, wurden gebührend bewundert, und mancher Bauersfrau trat eine Thräne in's Auge, als sie sah, wie über dem Atlaskissen, das sie ihrer verstorbenen Tochter\*) hier aufgehängt hatte, ein frischer Kranz prangte!

\*) In den Dorfkirchen findet man häufig, daß dort Gedächtnistafeln für liebe Verstorbene angebracht sind: meist Name, Geburts- und Todestag über einem Atlaskissen, auf dem ein oder mehrere Kränze niederhängen, oft auch von einem Schränkchen mit Glaswänden umschlossen.

Der Missionar betrat die Kanzel; er war ein großer, breit gebauter Mann, aber augenscheinlich ein richtiger Europäer, — zwar hatte ihn Indiens Sonne sehr braun gebrannt, dennoch konnte er seine kaukasische Abstammung nicht verbergen. Sein Gesicht war von einem dichten, schwarzen Backenbart und Haupthaar umrahmt, aber sein Auge blickte freundlich und seine Stimme verrieth den Deutschen.

Er hatte den Text: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, als allein in dem Namen Jesus.“ Nachdem er zuerst die Herrlichkeit des Jesusnamens gerühmt, schilderte er das Elend der Heiden, welche ihn noch nicht kennen; er erzählte, wie sie im Dunkeln tappten, sich aber dennoch nach einem Namen, der sie selig machte, sehnten und ihn mit Schmerzen suchten. Er zeigte dies Suchen bei den harten Muhamedanern, bei den stolzen Chinesen, bei den klugen Hindus. Dann wandte er sich an seine Zuhörer und fragte sie eindringlich, ob sie, die ja diesen Jesusnamen von klein auf kannten, die schon auf ihn getauft waren, — ob sie denn nun alle ihre Seligkeit in ihm gefunden hätten? Und daß, wenn sie dieselbe gefunden, wirklich gefunden, sie diese nicht für sich behalten, sondern auch Anderen verkünden, daß sie an deren Seelen arbeiten müßten. Er sagte ihnen, daß der Glaube ohne Werke todt sei; und daß der Herr seine heilige Missionsarbeit Jedem, der sich nach seinem Namen nannte, jedem Christen aufgetragen hätte; er schilderte ihnen die Liebe

Gottes, die zur Arbeit für ihn lockt, aber auch seinen Ernst, der die faulen, ungehorsamen Knechte straft. „D, zieht, zieht den Triumphwagen des Herrn,“ schloß er, „helft ziehen, das ist selige Arbeit; wer aber nicht ziehen hilft, den wird er unter seinen Rädern zermalmen.“

Und im Gebete, das nun folgte, demüthigte er sich tief vor Gott, ob aller seiner Faulheit und Untreue in Seinem Dienst. „Vergieb mir meine Missionsünden! Vergieb mir meine Missionsünden!“ bat er wieder und immer wieder, und mit ihm baten viele Herzen, die nicht gearbeitet wie er, die sich um die armen Heiden und um den ernststen Befehl ihres Gottes bis dahin gar wenig gekümmert hatten.

Margareth war tief bewegt, sie wurde es noch mehr, als sie Abends lange mit dem Mann sprach, der heut so zu den Herzen geredet. Schon der Gedanke, daß er aus Indien kam, daß er von ihren Eltern sprach, welche er zwar nicht persönlich gekannt, doch hoch geachtet hatte, überwältigte sie. Aber es war ihr nicht allein so, wie ein Zauber ging es aus von dem schlichten Missionar, benachbarte Pastoren, welche in äußerlicher, rechtschaffener Amtsführung vernüchert waren, schlugen heut an ihre Brust und nahmen sich vor, Versäumtes nachzuholen; hier und da kam Abends ein Bauersmann, welcher dem „fremden Herrn Pastor“ etwas Hartes in die Hand drückte für die Heiden und dann eilig verschwand. Zwei arme Kinder brachten verschämt ihr bestes Spielzeug, das sollten die schwarzen Kinder in Indien haben, sagten



sie, und eine alte Frau verehrte dem Herrn Missionar einen ganzen Korb voll Eier: „er möge sie doch mitnehmen und alle Tage ein paar essen, damit er nicht heiser würde, und recht oft so laut und so schön predigen könne, wie heute.“ Eine Bewegung ging durch die kältesten Herzen, — wie vielmehr mußten Die angeregt sein, die das Elend der Heiden schon lange betend betrachteten! Der Missionar erzählte ihnen noch viel: wie so nöthig Prediger und Lehrer draußen wären, wie die treuen, christlichen Frauen fehlten, welche allein mit den heidnischen Frauen verkehren könnten; aber er konnte auch dankend preisen, wie Gott Einige willig gemacht, sich ganz seinem Dienst zu ergeben, konnte von einem jungen Mädchen erzählen, das sich jetzt auf Gottes Ruf und Aufforderung über's Meer mit einem nie gesehenen Missionar, der in seinem Amte dringend einer Frau bedurfte, verlobt hatte, und im Begriff stand, die weite Reise anzutreten. Es war ein rechter Segenstag — das fühlten Alle, als sie Abends spät noch die Knie mit einander beugten und sich auf's Neue dem Herrn zum völligen Eigenthum gaben.

Ja, Amen, da sind beide Hände,  
Auf's Neue sei Dir's zugesagt:  
Ich will Dich lieben ohne Ende,  
Und Alles sei daran gewagt.

Mit diesen Worten auf den Lippen und im Herzen  
legten sie sich zur Ruhe.

Es war vierzehn Tage später, als Margareth, wie sie täglich that, wenn ihre Zeit es irgend gestattete, am Saume des Waldes spazieren ging. Es sind dies so liebliche Wanderungen, die ein armer Städter entbehren muß, einige Schritte weit gehen und dann allein sein, allein mit Gott, mit seiner schönen Natur und mit sich selbst. Tieferen Naturen sind solche Stunden Bedürfniß, sie fühlen sich oft einsam in großer Gesellschaft, während oberflächliche Seelen sich selbst das Armuthsattest ausstellen, daß sie Langeweile haben, wenn sie mit sich allein sind. — Noch immer klang das Missionsfest in Margareths Seele nach; sie wiederholte sich die Worte, die da gesprochen, die Worte gestalteten sich zum Liede, sie zog ihr Notizbuch heraus und schrieb.

„Was schreibst Du da so eifrig?“ rief Ferdinand, der aus dem Walde heraus trat, durch den ein Fußpfad von seinem jetzigen Aufenthaltsort nach Burgdorf führte.

Margareth zögerte einen Augenblick, dann sagte sie: „Ich kann das Missionsfest noch immer nicht vergessen.“

„Bitte, zeig' her, laß mich lesen,“ bat Ferdinand.

Margareth reichte ihm das Blatt und er las:

### Das Wort, das selig macht.

Die Sage geht: im Waldesgrund  
Bernimmt man oft ein dumpfes Läuten, —  
Das ist der Glocken Klagemund,  
Kannst Du den tiefen Sinn mir deuten?

O horch! Dies dumpfe Läuten bringt  
Durch alle Länder, alle Zonen!  
Es ist ein Schrei, der sich entringt  
Den Herzen aller Nationen.

Nach dem verlorenen Paradies  
Ein Sehnen geht durch alle Lande.  
Wo finde ich das Wort so süß,  
Das heim mich trägt zum sel'gen Strande?  
Es sucht sich mancher müd' und matt  
Nach diesem edlen Lebensworte,  
Und meint, daß er's gefunden hat, —  
— Doch schließt's nicht auf die Himmelspforte.

In Indiens üpp'gem Palmenland,  
Da wird ein Kindlein zart geboren,  
„Ram, Ram ki jai“\*) schreib' in den Sand  
Gott Ram hat es sich auserkoren.  
Dem Nam' allein sei Ehr' und Preis,  
Der Name giebt das sel'ge Leben;  
Mit Ram sat hai\*\*) entschlüft der Greis, —  
O sag', kann Ram ihm Frieden geben?

Nun steige auf zu Tibets Höhen!  
Auch da sucht man nach Lebensworten.  
Was seh' ich hier am Felsen stehn?  
Was grub' man in die Säule dorten?  
Hier steht: Um mani padmi hung,\*\*\*)  
Und dort les' wieder ich das gleiche.

\*) Ram hat gefest.

\*\*) Ram ist die Wahrheit.

\*\*\*) Ist nur annähernd zu übersetzen: „O Edelstein der Lotosblum!“  
(Die Lotosblume wird bekanntlich dort als Sinnbild des Heiligen gehalten.)

O Tibet, ist dies Wort Dein Ruhm?  
— Du kniest vor schön geschmückter Leiche! —

Was strahlet dort im Sonnenschein  
Von Mekka's hohen Kuppeln nieder?  
Welch Wort grub man in Marmor ein?  
Was ist der Grundton aller Lieder?  
Horch: „Allah“ tönt's von Ort zu Ort,  
„I Ullah muhamed resul.“\*)  
— — Durch alle Völker fort und fort  
Geht Sehnen nach dem Lebenswort.

Und suchtest Du es denn noch nie?  
Und hast Du nimmer noch gefunden,  
Die ew'ge Gottesmelodie,  
Bei deren Glanz wir ganz gefunden?  
Sie heißet: Gottes Wunderlieb',  
Als Wort auf diese Erd' gekommen,  
Das Wort, von dem Johannes schrieb,  
— O, hast Du's nimmer noch vernommen?

Das Lebenswort heißt Jesus Christ,  
Er hat am Kreuz den Tod getödtet. —  
Der Du des Lebens Urquell bist,  
Du hast auch mich vom Tod errettet!  
Dich suchte ich und wußt' es nicht,  
Dich meinte ich in meinen Thränen,  
O Jesu, meines Lebens Licht,  
Nun ist gestillt mein heißes Sehnen.

Verlaßt doch Euren stummen Ram!  
Nicht Blum', nicht Muh'med kann Euch retten!

---

\*) Gott ist Gott und Muhamed sein Prophet.

Das Wort, das einst vom Himmel kam,  
Das, das allein bricht Eure Ketten,  
Ihr sehnst Euch nach Harmonie  
Mit Gott, — sucht sie auf falschem Pfade;  
Die ewige Armelodie  
Ist Jesus Christ und seine Gnade.

„Ja, Margareth, Du hast Recht,“ sagte Ferdinand, indem er das Blatt zurück gab, „und auch ich kann das Missionsfest und was uns da gesagt ist, nicht vergessen. Es hat mich in diesen Tagen viel bewegt, doch nun ist alles bestimmt und entschieden. Will es Gott, so gehe ich nach Indien, werde Missionar und verkünde dort den armen Heiden das Wort, in dem und durch das sie selig werden können.“

„Ferdinand, ist's möglich?“ unterbrach ihn Margareth im Tone des höchsten Staunens und der tiefsten Bewegung.

Er war selbst viel zu erregt, um ihre Erschütterung zu bemerken. Er fuhr fort: „Sieh, es ließ mich nicht los, ich habe es still im Herzen getragen mehrere Tage lang, da wurde es mir zu mächtig, und immer klarer erkannte ich, daß es Gottes Wille sei. Nachdem ich darin fest geworden, ging ich zu meinen Eltern und bat um ihre Einwilligung zu meinem Vorhaben. Die Mutter war erst sehr dagegen, weinte und wollte nichts davon wissen, „es wäre mein sicheres Grab, wenn ich nach Indien ginge,“ meinte sie, „und es sei noch nie Jemand von dort wieder gekommen.“ Da lachte sie der Vater,

der früher selbst viel gereist ist, aus, und stellte ihr vor, daß jetzt so Viele dorthin gingen und wieder kämen, er meinte, wenn es mein Wille wäre, so hätte er nichts dagegen, wenn ich auf einige Jahre dorthin ginge, hier könnte ich vielleicht wer weiß wie lange auf eine Stelle warten, wenn ich aber dort gewesen, so würde ich gewiß hernach viel besser vom Consistorium berücksichtigt werden. O Margareth, wie mich diese Ansichten schmerzten! Ich erklärte auch gleich offen, daß ich nicht aus solchen Gründen ginge, sondern dort bleiben und arbeiten wollte, so lange Gott mir Kraft schenkte. „Das wird sich dann schon finden,“ sagte mein Vater, „in zwei, drei Jahren wirst Du wohl ganz anders darüber denken.“ Kurz und gut, der Vater hat es der Mutter noch so recht vorgestellt und jetzt habe ich die völlige Erlaubniß meiner Eltern. Nun will ich mich bei der Missionsgesellschaft melden, nimmt sie mich auf, wie ich nach Aussage des lieben, neuen Festpredigers nicht zu zweifeln habe, so gehe ich so bald als möglich fort nach Indien.“

„Nimm mich mit, Ferdinand,“ sagte Margareth mit leiser, doch fester Stimme.

Ferdinand lächelte schmerzlich. „Scherze nicht, Margareth! Deutschland ist jetzt Dein liebes Vaterland, — und wer weiß, vielleicht wird es Dir bald noch lieber werden.“

Margareth sah ihn groß an. „Ich scherze nicht, es ist mein völliger Ernst, wenn ich Dich bitte: nimm mich

mit. Laß mich mit Dir gehen, Ferdinand, als — Dein Weib.“

Ferdinand erschrak, er stand bewegungslos und sah Margareth an, er konnte ja nicht recht gehört haben, es war ja unmöglich! Aber sie stand vor ihm mit der Keinheit und dem Seelenadel auf dem Gesicht, erröthend, die Augen voll unsäglichlicher Liebe auf ihn gerichtet; er sah diesen Blick, da wußte er, er wurde geliebt, — er schloß sie in seine Arme, — er konnte nicht sprechen, er konnte sie nur immer wieder fest an sich drücken mit dem seltsamen Gefühl: „sie ist mein, sie ist mein!“

Es dauerte eine geraume Weile, ehe es wieder stiller in ihnen wurde. Als die Herzen anfangen, ein wenig ruhiger zu schlagen, zog Ferdinand seine Geliebte zu sich nieder auf den Waldesaum, Hand in Hand saßen sie da neben einander, und Margareth sprach:

„Sieh, Ferdinand, von klein auf habe ich keinen anderen Gedanken gehabt, als dereinst das Amt, das meine Mutter bei den Hindufrauen und Kindern übernommen hatte, fortzusetzen; im Hinblick darauf bin ich erzogen, es wurde mir als mein Beruf und meine Bestimmung hingestellt, und die Eltern sprachen gern von der Zeit, da ich, aus Europa zurückgekehrt, ihnen eine rechte Hülfe sein würde. Als jene schreckliche Trauerbotschaft von dem Tode meiner Eltern kam, da trat Indien in den Hintergrund, ich dachte kaum noch an eine Rückkehr in jenes Land, denn natürlich hatte ich mehr an meine Eltern

als Ursache meiner Rückkehr, als an die armen Heiden gedacht.

So verging eine lange Zeit, da kam ich in jenem Sommer, als wir in Wittekind bei Halle wohnten, in eine kleine Kirche, zufällig, wie man sagt, aber Gottes Hand leitete mich selbst hinein. Hier hörte ich eine rechte Missionspredigt über die Worte: „Jesus von Nazareth, der Juden König, — ist er auch Dein König?“ Ferdinand, in jener Stunde, da wachte alles in mir auf: meine Untreue gegen den Herrn, gegen meine Eltern, — o, ich war ein schlechtes Gottes-, ein schlechtes Missionarskind gewesen, hatte andere Dinge lieber gewonnen und meines mir aufgetragenen Berufes vergessen. Ich sah im Geiste alle die Kinder, welche meine Mama unterrichtet, an die sie alle ihre Lebenskraft gewendet hatte, ich sah die kleine Hannah verwahrlost, und sie alle schienen mich anzuklagen: „warum kommst Du nicht und erzählst uns vom Heilande?“ Da that ich in jener Stunde das Gelübde, so es Gottes Wille wäre, zu den Heiden zu gehen. Und daß dies wirklich Gottes Wille so ist, das ist mir immer gewisser geworden: ich habe ihn oft gebeten, mir klar und deutlich den Weg zu zeigen, den ich wandeln soll, ich habe ihm versprochen, wenn er mir klar zeigt, sein Wille ist anders mit mir, dann will ich nicht in Eigenwillen gehen, — irdische Rücksichten sollten mich nicht abhalten, kein Lieben und kein Leiden; — sagten aber Pastor Stiegs „nein,“ dann wollte ich bleiben. Ein Jahr lang habe ich es Niemand gesagt, mich aber be-



müht, alles, was zu meinem künftigen Beruf nöthig ist, zu lernen. Als ich wieder nach Burgdorf kam, habe ich es Onkel und Tante Stieg gesagt, mit der Bitte, Niemand davon zu erzählen. Sie billigten mein Vorhaben, wünschten aber, daß ich noch zwei Jahre warten möchte, — dann sollte ich mich einer Missionarsfamilie, die nach Indien ginge, anschließen und vielleicht in deren Hause wohnend, als Lehrerin der Frauen und Kinder wirken. So war mein Lebensplan, — aber eine schwere, schwere Versuchung kam über mich. Das warst Du, Ferdinand, als Du mir an jenem Abend sagtest, wie lieb Du mich hättest. Ich hatte es längst gefühlt und schon lange den schweren Kampf mit mir selber gekämpft, — o, er war sehr schwer, aber Gott war treu, er half mir; ich wußte, daß ich um irdischer Liebe und irdischen Wohlseins willen meinen Beruf nicht lassen durfte, so mußte ich Dir ein „Nein“ antworten. Hätte ich „Ja“ gesagt, so würde ich keinen Frieden gehabt haben, denn ich hätte Dir meinen Gott zum Opfer gebracht. Wohl sagte mir der Verstand: ich könne auch hier an den Armen und Kranken arbeiten, ich brauche nicht in weiter Ferne zu suchen, was mir in nächster Nähe geboten wurde. Aber gerade, weil mein Herz dies so wünschte, und weil ich weiß, was es für ein betrügliches Ding ist, gerade darum war ich mißtrauisch gegen dasselbe, — da wagte ich es, mich ganz in die Arme des Allmächtigen zu werfen, nur ihn zu wollen, und weg waren alle meine Zweifel und Bedenklichkeiten, ich konnte Dich ruhig ansehen, es war über-

wunden, und fester als je wurde mir's, daß Gottes Wille mich nach Indien wies."

Ferdinand hatte still zugehört. „Aber, warum sagtest Du mir dies alles nicht damals, dann hätte ich damals schon den Entschluß gefaßt.“ —

Margareth unterbrach ihn ernst. „Um meinethwillen! Um meinethwillen wärest Du dann Missionar geworden, und Du würdest es über kurz oder lang bereut haben. Nein, Ferdinand, Menschenliebe hält nicht Stich. Jetzt gehst Du um Gottes willen und darum konnte ich Dich nun bitten: laß mich mit Dir gehen. Wir wollen zusammen arbeiten und unserm Herrn da draußen dienen, — o, es ist wohl eine eriste Sache, aber, was man um Gott thut, das wird er gewißlich segnen.“

Ferdinand wagte es kaum, seine Braut anzusehen. Sie kam ihm so groß, so herrlich vor, ja wahrlich eine königliche Jungfrau, in deren Herzen er nie den ersten Platz besitzen würde, — o, wie klein, wie erbärmlich erschien er sich ihr gegenüber; sie hatte freiwillig dem Herrn das Geliebteste geopfert, er fühlte, er wäre es nicht im Stande gewesen.

„Wie liebliche Wege führt der treue Gott,“ sagte Margareth sinnend, „mir ist, als könnte mir nun nie wieder etwas schwer werden. Ich dachte, unter fremden Leuten arbeiten, im fremden Hause wohnen zu müssen, und nun will mir Gott in Indien ein süßes Heim geben, und der Mensch, den ich am liebsten auf Erden habe, der soll

mein Herr, mein Freund, und immer bei mir sein! O, des wunderbaren Gottes!"

Es war große Freude bei Stiegs, als sie die doppelte Kunde: Ferdinands Entschluß, Missionar zu werden, und Margareths Entschluß, ihn zu begleiten, hörten. Sie konnten es kaum glauben, daß sie ein Brautpaar vor sich sahen, welches um ihren Segen bat. Wohl flossen Margareths Thränen in dieser Stunde, als sie ihrer Eltern gedachte, von deren Lippen sie gern selbst das Segenswort vernommen, doch hatte sie ja an Stiegs einen zweiten Vater und eine zweite Mutter gefunden. Verlobung konnte heute nicht mehr gefeiert werden, Ferdinand wollte morgen früh zu seinen Eltern gehen, um sich erst ihr Jawort zu holen, doch war an deren Einwilligung nicht zu zweifeln. Aber die Herzen waren zu bewegt, um es zu verschweigen; Lilli und Marie wurden gerufen, die Schwestern mußten es noch heut wissen; und auch bei ihnen war große Freude; wohl preßte Marie die Hand auf's Herz, als wollte sie ein ungestümes Klopfen beschwichtigen, wohl griff noch einen Augenblick der Schmerz mit scharfen Krallen nach ihr, aber sie hatte in jener schweren Nacht schon überwunden, sie war des Herrn Magd, ihr geschah, wie er gesagt hat: „Meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig.“ Sie war fröhlich und selig, denn sie ruhte in Gott und war ein Kind der Gnade. Lang und innig war Lillis und Margareths Umarmung, aber als Marie und die Braut sich umfaßten, da war's als wollten sie einander mit treuen Armen festhalten und

nicht wieder lassen, — sie waren sich im letzten Jahre sehr nahe getreten; und dann drückte Ferdinand Marie an sich und küßte sie, und sie konnte ihm so fröhlich Gottes Segen wünschen, — ja, der kindliche Glaube ist der Sieg, der die Welt, den Tod und — das eigene Herz überwinden kann!

---

VIII.

O, nenne mir doch einen Ort,  
Wo keine Stürm' mehr wehen!  
Zeig' mir den sichern Friedensort,  
Der Brandung nie gesehen!

O, bring' mich nach dem stillen Thal,  
Wo's immer grünt und blühet,  
Wo nie der Sonne gelbten Strahl  
Die schwarze Wolf' umziehet!

Wo's immer still und ruhig ist,  
Wo man so wohl geborgen,  
Wo Liebe sich und Friede küßt,  
Wo Glaube wohnt, statt Sorgen.

„Ich weiß den Hafen, kenn' den Ort  
„Mit seiner ew'gen Stille.  
„Der Hafen heißet: Gottes Wort,  
„Das Thal ist: Gottes Wille.“

**M**argareth war eine sehr glückliche, aber eine sehr ernste Braut. Jesus war nicht der Dritte, sondern der Erste in diesem Bunde, darum war sie so nüchtern und still zum Herrn. „Herr, nimm mir lieber alles, tödte mich lieber, als daß sich je ein Mensch zwischen dich und mich stellt, daß ich dein Angesicht nicht mehr sehen mag oder kann,“ wenn eine Braut so betet, mit aufrichtigem Herzen, dann ist keine Gefahr, daß sie den

lieben Menschen zum Gott macht, am Sichtbaren, statt am Unsichtbaren hängt. Margareth besaß jene goldene Perle der echten Weiblichkeit, welche sich der armen Kreatur des Mannes hingeben, unterordnen kann, weil es also Gottes Wille ist, ohne darum in Kreaturenliebe aufzugehen. Ferdinand war wie verwandelt, seit diese beiden wichtigen Ereignisse in sein Leben getreten waren. Er stand so recht in der Zeit „der ersten Liebe“ zum Herrn, wie auch zu seiner Braut. Er war so glücklich, so selig, und man fühlte ihm an, daß sein Leben und Lieben ein Gott geweihtes war, so daß Niemand in seine Nähe kommen konnte, ohne von einem frischen Glaubenshauch angeweht zu werden. Seine reiche Begabung, ein frisches, fröhliches Auftreten, die warme Liebe, mit der er alles umfaßte, hatten ihm schon Aller Herzen gewonnen, jetzt aber war dies alles wie von einer göttlichen Liebe verklärt; wenn man ihn sah, hätte man fast an Moses denken können, dessen Angesicht glänzte, weil er mit dem Herrn geredet hatte. Auch Ferdinand hatte mit Gott allein geredet, er hatte sich ihm aufrichtig hingeeben, und siehe, — da überschüttete ihn der freundliche Herr mit so reichen Gnadengaben, — jetzt eben, da er alles aufgegeben hatte, und nur noch ihn allein haben wollte, — aber kindlich nahm er aus Gottes Hand, was der ihm gab und sein Angesicht glänzte von Glück und Freude. In Margareth sah er allerdings hinein wie in einen goldenen Kelch, sie kam ihm zuweilen wie ein Wesen höherer Art vor, aber daß sie sich ihm so hingab, sich ihm unterordnete, zu ihm

auffah, — das gab ihm sein männliches Selbstgefühl auch ihr gegenüber wieder.

Einft hatte er ihr scherzend gefagt, was fie ihm für eine Margareth, für eine Perle fei, und wie er wieder und immer wieder neue Vorzüge an ihr entdecke. Sie jah ihn faft traurig an. „Ferdinand, fo darfft Du nie zu mir reden, das fage ich mir felbft fchon oft genug. Und wenn ich ja was Gutes habe, — fage nur, was kann ein alter, zerbrochener Topf, ein elender Scherben, dafür, wenn Jemand kostbare Perlen und Edelsteine in ihn hinein legt? Wird er dadurch schön? Wie lächerlich, wenn er fagen wollte: Nun bin ich kein zerbrochener Scherben mehr, sondern ein herrliches Gefäß! Der Thor! Wenn die Perlen herausgenommen werden, achtet Niemand feiner, er ift und bleibt ein zerbrochener Topf und feine Schuld war es wirklich nicht, wenn eine gütige Hand einmal Edelsteine in ihn hineingelegt hatte.“

„Aber dennoch,“ entgegnete Ferdinand, „darf man fich an diesen Edelsteinen freuen.“

„Und den preifen,“ unterbrach ihn Margareth, „der fie gegeben hatte. Aber preife mich nicht, Ferdinand, ich kann das Loben noch nicht vertragen. Du wirft viele Fehler an mir finden, die Dir gewiß schwer zu tragen fein werden; wenn Du nun jetzt so gut von mir denkst, dann wirft Du später enttäuscht und meinst vielleicht gar, ich wäre anders, als ich mich Dir jetzt zeige. Aber dem ift nicht fo, ich wollte, mein Herz läge fo offen und klar vor Dir, wie es vor Gott liegt, dann würdest Du zwar

vieles sehen, was Dich schmerzen würde, viel Hochmuth, Selbstsucht, Eigensinn, aber Du würdest auch sehen, daß diese Sünden mein schwerster Schmerz sind, und Du würdest mir helfen, sie zu überwinden.“

„Liebe Margareth,“ sagte Ferdinand, „Du sprichst aus meiner Seele, es wird Dir mit mir ganz ebenso gehen. Ich weiß, meine Heftigkeit, meine Unbeständigkeit, mein schwankendes Wesen wird Dir viele schwere Stunden bereiten, — aber wir wollen einander helfen auf dem Wege zur Seligkeit; sei Du meine rechte Gehülfin, nicht wahr, Du versprichst mir, daß Du mir immer aufrichtig sagen willst, was Dir an mir mißfällt?“

„Ja, aber wenn ich Dich nun böse damit mache?“

„Das wäre freilich schlimm,“ sagte Ferdinand mit bedenklicher Miene, — „aber weißt Du, wir wollen uns heute versprechen, daß wir nie einen Tag in Unfrieden, oder in Bösesein, oder in Kälte beschließen. Mag ein heftiges Wort zwischen uns gefallen sein, mögen wir uns verdrießlich angesehen haben, — wir gehen nicht zu Bette, ehe wir nicht einander alles abgebeten und vergeben haben.“

Margareth schlug in die dargebotene Hand. „Und dann beten wir alle Abend das Vaterunser laut mit einander, wenn wir dann zur süßesten Bitte kommen: „vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern,“ da müssen wir ja alles vergeben und vergessen, sonst beten wir selbst das Gericht Gottes auf uns herab.“

Ferdinand umfaßte seine Braut und sagte dann scherzend:



„Weißt Du, erzähle mich nur recht bald einmal, ich möchte Dir so gern etwas vergeben.“

„Kommt Zeit, kommt Rath! Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle,“ entgegnete sie ebenso.

Der Winter verfloß unter allerlei Vorbereitungen zur Hochzeit und zur Reise. Das Brautpaar hatte sich bei einer Missionsgesellschaft zum Dienst unter den Heiden in Indien gemeldet, und diese war gern bereit, sie im kommenden Frühjahr auszusenden. Ferdinand wollte seine Hauslehrerstelle Ostern aufgeben, dann sollte er ordiniert werden, Ende Mai die Hochzeit sein und gleich darauf sollten Beide über England nach Indien abreisen. So war der Plan Aller, — aber der Mensch denkt und Gott lenkt.

Heinrich kam nur selten nach Burgdorf, sein Pastor, dem er zur Hülfe gegeben war, kränkelte diesen Winter sehr, so fiel fast die ganze Arbeit auf ihn; Ferdinand war desto öfter in dem lieben Pfarrhause zu sehen, er fand Marie gewöhnlich fleißig an Margareths Ausstattung nähernd, während die Pastorin Stieg es immer noch nicht verwinden konnte, daß sie ihrem geliebten Pflegekinde nicht von der schönen, feinen Leinwand, die sie selbst gesponnen, geben konnte; Klima und Wäsche in Indien bedingte, daß Baumwollenzug deren Stelle vertreten mußte, aber die Pastorin war noch so von altem Schlage, sie mochte das Baumwollenzug nicht, es kam ihr unsolid vor, wohl sah sie die Nothwendigkeit hier ein, aber doch

betrachtete sie nur kopfschüttelnd die leichten, baumwollenen Hemden.

Aber mit viel ernsterem Kopfschütteln sah sie oft ihre Pilli an, mit der sie gar nicht recht zufrieden sein konnte. Die drei Mädchen führten jetzt wochenweis abwechselnd die Wirthschaft; wenn Pillis Küchenwoche kam, so war es recht zu merken, daß Jemand am Heerde stand, dessen Herz und Gedanken nicht bei seiner Arbeit waren. „Dweh, jetzt kommen die sieben mageren Jahre!“ rief Ferdinand, der tägliche Gast, in komischer Verzweiflung, als er einst wieder nichts als steinhartes Brod zum Kaffee vorfand. „Pilli, Pilli, ist dies Brod etwa das aus Brahma entstandene Welt-Ei, das 43,000 Millionen Jahre auf dem Chaos schwamm? — Was wenigstens das Alter betrifft, glaube ich, daß es seine vollkommene Nichtigkeit hat.“

Pilli warf etwas verächtlich den Kopf in die Höhe; sie hatte so viele andere Gedanken, daß ihr nicht Zeit blieb, auf das Wohlbehagen derer, die ihr von Gott gegeben waren, zu sinnen, und ihre Gedanken waren so vie schöner, als die an Küche und Keller, als Essen kochen und Brod backen! Die Arbeit, die nun einmal im Hause gethan werden mußte, war ihr eine Last, statt Lust, darum wurde sie schlecht besorgt; während sie am Heerde stand, träumte sie sich auf grüne Auen, am Arme eines schönen, jungen Mannes gehend; und während sie die Milch abrahmte, sah ihre Phantasie wieder den jungen Mann vor sich stehen, sein Arm umfaßte sie und seine Stimme sprach:

„Ich liebe Dich!“ Und immer trug ihr Phantasiebild die Züge des jungen Baron von Wallerberg. Ja, er hatte der armen Lilli das Herz warm und den Kopf heiß gemacht. Er hielt sich noch immer bei den benachbarten Kethel's auf, — um die Landwirthschaft zu erlernen, damit er einst seinen Gütern tüchtig vorstehen könnte, — Lilli aber fühlte sehr wohl, daß dies nur ein Vorwand und sie die eigentliche Ursache seines Bleibens war. Sie hatte sich widerstandslos dem Zauber seiner Liebe hingegeben, es fiel ihr nicht ein, daß einem andern Manne der erste Platz in ihrem Herzen gebühre; wenn sie dieses anderen Mannes ja gedachte, so bat sie ihn nur um das Eine: um Erfüllung ihrer Wünsche, um zeitliches Glück, was sie zwar oft „seinen Segen“ nannte. Und Jesus Christus erhörte ihre Bitte, aber gar anders, als sie gedacht; er segnete sie mit lauter Leid, mit viel Thränen und Enttäuschungen, er machte ihr die Erde arm und zeigte ihr den Reichthum seines Himmels, er lehrte sie das Wort „Himmelreich“ verstehen.

Aber jetzt sehnte sich Lilli noch nicht nach dem Himmelreich, die Erde war ja so schön, der Weg vor ihr mit lauter Blumen bedeckt, da ließ sie ihr Auge lieber auf ihnen ruhen, statt es zum Himmel zu erheben. Baron von Wallerberg liebte sie, daran war kein Zweifel, zwar hatte er es ihr noch nie in deutlichen Worten gesagt, aber jeder Blick seines Auges, der Ton seiner Stimme sagte es. Und eines Tages im Frühjahr, als sie beide einen Augenblick allein im Garten waren, da wagte er es, der

Geliebten von seiner Liebe zu sagen und ob sie sein eigen sein wolle auf immer? Und Lilli, ob sie gleich sich oft gedacht hatte, daß er einst so zu ihr sprechen würde, — jetzt war es ihr doch so unerwartet, so neu, die Stimme versagte ihr, sie konnte sich nur an den geliebten Mann lehnen und sich von ihm umfassen und küssen lassen. Dann bat sie ihn, es den Eltern zu sagen, — er zögerte einen Augenblick, sein Gefühl hatte ihn hingerissen, er hatte an die Eltern noch gar nicht gedacht; er bat Lilli, es geheim zu halten, er wolle erst an seinen Vater schreiben und ihn um seine Einwilligung bitten, dann mit derselben vor Pastor Stieg's treten. Aber hier blieb Lilli fest, es mußte den Eltern gleich gesagt werden, sie wußte, sie würde es ihnen nicht verbergen können, und sah auch gar keinen Grund dazu, da sie gewiß ihrem Glücke nicht hinderlich sein würden.

So entschloß sich denn der junge Baron, am selben Abend noch den Pastor Stieg um die Hand seiner Tochter zu bitten. Er zweifelte nicht an der Antwort, sondern erwartete ein freudiges Ja, denn gewiß mußte es dem Pastor lieb sein, seine Tochter so glänzend verheirathet zu sehen. Sehr erstaunt war er daher, als der Pastor, nachdem er ihn gehört, ruhig sagte:

„Daß Sie meine Lilli lieben, finde ich sehr natürlich, daß Sie ihr diese Liebe gestanden haben, will ich auch nicht weiter richten, obgleich ich wünschte, es wäre lieber nicht geschehen. Aber nun stehen wir auch an der Grenze. Mein Jawort kann ich Ihnen nicht geben, ehe Sie mir

nicht das Ihres Vaters bringen. Sind Sie seiner Einwilligung gewiß? Wird er nicht ganz andere Pläne mit seinem einzigen Sohn haben? — Und dann, ich kenne Sie auch noch viel zu wenig, um zu wissen, ob ich Ihnen meine Tochter anvertrauen kann. Würden Sie ihr ein Führer, eine Stütze auf dem Himmelswege sein? Ja, noch mehr, würden Sie es sie nie fühlen lassen, daß sie eine arme Pfarrerstochter war? Schönheit vergeht, Herr Baron, und wenn Sie Lilli deswegen lieben, so fürchte ich, ist Ihre Liebe auf Sand gebaut.“

Der junge Mann erschöpfte sich in Bethenerungen, er bat, er flehte, er könne ohne Lilli nicht leben. Das Einzige, was er erlangte, war, daß Pastor Stieg nicht Nein sagte.

„Aber nun suchen Sie keine Gelegenheit, sie noch allein zu sprechen. Reisen Sie so bald als möglich nach Hause und erzählen Sie Ihrem Vater alles. Dann schreiben Sie mir Bescheid, aber mir, ich werde Lilli nicht gestatten, Briefe von Ihnen anzunehmen. Und dann, Herr Baron, wenn Ihre Liebe fest geblieben ist, dann wollen wir weiter mit einander reden.“

Während dem sprachen Mutter und Tochter in der anderen Stube mit einander. — — „D, meine Lilli,“ fuhr die Erstere im Gespräch fort, „mit dem Seligwerden ist es eine ernste Sache, und Du kannst Dir nicht denken, welchen Einfluß Mann und Weib auf einander haben; und doch wäre das höchste, reinste Erdenglück mit der ewigen Seligkeit zu theuer erkauft, — wenn Du nun

auch glücklich würdest an seiner Seite, aber Deine Seele ginge verloren; o Lilli, was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?"

„Aber Mutter, er ist so gut, so herzensgut; er liebt auch Gott, er geht jetzt immer zur Kirche, er hat Margareth gesagt, daß er auf seinen Gütern auch Missionsstunden halten lassen will.“ —

„Das ist noch alles keine wahre Befehrung. Sage mir nur das Eine: „Könntest Du mit ihm beten?“ Ich meine nicht im Kreise Anderer, nicht in der Kirche, wo der Einzelne wohl aus Gewohnheit, oder um nicht Aufsehen zu erregen, seine Kniee mit beugt, ich meine, ob Du ihn bitten könntest, um eine besondere Sache, um Bekämpfung einer Sünde mit Dir allein zu beten?"

„O Mutter, — das wäre so sonderbar, — er würde sich so wundern! Ich könnte ja auch allein und für ihn beten.“

„Du schämst Dich, mit ihm zu beten, und willst mit ihm den schmalen Weg, der zur Seligkeit führt, wandeln? O, ich fürchte, ich fürchte, Du täuschest Dich schwer,“ sagte die Mutter mit trauriger Miene.

Der Baron von Wallerberg reiste ab; so flüchtig und leicht auch sein Wesen war, konnte doch Niemand an der Aufrichtigkeit seiner Liebe zweifeln. „Er ist noch jung, es kann noch etwas aus ihm werden,“ dachten Stiegs. „Ich schreibe bald,“ sagte der Baron beim Abschiede. Die Eltern und Lilli verstanden den Blick, mit dem er dies

„bald“ begleitete. „So Gott will,“ antwortete ruhig Pastor Stieg.

Für Killi begann nun eine schwere Zeit, der Schmerz des Abschieds und die Ungewißheit der Zukunft waren rechte Prüfungen für sie. An den Geliebten zweifelte sie nicht, aber sein Vater? Pastor Stiegs bemühten sich, sie mit linder Hand von ihren Gedanken abzuziehen und sie dem wirklichen Leben wiederzugeben. Es gelang ihnen nur theilweise. Sie lebte in ihrer Traum- und Gedankenwelt fort, wo ihr Schatz, da war auch ihr Herz; da aber ihr Herz fern in Schlesien weilte, so konnte man deutlich sehen, daß ihr Schatz nicht droben im Himmel, sondern unten auf Erden war.

Der Frühling war mit Macht in's Land gerückt; linde Apriltage verkündeten den kommenden Mai. Da traf eine Schreckensbotschaft aus Steinseld, dem Heimathsdorf Ferdinands, ein: Pastor Gendenberg, sein Vater, sei vom Schlag getroffen worden. Ferdinand reiste unverzüglich ab, Margareth begleitete ihn. Aber sie kamen zu spät; er hatte nur noch wenige Stunden nach dem Schlaganfall gelebt, sie fanden nur seine Leiche. Es war das erste Mal, daß Margareth an einem Todtenbette stand; sie hatte sich das Angesicht eines im Herrn Entschlafenen anders vorgestellt; mit Bangen wandte sie sich von diesen schmerzverzerrten Zügen, die auch jetzt nicht den Stempel des Friedens und der Ruhe, sondern nur den der Starrheit trugen. Aber war denn Pastor Gendenberg im Herrn entschlafen? Das war die Frage,

welche Ferdinand und Margareth fortwährend auf's Schmerzlichsie bewegte. Er war in seiner Jugend ein flotter Student gewesen, dann ein Pastor geworden, dem die Weltleute es zum Ruhm nachsagten, daß man in Gesellschaft gar nicht merke, daß man mit einem Pastor zu thun hätte. Dann hatte er sich mit einem Mädchen aus niederem Stande verheirathet, das ein hübsches Gesicht, aber weder Verstandes- noch Herzensbildung besaß. Sie hatten sich wohl einander geliebt, aber nicht mit einer höheren, göttlichen Liebe, so ging es bald in dieser Ehe, wie es in so vielen geht: die Frau sah in ihrem Gatten wenig mehr als einen Versorger, durch den sie das tägliche Brod, den Stand einer Pastorenfrau und dadurch ein gewisses Ansehen in der menschlichen Gesellschaft erhielt; der Mann sah in seinem Weibe nur seine Haushälterin, welche für sein Wohlbehagen und für seine Bequemlichkeit zu sorgen hatte. Da sie nun beiderseits keine hohen Ansprüche an einander stellten, so gingen sie ziemlich zufrieden ihren gemeinsamen Lebensweg, glücklicher Weise harmonirten ihre Neigungen: Beide liebten ein behagliches, bequemes Leben, Beide aßen gern etwas Gutes, Beide hatten Längeweile, wenn sie allein waren, und sahen deshalb gern Gesellschaft um sich — so hatten sie fast dreißig Jahre mit einander gelebt, wenn man anders solch ein Dasein Leben nennen kann.

Jetzt war Pastor Gendenberg aus diesem schönen, behaglichen Leben geschieden, schnell und unvorbereitet. War nun die äußere Erfüllung der Pflichten seines Amtes,



war seine Selbstzufriedenheit und sein gutes Gewissen ein sanftes Kissen, auf dem er im Tode ruhen konnte? Oder hat noch in den letzten Stunden, als er sprachlos dalag, der Geist des Herrn Buße und Glauben in ihm gewirkt? Hat der Sterbende noch in seinem Herzen, da schon die Lippen geschlossen waren, ein „Herr, erbarm' Dich!“ gerufen und hat er noch in der zwölften Stunde Schächergnade erlangt? Der Geist Gottes ist allmächtig, er kann Wunder thun, — aber ich fürchte, in Pastor Gendenberg's Schuldbuch haben alle die Seelen, die durch seine Schuld, durch seine Untreue, durch seine Bequemlichkeit, durch sein böses Beispiel verloren gegangen sind, ihre Namen mit schwarzer Tinte geschrieben und Gott, der Richter Himmels und der Erden, hat sein Siegel darunter gedrückt in den Worten:

„Du Menschenkind, ich habe Dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel; Du sollst aus meinem Munde das Wort hören und sie von meinewegen warnen. Wenn ich dem Gottlosen sage: Du mußt des Todes sterben, und Du warnest ihn nicht und sagst es ihm nicht, damit sich der Gottlose vor seinem gottlosen Wesen hütete, auf daß er lebendig bleibe, so wird der Gottlose um seiner Sünden willen sterben; aber sein Blut will ich von Deiner Hand fordern.

Und wenn sich ein Gerechter von seiner Gerechtigkeit wendet und thut Böses, so werde ich ihn lassen anlaufen, daß er muß sterben. Denn weil Du ihn nicht gewarnt hast, wird er um seiner Sünde willen sterben müssen, und

seine Gerechtigkeit, die er gethan hat, wird nicht angesehen werden, aber sein Blut will ich von Deiner Hand fordern.“

Die Pastorin war zuerst untröstlich über den Verlust ihres Mannes, sie nahm es fast übel, wenn man sie trösten wollte und verargte es Margareth sehr, daß diese sich nicht wie sie den Ausbrüchen des Schmerzes hingab, sondern ihre Ruhe bewahrte. Margareth aber war viel zu tief ergriffen, um von ihrem Schmerz sprechen zu können, — sie trauerte um die Seele ihres Schwiegervaters, während man bei seiner Frau bald sehen konnte, daß sie mehr den Ernährer, als den Gatten beweinte, und eigentlich nur sich selbst beklagte. Ihre Kinder wollten so gern diesen Todesfall zu einem Segen für der Mutter Herz machen, aber ihre Mühe war vergeblich; der Verstorbene war in den Augen seiner Frau plötzlich wie vom rosigen Licht umflossen, sie dichtete ihm alle nur möglichen Tugenden und guten Eigenschaften an, um sich immer mehr zu beklagen, und so gelang es ihr nach und nach, sich vor sich selbst und vor vielen Anderen als die verlassenste und unglücklichste aller Wittwen darzustellen. Mit schwerem Herzen verließ Margareth nach acht Tagen dies Haus, das ihr noch nie ein Friedens- oder Heimathsgefühl eingelöst hatte, während Ferdinand bei seiner Mutter blieb.

Aber auch die Wolke auf seiner Stirn blieb, ja es wollte Margareth fast dünken, als würde sie täglich größer und schwerer. Endlich wurde es ihr zur Gewißheit, daß nicht allein des Vaters Tod den Geliebten drückte, sondern

daß er noch irgend einen anderen Kummer zu tragen habe. Sie drang in ihn, ihr zu sagen, was ihn quäle. Er wich ihren Fragen aus und sah sie nur traurig an. Endlich bat er eines Tages, als er wieder in Burgdorf war, mit so feierlicher Stimme Margareth um ein Gespräch, daß diese heftig erschraf, mit ihm allein in eine Stube ging und nun angstvoll fragte: „Um Gotteswillen, Ferdinand, was hast Du? Du siehst ja todtenbleich aus!“

„Margareth, was würdest Du sagen,“ antwortete er ernst, „wenn Gott uns ganz andere Wege führen will, als wir bis jetzt gehofft haben, wenn wir unsere liebsten Wünsche aufgeben und ein ganz anderes Leben beginnen sollen?“

„Nimmermehr!“ rief Margareth heftig, „das kann nicht Gottes Wille sein!“

„Und doch fürchte ich, es ist so,“ erwiederte Ferdinand; „ich habe in diesen Tagen schwer gekämpft, aber jetzt ist es mir zur Gewißheit geworden, daß Gottes Gedanken anders mit uns sind. Höre mich ruhig an,“ bat er, die immer bleicher werdende Braut zu sich auf's Sopha ziehend, „ich will Dir alles erzählen. Kaum war mein Vater todt, da drang meine Mutter in mich, nun hier zu bleiben, sie nicht zu verlassen, ich würde hier eine Stelle finden und sie wollte dann in ihren alten Tagen zu mir ziehen. Ich schäme mich, es Dir zu sagen, aber der Vorschlag erschreckte mich, ich lehnte ihn ab, sagte ihr, daß ich jedenfalls nach Indien gehen müsse, daß ich aber auch

ganz bestimmt für sie sorgen würde. Das „Wie“ war mir zwar nicht klar, da wir kein Vermögen besitzen, ein Missionar von seinem Gehalt gewiß nichts abgeben kann, das Wittwengeld meiner Mutter aber nur jährlich achtzig Thaler beträgt. Da kommt einige Tage später der Gutsherr unseres Dorfes und Patron der Kirche zu ihr und schlägt ihr vor, ob ich mich um die Stelle meines Vaters bewerben wolle, er würde mir seine Stimme geben, und für die Wahl der Gemeinde könne er bürgen; es solle dann sehr rasch betrieben werden. Margareth, zürne meiner Mutter nicht, sie weiß wenig vom Herrn, aber auch einer von seinem Geiste besetzten Frau würden diese Vorschläge verführerisch gewesen sein. Nun habe ich in dieser ganzen Zeit zwischen zwei Feuern gestanden, auf der einen Seite meine Mutter mit ihren fortwährenden Vorwürfen, Klagen und Thränen, auf der andern all die Leute aus dem Dorfe, die mich inständig bitten, bei ihnen zu bleiben und ihr Pastor zu werden. Dies letztere will freilich wenig sagen, denn sie würden bald einen besseren als mich finden, — aber meine Mutter. Ich bin nicht wie jener Missionar, der seine vor ihm knieende Mutter zurück stieß und „über Deine Leiche gehe ich zu den Heiden“ ausrief. Ich glaube nicht, daß wir irgend eine Pflicht durch Versäumniß oder Verachtung einer anderen erfüllen können. Und mit welchem Herzen würde ich draußen arbeiten, wenn ich meine alte Mutter hier dabend, und ihrem einzigen Kinde fluchend wüßte. Nein, ob es mir gleich ist, als würde mein Herz mir aus dem

Herzen genommen, ob ich gleich weiß, wie Dir dabei zu Muthe sein wird, so steht es doch fest in mir: ich kann, ich darf nicht nach Indien gehen, denn Gott will es nicht.“

Ferdinand schwieg und sah Margareth an, welche noch immer blaß und still im Sopha lehnte. „Margareth, sprich ein Wort,“ bat er innig, „ich weiß, es wird Dir schwerer noch als mir. Aber sieh auf Gott, seine Hand ist hier nicht zu verkennen, sage mir, daß Du mich nicht für einen Wortbrüchigen hältst, daß ich nicht anders handeln konnte!“

„D Ferdinand, vergieb, vergieb mir,“ rief Margareth, „daß ich nur ein Wort sagen konnte, was Dich verletzen und Dir die Erfüllung Deiner Pflicht erschweren konnte!“

„Liebe Margareth, Du nimmst mir einen schweren Sorgenstein vom Herzen, — o, Du weißt nicht, wie ich gefürchtet habe —“

„Wie konntest Du zweifeln? Nein, Ferdinand, Du hast Recht gethan, und wo Du bleibst, da bleibe ich auch. Es ist alles so Gottes Wille, wehe uns, wenn wir widerstreben wollten!“

„Du wirst viel Schweres haben,“ sagte Ferdinand nach einer Pause. „Ich weiß, meine Mutter bei sich zu haben, wird keine angenehme Zugabe sein.“

„Bitte, sprich jetzt nicht davon, mir ist's, als könnte dies gar nicht in Betracht gegen das andere kommen. Und bitte, Ferdinand, laß mich jetzt allein. Komm bald wieder,

doch jetzt muß ich erst ein wenig mit meinem Gott allein sein.“

Aber als sie nun allein war, da brach sie auch zusammen, — nicht vor Schmerz über bereitete Wünsche, nicht vor Leid über gescheiterte Hoffnungen, sondern sie brach zusammen vor dem Herrn, ihrem Gott, der ihr in diesem Augenblick fast drohend vor der Seele stand. Sie zürnte ihm nicht, sie haderte nicht mit ihm, — nein! sie schlug das Auge vor ihm nieder, denn sie glaubte das schreckliche Wort aus seinem Munde zu hören: „Gewogen, gewogen und zu leicht befunden.“ Ihr ganzes Leben ging vor ihrer Seele vorüber: wie sie, so lange sie denken konnte, mit dem „Selbstbewußtsein“ zu ringen hatte, wie in allem ihrem Thun wider ihren Willen eine gewisse Berechnung lag, wie immer ihr „Ich“ ihr erster Gedanke war und in den Vordergrund trat. So war es in Indien, so war es in Burgdorf im Kreise ihrer Gespielen gewesen, so hatte sie in Berlin der vornehmen Welt gegenüber gefühlt, und selbst gegen Pastor Stiegs war das Gefühl nicht verschwunden. Wohl hatte sie mit ihrem scharfen Verstande diese Sünde tief erkannt, wohl hatte sie mit Ernst, mit Gebet und Thränen dagegen gekämpft, und wenn sie auch den Feind nicht besiegt hatte, so konnte er doch auch nicht ungefüßt herrschen, Gott half ihr, denn er sah, daß sie es aufrichtig meinte. Da faßte sie jenen Vorsatz, sich dem Herrn zum Dienst zu geben, Missionarin zu werden. Es war ein schwerer Entschluß, denn als sie ihn faßte, fühlte sie erst, wie fest sie an

Burgdorf hing, und wie eine Ahnung von künftigem, noch größerem Opfer durchzuckte es sie, wenn sie an Ferdinand dachte, obgleich es ihr damals noch nicht ganz klar war, daß sie ihn mehr als alle anderen Menschen liebte. Aber gerade, daß sie Opfer bringen mußte, machte ihren Vorsatz noch fester — und gab ihrer Selbstliebe neue Nahrung. „Das könnte nicht ein Feder,“ flüsterte die Sünde in der Brust ihr zu, „ja, Du bist eine echte Jüngerin des Herrn, Du verläßt alles und folgst ihm nach.“ Oft überwunden, kehrte der Gedanke doch immer wieder. „O Gott, kann ich denn nie zu der seligen Einfalt der Kinder Gottes kommen, die nichts sehen als Dich allein?“ seufzte sie oft aus bangem Herzen. Als nun Ferdinand wirklich um sie warb, als sie mit jenem „Nein“ ihrem und des Geliebten irdischem Lebensglücke entsagte, als sie in jener Nacht mit Gott kämpfte, sich ihm ganz hingeben wollte und auch von ihm Kraft bekam zu überwinden — da war auch gleich der alte böse Feind wieder da, der ihr zuraunte: „Welch einen herrlichen Sieg hast Du erfochten! Bei Dir heißt es wirklich: rein ab und Christo an! Du hast in allem weit überwunden, nun liegt die ganze Welt klein zu Deinen Füßen, sie kann Dir nichts mehr thun.“ Margareth waren diese Einflüsterungen zur höchsten Qual, sie konnte wohl wehren, daß sie nicht bleibende Wohnung in ihr machten, aber daß sie immer und immer wieder kamen, konnte sie nicht hindern. O, wie beneidete sie oft Marie, die wirklich in viel kindlicherer Einfalt fast unbewußt näher und näher zum Herrn kam.

Margareth hatte viel schwerer zu kämpfen, wenn kein Mensch es ahnte und kein Auge als das des heiligen Gottes es sah. — Als nun Ferdinand, unabhängig von ihr, den Entschluß faßte, Missionar zu werden, als nun sie die Seine werden durfte, da trat ihr Gott plötzlich so nahe als der freundliche Herr, daß sie nur loben und jauchzen konnte. Nicht nur, weil er ihr Ferdinand gegeben, sondern vielmehr, weil sie diese Schickung als ein Zeichen von ihm ansah, daß er ihr gnädig sei, daß er sie trotz ihrer furchtbaren Selbstliebe nicht verworfen habe. Es kam nun die selige Zeit für sie, wo sie sich in ihres himmlischen wie in ihres irdischen Bräutigams Liebe still wie ein Kind legte und selig darin ruhen konnte, und zum ersten Mal vergaß sie auch innerlich sich selbst, — äußerlich blieb ihr Thun dasselbe, aber es war anders in ihr geworden, ihr Ich war nicht mehr ihr erster Gedanke, sie wollte Gott jetzt nichts bringen und geben, sondern wie ein Kind aus seiner Fülle nehmen Gnade um Gnade.

Nun kam wie aus heiterem Himmel der Schlag: Du sollst nicht nach Indien gehen. Also war es alles Täuschung gewesen, als sie geglaubt, Gott habe ihr Opfer wohlgefällig angenommen und blide trotz ihrer Sünde gnädig auf sie herab? Sie war verworfen, er konnte sie nicht brauchen, all' ihr Ringen, Kämpfen und Opfern war umsonst, es war Gefühlstäuschung, daß sie einen in Christo versöhnten Gott zu haben glaubte, zornig blickte er sie an, er wollte eine reine Magd in seinem Dienst



haben — nie hatte Margareth die Last ihrer Sünde so schwer gefühlt, wie heute. Es fiel ihr nicht einen Augenblick ein, Ferdinand's Mutter als Ursache ihres Hierbleibens zu betrachten, sie wußte, ohne Gottes Willen hätte sie kein Wort dabei sagen dürfen. Es fiel ihr nicht einen Augenblick ein, mit Gott rechten zu wollen, — habert auch der Baum mit dem Felsblock, der auf ihn fällt? Sie war wie zermalmt. Verworfen! Verworfen! das war der einzige Gedanke, der Macht in ihr gewann.

Aber er sollte diese Macht nicht behalten. Margareth war zu sehr Gottes Kind, als daß ihre Sünde sie lange von ihm hätte scheiden können. Schon in allen irdischen Verhältnissen hatte sie es von klein auf nie ertragen können, wenn Jemand auf sie böse war: sie bat dann mit Thränen so lange, bis das strenge Antlitz des Erzürnten wieder ein freundliches Lächeln für sie hatte, bis sie den Kuß der Vergebung auf ihrer Stirn fühlte. So ging sie auch heute in dieser dunklen Stunde, da sie nicht das Vater-, sondern nur das Richterantlitz Gottes sah, zu ihm, sie drang mit dem Worte: „Du hast gesagt: wer zu mir kommt, den will ich nicht hinaus stoßen“ auf ihn ein; so hange ihr auch um's Herz war, rang sie doch mit Muth und Kraft, aber ohne Eitelkeit oder Bewegtheit, sie rang mit Demuth, mit Glauben, mit einem brünstigen Verlangen nach Erlösung, nach Heil, nach Sieg mit dem Herrn Zebaoth. Und im Kampfe wurde ihr wunderbar zu Muthe; sie fühlte sich schwach und doch stark, allein und doch nicht verlassen, bald war ihr die

Finsterniß keine Nacht mehr, ihr Gott war ihr nicht mehr ferne, er wurde ihr immer wunderbarer, immer größer, immer mächtiger, aber auch immer erbarmender, immer liebevoller, aus dem Angstruf: „Verwirf mich nicht von Deinem Angesicht!“ wurde endlich ein siegesgewisses: „Ich lasse Dich nicht, Du segest mich denn!“

Und der Ja und Amen heißt, erhörte auch dies Gebet. Von Margareth konnte man wohl nach dieser Stunde, so weit man es von einem Menschen kann, dem die Sünde immer wieder anklebt, sagen: „das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden.“ Ihr Leben lag hinter ihr, alles, was sie gedacht, gelernt, gewünscht, war ihr zunichte gemacht, ihre heiligsten Wünsche und Pläne waren gescheitert — aber Gott hatte sie dennoch reichlich gesegnet: Er hatte sie gedemüthigt. Bisher hatte Margareth stets gekämpft und gesiegt. Jetzt hatte der Herr sie niedergeworfen in ihrem Stolze, als ein gezüchtigtes, aber als ein Gotteskind stand sie wieder auf, Gott hatte dieser Perle ihren strahlenden Glanz genommen, aber er hatte sie lauterer und schönerer gemacht und ihre Seele vom Verderben errettet. —

Nach einem Tage stiller Sammlung legte sie ihrem Ferdinand ein offenes Bekenntniß ihres Herzenszustandes ab, und sagte ihm auch, daß nicht die Thatsache des Hierbleibens, sondern vielmehr der Gott, der sie herbei geführt, sie so tief erschüttert habe. „Und wenn Du mich nun noch zu Deiner Frau haben willst,“ schloß sie endlich, „dann bin ich bereit, mit Dir zu gehen, wohin Du

mich führst. Aber ich fürchte, ich werde eine schlechte Pfarrfrau sein, zur Missionarsfrau glaubte ich früher tauglich zu sein, aber Du siehst, Gott wußte es besser.“

„Nun bist Du eine Pfarrfrau wider Willen,“ entgegnete Ferdinand, indem er seine Geliebte, die ihm noch nie so schön als heut in ihrer wahren Demuth erschienen war, fest an sich drückte, „wider Deinen Willen, aber mit Gottes Willen, und hoffentlich eine rechte Pastorenfrau nach seinem Herzen.“

Sie beteten mit einander, und eine Ruhe, ein Friede kam über Beide, den die Welt nicht kennt und nicht geben kann.

Ferdinand's Wahl in Steinfeld ließ nicht auf sich warten. Am ersten Sonntag im Oktober sollte er als Pastor ordinirt und eingeführt werden, am Montag nachher seine Hochzeit in Burgdorf stattfinden. — In herzlichster Liebe und tiefem Frieden waren die Sommermonate verstrichen, nur ein Schatten fiel in das frohe Stilleben der Stieg'schen Familie. Baron von Wallerberg hatte noch nichts von sich hören lassen; Willi litt furchtbar unter diesem Schweigen, bange Ahnungen tauchten in den Eltern auf, Jeder fürchtete sich, seinen Gedanken Worte zu geben, gleichsam als könne das, was bis jetzt nur ein unbestimmtes Etwas war, durch die Aussprache Gestalt und Leben gewinnen. —

Am vierten Oktober stieg majestätisch und feierlich die Königin des Tages am östlichen Himmel empor. Ueber dem Pfarrhause in Burgdorf schien sie stille zu stehen

und sich über sein festliches Aussehen zu wundern. Ein doppelter Festtag sollte heute gefeiert werden: Der Mutter Geburtstag und Ferdinands und Margareths Hochzeitstag. Das Haus glänzte heut noch heller, als an jenem Pfingsttage, da das Missionarskind aus Indien kam. Das Weinlaub hatte noch voller und üppiger den Stiel bezogen, statt der zarten, jungen Neben, die damals das Kind begrüßt hatten, leuchteten heute dunkle, schwere Trauben aus dem grünen Laub. Es war Aller Wunsch gewesen, das Fest im engsten Familienkreise zu begehen: Ferdinands Mutter, Tante Heß, die sich mit ihrer Nichte wieder ausgesöhnt hatte, weil sie nun doch „vernünftig“ gewesen und die Idee mit Indien aufgegeben, und noch einige nahe Freunde bildeten die wenigen Gäste. — Marie hatte alle häuslichen Besorgungen übernommen, die Pastorin sollte heute als „Brautmutter“ und „Geburtsstagskind“ nichts angreifen, und sie hatte alles so feurig und so einfach, und doch so würdig arrangirt, daß man wohl sah, wie ein liebendes Herz eine umsichtige Hand geleitet hatte. Sie und Lilli waren die beiden einzigen Brautjungfern; Marie hatte Margareth heute früh den Myrthenkranz von ihrem selbstgezogenen Bäumchen genommen, und jedes grüne Blatt trug einen treuen Wunsch, jede weiße Blüthe ein reines Gebet, das sie mit eingewunden. Jetzt ging sie zu Margareth, die nach dem Frühstück einen Gang mit Ferdinand auf die Wiesen gemacht hatte, darnach still in ihrem Stübchen geblieben war; sie befestigte den jungfräulichen Kranz auf der

hohen Stirn der schönen Braut — sie fühlte nichts als Liebe in ihrem Herzen, darum floß auch nur Liebe aus demselben. Aus den Armen der Eltern und Geschwister wand sich endlich das Brautpaar, um den ersten Gang zum Kirchlein anzutreten. Der kurze Weg war mit Blumen bestreut, wo es anging, hatte die Liebe der Burgdorfer Bogen von Eichenlaubguirlanden angebracht; die Glocken begannen zu läuten; ernst und feierlich klangen die Töne durch die Luft, das Brautpaar hörte sie nicht nur, es fühlte sie bis in's tiefste Mark hinein und gab sich schweigend die Hände. Ja, es ist ein ernster Morgen, der Hochzeitmorgen, und ein ernster Gang, der Gang nach dem Gotteshause, wo aus Zweien Eins gemacht wird, die dann, auf immer vereint, des Lebens Last und Hitze tragen, Freud' und Leid in Liebe theilen sollen.

Volle Orgeltöne empfingen sie beim Eintritt; nach der Wahl des Brautpaares wurden die beiden Verse aus dem köstlichen Liebesvogel's gesungen:

O Vaterherz, o Licht und Leben,  
O treuer Hirt, Immanuel!  
Dir bin ich einmal übergeben,  
Dir, Dir gehöret Leib und Seel';  
Ich will mich nicht mehr selber führen,  
Der Vater soll das Kind regieren!  
So geh' nun mit mir aus und ein,  
Und leite mich nach allen Tritten,  
Ich geh', ach hör', o Herr, mein Bitten,  
Dhn' Dich nicht einen Schritt allein.

So lieb' und lieb' ich in der Stille,  
Und lieg als Kind in Deinem Schooß;  
Das Schöpfchen trinkt aus Deiner Fülle,  
Die Braut ist aller Sorgen los;  
Sie forget nur allein, in allen,  
Dir, ihrem Bräut'gam, zu gefallen;  
Sie schmückt und hält sich Dir bereit.  
Ach zieh' mich, zieh' mich weit von hinnen,  
Was Du nicht bist, laß ganz zerrinnen,  
O reiner Glanz der Ewigkeit!

Und dann hielt Pastor Stieg am Altare die Trauredede, der er aus Ev. Joh. 21 die Worte zum Grunde legte: „Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir: da Du jünger warest, gürtetest Du Dich selbst und wandeltest, wo Du hin wolltest; wenn Du aber alt wirst, wirst Du Deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird Dich gürteten und führen, wo Du nicht hin willst.“ Er zeigte ihnen daraus einen Lebensweg nach dem Willen Gottes, oft wunderbarlich, doch seliglich. Er legte ihnen nicht blos die Pflichten an's Herz, die sie als Eheleute im allgemeinen, sondern auch die, welche sie noch im besondern als Pfarrersleute zu erfüllen hätten. „Wer täglich geben soll,“ rief er Ferdinand zu, „der muß eine reiche Quelle haben, aus welcher er schöpft, sonst wird er bald in die peinigendste Armuth versinken.“ „Deine Sorge sei,“\*) wandte er sich an Margareth, „daß es im Hause und in der Haushaltung allezeit fein priestlerlich zugehe; nicht mit

---

\*) Nach Röhe.

Wort und Predigt, sondern mit heiligem Wandel hast Du Deinen Mann in seinem Amte zu unterstützen. Es steht geschrieben, daß „die, welche nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden.“ Es ist aber des Weibes Wandel, wenn er anders nach dem Willen des Herrn sein soll, kein geringes und leichtes Werk. Ein Weib hat zunächst irdische Besorgungen im Hause, und eben darum ist es für sie schwer, so durch's Zeitliche zu wandeln, daß sie das Ewige nicht verliere. Ein Weib, welches in den Beruf des Mannes sich eindrängt, hat die Krone der Weiblichkeit verloren, ihr schönster Schmuck ist die Demuth, der Muth zum Dienen. Sie muß es für ihr Glück halten, ihrem frommen Manne zu gehorchen, wie es die Kirche für ihre Seligkeit hält, unter dem Regimente und Geiste ihres ewigen Bräutigams zu leben. Ein Weib, welches sich über den Mann stellen und anstatt seiner seinen Beruf üben will, verderbt, so viel an ihr liegt, die Seele, welcher sie als eine Gehülfin zum ewigen Leben geschaffen ist, nämlich die Seele ihres Mannes. Denn entweder weiß der Mann, daß es seine Demuth ist, im Namen des Herrn selber Mann zu sein; so ist ihm ein derartiges Thun seines Weibes eine böse Anfechtung und eine Ursache vieler Versündigungen gegen sie, — oder er beugt sich unter das Weib, dann ist das Weib schuldig an seiner großen Sünde, daß er nicht mehr des Herrn Bild ist, gleichwie das Weib das der Gemeinde; solch eine Frau soll man Delila heißen, denn sie hat ihres Simsons Seele matt gemacht!

Aber eine fromme Pfarrersfrau ist ihrem Manne dennoch nicht blos eine Gehülfin an und für ihn selbst, sondern sie ist ihm auch eine Helferin in seinem Amte. Sie ermuntert ihn, wenn er verzagt ist, mit liebevollen Worten, sie stärkt ihn, wenn er matt ist. Sie will ihn nicht allein genießen, sie freut sich jeder Stunde, die er ihr schenken kann, aber sie weiß, daß andere Seelen auch ein Recht auf ihren Pastor haben, sie erinnert ihn freundlich an seine Pflicht und treibt ihn von sich, wenn er lässig und träge wird. Sie selbst sucht gern und fleißig die Kranken, die Armen, die Wittwen, die Waisen, die Betrübten, die Alten in der Gemeinde auf, sie gießt Del und Wein in die Wunden und ist eine Trostquelle der Elenden. Sie betet mit ihrem Manne täglich für die Gemeinde, und hilft ihm auf diese stille, verborgene Weise mächtig; sie begleitet auch, wenn ihr Mann in seinem Berufe geht, in der Stille ihres Herzens seinen Gang mit Gebet; sie bittet, daß sein Wort und Werk gelinge, — wenn es gelingt, bittet sie um Demuth für ihren Liebsten; wenn's nicht gelingen will und der Herr seinen Segen zurück hält, so betet sie, daß ihr Mann nur treu empfunden werde und Gott zum Troste habe, — sieh', Margareth, das ist das Bild einer Pastorenfrau nach dem Herzen Gottes! Knie und bete, daß Du in dies Bild verkläret werden mögest.“ Und nun wies der Pastor beide hin auf Den, der A und O, Anfang und Ende und alles in allem ist. Und als er sie dann fragte, ob sie nun einander



lieben, ehren, treu sein wollten bis zum Tode, als das „Ja“ hierauf gesprochen war, da segnete er sie ein im Namen des Herrn, — sie waren vereint für Zeit und Ewigkeit! O, die Wörtlein „Ja“ und „Treu“ sind so kurz, und welch eine lange That bergen sie in sich! — Es war wohl allen Anwesenden recht aus der Seele, daß nun zum Schluß die ewig schönen Verse gesungen wurden:

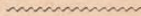
Ach bleib' mit Deiner Gnade  
Bei uns, Herr Jesu Christ,  
Daß uns hinfort nicht schade  
Des bösen Feindes List!

Ach bleib' mit Deiner Treue  
Bei uns, mein Herr und Gott,  
Beständigkeit verleihe,  
Hilf uns aus aller Noth!

Vor der Kirchhofsthür hielten die Kinder nach alter Sitte ein Band, das Brautpaar mußte sich erst lösen, ehe es freien Durchgang erhielt. Eine Stunde später einte ein heiteres Mittagsgespräch die Festgenossen in der großen freundlichen Wohnstube, Scherz und Ernst würzte das Essen; gegen Abend fuhren Ferdinand und Margareth in dem mit Blumen und Bändern reich geschmückten Wagen nach ihrer Heimath, nach Steinfeld. Wird ihr Leben dort ein Gang über lauter Steine sein, oder sprossen auch Blumen zwischen den Steinen?

Seht es nur dem Himmel zu,  
Und bleibt Jesus ungeschieden,  
So bin ich zufrieden.

Das war der Grundton in den Seelen der jungen  
Pfarrersleute.



## IX.

Ich bin Dein! — Das Eine halte  
 Ich mit beiden Händen fest,  
 Ich bin Dein, — nun walte, walte,  
 Weis ja, daß Du mich nicht läßt.  
 Mich in Deinen Willen legen  
 Will ich still und sorgenlos;  
 O, das ist Dein bester Segen,  
 Wenn ich ruh' in Deinem Schooß.

Gib mir Kraft zum Stillestehen,  
 Herr, Du brachst mir viel entzwei.  
 Hilf mir nun mein Herz besiegen,  
 Nimm es ganz und mach' es neu.  
 Halte mich in Deinen Händen,  
 Ruhn und streitend, o mein Gott,  
 Du wirst alles herrlich enden,  
 Ich bin Dein bis in den Tod!

**D**er Abend dieses bewegten Tages dämmerte bereits,  
 die Eltern hatten sich in ihr stilles Zimmer zurück-  
 gezogen, die Gäste entweder den Heimweg angetreten  
 oder sie ruhten aus von den vielerlei Erregungen des Tages;  
 Kili saß in ihrem Kämmerchen und weinte; mehr noch als  
 sonst gedachte sie Wallerberg's und ob sie je mit ihm an  
 dem Altar der kleinen Kirche stehen würde, — da gingen  
 Heinrich und Marie Arm in Arm im Garten auf  
 und nieder.

Heinrich war am Tage fröhlich wie immer gewesen, jetzt zeugte sein Gesicht von Anstrengung, einen Schmerz zu überwinden. Ach, dieser Schmerz war Marie längst kein Geheimniß mehr, mit ihrem Liebesblicke, durch die eigene Erfahrung geschärft, hatte sie gesehen, was allen Anderen entgangen war: daß er Margareth gern als sein Weib heimgeführt, daß sie es war, die seine Neigung als Knabe, seine Liebe als Jüngling gewesen war, und die jetzt des Mannes tiefe, innige Zuneigung besaß. Da Marie fühlte, daß ihr Bruder sein Geheimniß mit Niemand theilen wollte, so hatte sie mit zartem, weiblichem Tact es vermieden, ihn ihre Mitwissenschaft ahnen zu lassen. Wohl that es ihr in der Seele weh, den geliebten Bruder leidend zu wissen, aber dennoch bangte sie nicht für ihn. Sie wußte, daß sein Glück nicht von Menschenliebe und Menschenhuld abhängig war, daß er den Anker seiner Hoffnungen nicht in ein irdisches, vergängliches Ding geworfen hatte, — der Grund, auf den er sich gründete, war Christus Jesus, in ihm fand er seine Hoffnung, sein Glück, er hatte auf den Fels gebaut, der unbeweglich steht, wenn alles andere untergeht. Und Heinrich war nicht der Mann, der einer Liebe, welcher Gott seinen Segen versagte, träumerisch oder schmerzvoll resignirt nachgegangen hätte, bei ihm hieß es nicht: „Weil Gott will, so muß ich,“ sondern: „Weil Gott will, will ich auch.“

Heute war ein traurig schöner Tag für ihn gewesen, er sah die Geliebte glücklich und seine innigen Gebete

begleiteten sie in ihre neue Heimath. Aber ein Entschluß, der längst in seiner Seele gekieimt, war auch heute gereift: er wollte an Ferdinands Stelle nach Indien gehen.

„Du sollst die Erste sein, die erfährt,“ sagte er zu Marie, „was mich lange schon bewegt hat. Sieh, hier im Lande ist keine solche Noth um treue Prediger, als unter den Heiden; ich habe jetzt die Missionsgeschichte gründlich studirt. — In Indien kommt auf eine halbe Million Heiden noch nicht ein Missionar, denke nur, 500,000 Menschen haben einen einzigen Prediger! O, Marie, wer das Wort von der Gnade Christi am eigenen Herzen erfahren hat, wer aus tiefster Seele sprechen kann: „Du hast mich erlöst, Herr, Du treuer Gott!“ dem wird und muß auch das andere Gotteswort vor Augen stehen: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde.“ Ob ich nun auch nur einen einzigen Heiden vom Tode zum Leben, von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte helfen kann — das weiß ich nicht. Aber die Früchte und der Segen ist des Herrn Sache, die meine ist, seinem Wort gehorsam zu sein. Mich binden keine nahen Pflichten hier, wohl wird es mir schwer werden, von Euch zu gehen, aber der Herr hat ja seinen Himmel um meinetwillen verlassen, er wird mir und uns Allen die Trennung leicht machen. Ich bin überzeugt, die Eltern werden ein freudiges „Ja“ zu meinem Vorhaben sprechen und noch heute will ich ihnen alles sagen.“

Heinrich schwieg, Marie ebenfalls. Gedanke um Gedanke zog durch ihre Seele, sie konnte nicht gleich antworten, ihr Herz war voll Lobens und Dankens. Endlich sagte sie:

„Ich zweifle nicht an der Einwilligung der Eltern. Aber, Heinrich, ich hoffe, Du wirst nicht allein gehen, wenn sie es erlauben, werde ich Dich begleiten.“

„Du, Marie?“ und Heinrich sah staunend seine Schwester an.

Ging in diesem Augenblick eine Ahnung durch seine Seele, daß auch sie schon früh dem liebsten irdischen Wunsch entsagen mußte? Ich weiß es nicht, — nie ist mit einem Wort der Schleier, der auf Mariens durchkämpften Stunden lag, zwischen den Geschwistern gehoben worden.

„Ja, — kommt Dir das so unerwartet?“ fragte Marie lächelnd. „Mir ist der Gedanke seit langer Zeit sehr vertraut, und als Margareth ihren Wunsch aufgeben mußte, da wurde es mir zur Gewißheit, daß ich in ihre Stelle treten würde. Aber ich sprach nie zu Jemand davon, denn ich wußte, daß die Eltern mich nicht so jung allein in die weite Welt gehen lassen würden. Daß ich gehen würde, war mir gewiß, das Wann und Wie überließ ich dem Herrn, wohl wissend, daß seine Stunde kommen würde.“

„Und wie bist Du zu dem Entschluß gekommen? Auch bei jenem herrlichen Missionsfeste, wie Ferdinand?“

„Er kam nicht plötzlich,“ antwortete Marie, „Du weißt, ich bin eben eine langsame Person. Langsam hat mich die Liebe des Herrn besiegt, langsam habe ich mich ihm hingeben können, langsam und schwer ist mir auch die Noth der armen Heiden auf's Herz gefallen. Aber ein Wort, das ich über Indien gehört, hat mich nicht wieder losgelassen und ich habe es nie wieder vergessen können. Es hat sich mir so eingeprägt, daß ich es Dir wiederholen kann. „Wenn es wahr ist,“ sagt ein Zeuge Christi, „daß Indien ein Sechstheil der ganzen Menschheit in sich schließt, dann stehe, o Christ, ein wenig stille und sprich zu Dir selbst: Von je sechs neugeborenen Kindern sieht eines dort das Licht der Welt: welchem Schicksal geht es entgegen? Von je sechs Bräuten auf Erden ist eine dort einem Manne verlobt: welche Liebe wird sie von ihm erfahren? Von je sechs Familien auf Erden hat eine dort ihren häuslichen Heerd: was für ein Band der Liebe vereinigt ihren Kreis? Von je sechs Wittwen auf Erden vertrauert eine dort ihre Tage: welche Tröstungen richten sie auf? Von je sechs Waisenkindern auf Erden irrt eines dort umher: welche Rettungsanstalten findet es zu seinem Schutze? Von je sechs verwundeten Gewissen auf Erden zittert eines dort um Frieden: welcher Arzt ist ihm nahe? Von je sechs Menschen, die auf Erden sterben, scheidet einer dort von himmen: welchem Ufer jenseits steuert die scheidende Seele zu?“ O Heinrich, sind das nicht erschütternde Fragen?“ schloß Marie mit Thränen im Auge, „und wenn der Herr uns aufträgt,

wir sollen sein Evangelium den Armen, Verlorenen bringen, — was haben wir da weiter zu thun als zu sprechen: „Ich bin des Herrn Magd; mache mit mir, was Du willst.“

Heinrich schloß die Schwester in seine Arme. „Und nun kommt, laß uns zu den Eltern gehen, ihr Segen wird uns nicht fehlen, ja sie werden sich freuen.“

Und sie freuten sich auch, aber diese Freude war mit Schmerz und mit vielen heißen Thränen vermischt. Als sie sahen, daß es ein lang vorbedachter und wohl überlegter Entschluß ihrer Kinder war, da gaben sie sogleich ihre Einwilligung, aber furchtbar schwer wurde es dem Vater- und Mutterherzen, so plötzlich zwei Kinder zu verlieren. „Aber dennoch, ich möchte Euch nicht halten,“ sagte Pastor Stieg, „unser hochgelobter Herr und Heiland ist es wohl werth, für ihn etwas zu opfern. In seiner Kraft gehet aus, in seiner Kraft wollen wir fröhlich hier bleiben. In seiner Kraft werdet Ihr überwinden und reiche Beute davon tragen; es ist in Ewigkeit gut, auf den Herrn vertrauen, es ist noch nie einer zu Schanden geworden, der seine Hoffnung auf ihn gesetzt hat. Ja und Amen, Euch geschehe, wie Ihr glaubt.“

Da knieten die Kinder beide nieder vor den Eltern: „O Vater, Mutter, segnet uns!“ Und die Eltern legten segnend die Hände auf die Häupter ihrer Kinder, während der Vater, als könne er gar nicht anders, als müsse er Gott sein Wort für seine Kinder vorhalten, die köstlichen Verheißungen über sie sprach: „Du hast gesagt:



„Meine Schafe hören meine Stimme, und ich gebe ihnen das ewige Leben und sie werden nimmermehr umkommen und Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen.“ Du hast gesagt: „Wer an mich glaubet, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Du hast gesagt: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir sein, die Du mir gegeben hast.“ Du hast gesagt: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des ewigen Lebens geben.“ Du hast gesagt: „Du wirst abwischen alle Thränen von unsern Augen und der Tod wird nicht mehr sein,“ noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein,“ wir sagen Amen, Amen, o Du treuer Gott und Herr. Und nun segne und behüte Euch der Herr; er lasse leuchten sein Angesicht über Euch und sei Euch gnädig; er hebe sein Angesicht auf Euch und gebe Euch seinen Frieden.“

Schon vor einer ganzen Weile war Lilli in die Stube getreten, sie begriff die feierliche Scene, welche sich ihren Augen und Ohren darbot, anfangs nicht. Als ihr dann alles gesagt war, da war sie schmerzlich bewegt. Der Gedanke, die geliebten Geschwister zu verlieren, war ihr fast unerträglich, die Kraft, welche ihre Eltern willig das schwere Opfer bringen ließ, wohnte ja nicht in ihr. Sie weinte laut und bat Heinrich und Marie flehentlich, doch zu bleiben, nicht fort zu gehen. Heinrich nahm sie in seine Arme und suchte sie mit sanften Worten zu beschwichtigen, und ihr die Ursache des Fortgehens, den Willen des Herrn, klar zu machen. Aber über Lillis Herz

hatte das Wort Gottes jetzt keine Macht. Einem Trunkenen ist schlecht predigen, und wenn ein junges Herz in irdischer Liebe brennt und bangt und sich sehnt nach zukünftigem Glücke, wenn die Seele sich mit Eifer auf die Erfüllung eines lieben Wunsches gespannt hat, — dann kann der Herr bei ihr nicht Raum gewinnen, dann ist nicht die Zeit, wo sie anfangen kann, ihre Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen und dem Worte Gottes gehorsam zu werden. So war es jetzt mit der armen Lilli. All ihr Sinnen und Denken ging zu dem Baron von Wallenberg, der noch immer nichts von sich hören ließ; sie war zur Träumerin geworden, welche ob ihrer irdischen Liebe alle ihre Pflichten gegen Gott und gegen Menschen vergaß und vernachlässigte und die Ermahnungen der Eltern fast übel nahm, so daß diese endlich einsahen, daß Gott der Herr wohl mit dem Stabe Wehe an dies für ihn harte Herz würde schlagen müssen, um das lebendige Wasser der wahren Liebe und des rechten Glaubens aus ihm hervor springen zu machen.

Einige Tage nach diesem wichtigen vierten Oktober, da Pastor Stiegs vier ihrer Kinder zum Abschied vom elterlichen Hause segneten, wurde die alte Kutsche aus dem „Kutschshauer“ gezogen, die ganze Familie, die noch in Burgdorf weilende Majorin von Heß einbegriffen, bestieg sie, um den jungen Pastor Gendenbergs einen ersten Besuch in ihrer Häuslichkeit zu machen. Margareth hatte schon nach dem alt bekannten Wagen ausgesehen, drei

Tage war sie erst verheirathet, aber es waren nicht die Anfänge goldner Flitterwochen gewesen. Ihre Schwiegermutter, welche wir ja früher schon ein wenig geschildert haben, hatte es für klug befunden, gleich recht ordentlich gegen ihre Schwiegertochter aufzutreten, ihr sofort die Stellung anzuweisen, welche sie zu ihr einnehmen sollte, — wenn sie es nicht von vorn herein thäte, so würde es hernach zu spät sein, meinte sie. Nun war es merkwürdig, daß sie ihre Schwiegertochter, die doch jedenfalls jetzt Frau und Herrin des Hauses war, als eine Eindringlingin betrachtete, welche sie aus ihren Rechten verdrängen wollte, — aber so wenig als möglich wollte sie sich nehmen lassen, hatte sie sich vorgenommen. Margareth hatte eigentlich noch gar nicht an ihre Rechte, der Mutter ihres Ferdinand gegenüber, gedacht, sie hatte sich nur an ihre Pflichten gegen sie erinnert und sich gelobt, sie zu ehren, zu lieben, sie hoch und werth zu halten. Aber weh hatte es ihr doch gethan, daß die Mutter das Stübchen, das an Ferdinands Studirzimmer stieß, für sich behalten wollte, während es Margareth schien, als käme dieser einzige Raum in der Nähe des Mannes am ersten seinem Weibe zu. Ferdinand wollte ein rasches Wort zu seiner Mutter sprechen, er wußte, daß sie eine von den Naturen war, welche immer mehr fordern, je mehr man ihnen nachgiebt, aber Margareths Bitte ließ ihn diesmal schweigen, ihr schien es unerträglich, gleich Zank im Hause zu haben, doch ein Bangen vor zukünftigen, schweren, friedlosen Tagen kam über sie, „aber sie soll mich nicht überwinden,

sondern durch Liebe will ich sie mit Gottes Kraft überwinden," so betete sie.

Doch fröhlich blickte Margareths Auge, freundliche Worte sprach der Mund, als sie nun die geliebten Ihrigen in ihre Wohnung, in ihr eigenes Heim führen konnte. Einfach war die Stube, in welcher sie Alle Platz nahmen. Margareth dachte, daß ein Pfarrer weder Reichthum noch Armuth in seiner Einrichtung zeigen müsse, „schlecht und recht, das behüte mich“ (Ps. 25), den Spruch hatte sie sich zur Norm für solche äußeren Dinge gewählt und Ferdinand war ganz ihres Sinnes. Alles im Pfarrhause sollte Unabhängigkeit vom Zeitlichen, Hingabe an das Ewige predigen, so zeugten Möbel, Gardinen, die ganze Einrichtung von gesunder Einfachheit. Aber mit Geschmack war alles geordnet, man fühlte den frommen Sinn der Bewohnerin, es wurde Einem bald wohl und heimisch hier. Der Spiegel fehlte im Zimmer, statt dessen hingen einige wenige gute Bilder an den Wänden: ein Christuskopf von Correggio, von je eine besondere Liebe Margareths, und Heinrichs Hochzeitsgeschenk für sie, Christus am Brunnen mit der Samariterin, der sinkende Petrus, dem der Herr eben die rettende Hand reicht, und über dem Sopha ein schönes Delgemälde: Christus, die durchgrabenen Hände segnend ausbreitend. Unter diesen gesegneten Händen saßen jetzt die lieben Burgdorfer; nach den ersten Begrüßungen wurde Gendenbergs Heinrichs und Marias Entschluß mitgetheilt. Er rief große Freude hervor; während Ferdinand Heinrich kräftig

die Hand drückte mit den Worten: „Du wirst dort mehr nützen als ich,“ lagen Margareth und Marie einander in den Armen und Erstere sagte: „Marie, Du bist viel, viel besser als ich, Dich wird Gott dort reichlich segnen.“ Kein Mißton klang in die reinen Freudenakkorde, welche hier heut ertönten; die alte Pastorin Gendenberg schwieg, ihr waren Heinrich und Marie sehr gleichgültig, und die Majorin von Heß rief lebhaft aus: „Kinder, es kommt mir vor, als ob Ihr alle toll wäret! — Ihr habt Euch herzlich lieb und doch freut Ihr Euch, wenn diese da in ihr offenes Verderben rennen und Ihr ihnen Lebewohl auf Nimmer-Wiederssehen sagen müßt. Begreife das, wer kann! Aber ich muß mich beeilen, nach Berlin zurück zu kehren, denn es geht wie eine Ansteckung von Euch aus, — ja zuweilen kommt mir Euer Thun und Treiben schön und erhaben vor, es ist hohe Zeit für mich, dieser Atmosphäre zu entfliehen.“

„Zu spät, zu spät, Tantschen,“ rief fröhlich Margareth, „Du bist schon angesteckt. Und wenn Du auch nach Hause reist, wir kommen Dir Alle nach, — nicht wahr, Ferdinand, zu der Geschwister Abordnung reisen wir doch nach Berlin?“

„So Gott will, gewiß,“ antwortete dieser.

„Wir auch,“ sagte Pastor Stieg, „das möchte ich mir nicht nehmen lassen.“

„Und dann quartieren wir uns Alle bei Dir ein, Tante,“ sagte Margareth, „die ganze verderbte Atmosphäre logirt dann in Deinem Hause!“

„Und soll mir herzlich willkommen sein,“ entgegnete diese, „ob ich gleich doch wünschte, daß Euch ein andrer Zweck zu mir geführt haben möchte.“

Für heute aber schien Frau von Heß sich noch recht wohl in dieser schlechten Luft zu fühlen. Mit großer Freude führte Margareth ihre Gäste im Hause umher, — wohl hätte sie hier und da gern etwas anders eingerichtet, wie es ihr hübscher und praktischer erschien, aber sie fürchtete ihre Schwiegermutter damit zu verletzen und ließ es. Und doch war es Allen, als sähe es ganz anders aus als früher, nur geringe Aenderungen hatte sie sich erlaubt, wenige neue Sachen waren hinzugekommen, aber es trug alles einen ganz neuen Stempel, — Marie sah wieder bewundernd zu Margareth auf, sie meinte, Niemand habe so wie sie die Gabe, mit geringen Mitteln alles um sich herum zu verschönern und es Jedermann heimisch und traulich zu machen. Mit Befriedigung bemerkte sie, daß eine Punschbowle mit vielen Gläsern, welche stets auf einem Tische in der Stube gestanden, verschwunden war und an deren Stelle ein weißes Marmorkreuz mit der Inschrift:

Der am Kreuz ist meine Liebe,  
Meine Lieb' ist Jesus Christ!

stand, an dessen Fuße die schön gebundene Bibel, welche der Vater den jungen Eheleuten am Altar überreicht hatte, lag. Der Garten am Hause war sehr groß, aber geschmacklos war die Einrichtung desselben, Gemüse- und

Blumenbeete durcheinander, der Nasen an vielen Stellen von brauner Erde durchfurcht, — er machte dem Auge keinen angenehmen Eindruck. Kili vergaß sich, ein „o, wie häßlich!“ auszurufen, die Mutter sah sie strafend an, aber Margareth sagte fröhlich: „o, wie schön! wirst Du sagen, wenn Du nur erst das herrliche Obst geschmeckt hast, was da im Garten wächst. Und eine Weinlaube habe ich auch wie Ihr, aber viel, viel mehr Trauben sind daran als an Eurer!“

„Dank Dir,“ sagte Heinrich, „Marie versichert, Du hättest zum Abschiede wenigstens die Hälfte unserer Trauben aufgeessen.“

„Dafür revangiren wir uns heute,“ bemerkte Pastor Stieg in der fröhlichsten Stimmung.

Die Pfarre in Steinfeld war nicht sehr schön gelegen, überhaupt lag das ganze Dorf, wie schon sein Name sagte, im freien Felde. Die Berge und der Burgdorfer Wald fehlten, es gehörte etwas Phantasie dazu, die Umgebung schön zu finden. Margareth schien diese Phantasie zu besitzen, was ihre Gäste nicht von selbst schön fanden, das lobte sie, pries es ihnen an, und wußte so viele Vorzüge daran zu finden, daß man von der Vortrefflichkeit des Gegenstandes überzeugt werden mußte. Ferdinand war ganz erstaunt, Dinge, die er kahl und häßlich gefunden, zeigten heute so schöne Seiten, daß sie ihm ganz anders als sonst vorkamen. Selbst der große Misthaufen auf dem Hofe, den man von den meisten Fenstern des Hauses sehen konnte, beleidigte sein Auge und seine Nase nicht

mehr, seit der Knecht auf Margareths Bitte, ihn hübsch glatt gemacht und rings herum sauber gefegt hatte und seit sie bemerkt, wie gesund die Ausdünstung desselben sei.

Es war schon spät Abends, als die Gäste fröhlich und vergnügt sich zur Heimfahrt anschickten. Tante Hefz wollte morgen nach Hause reisen: „Auf Wiedersehen in Berlin,“ sagte Margareth, „wir kommen Alle und dann wird Dein Haus zum rechten Missionshause. Grüße nur Herrn von Bruch von mir, und sag' ihm, ich habe neulich sein Stammschloß entdeckt, einen abscheulichen Teich hier in der Nähe, und seine Ur= Ur= Ur= Urnahmen quackten Abend für Abend mir auf sehr unmelodische Weise ein Lied vor. Ich lasse ihn fragen, ob er gar nichts zu ihrer Entwicklung thun kann, ich wünsche so sehr, sie bald als civilisirte Menschen mit gesunden Sprachorganen aus ihrer nassen Residenz hervorgehen zu sehen.“ —

Der Abreise von Heinrich und Marie stand nichts im Wege; die Missions-Gesellschaft, der sie sich zum Dienst angeboten, hatte die für Ferdinand bestimmte Stelle noch nicht wieder besetzen können, — es giebt unter den deutschen Kandidaten und Pastoren nur wenige, die ein gemüthliches, ruhiges Leben hier mit den Mühseligkeiten und Strapazen eines Missionsposten draußen vertauschen mögen, und doch bedarf Indien zu seiner Evangelisirung so dringend tüchtiger, durchgebildeter Theologen. Es wurde daher gewünscht, daß die Geschwister so bald als möglich abreisen und auf dem kürzesten Wege über Triest und



Alexandrien nach dem Orte ihrer Bestimmung eilen möchten. Auf den vierten November war ihre Abordnung und Einsegnung festgesetzt, und am Nachmittag dieses Tages finden wir sie und all die lieben Freunde aus Burgdorf in einer kleinen Kirche in Berlin wieder. Wohl brauste draußen der kalte Novemberwind und früh brach der Abend des kurzen Tages an. Aber drinnen in den Herzen war es warm und licht. Heinrich und Marie waren froh bewegt, Ferdinand und Margareth war zu Muth, als ob Jemand eine große Schuld für sie bezahlte, die Eltern waren, wenn nicht fröhlich, doch wenigstens ruhig und sehr getrost; bei Lilli war sogar auf kurze Zeit das Bild des Geliebten in den Hintergrund getreten, während die Majorin von Heß seltsam bewegt dasaß; zum ersten Mal seit langer, langer Zeit trat ihr der Glaube als eine lebendige That entgegen; „es muß doch etwas Gewaltiges um diesen Glauben sein, für den diese so viel opfern können! Sollte er am Ende doch mehr sein, als eine absolute Idee, eine sittliche Weltordnung, eine Urmaterie, als die allgemeine Urkraft des Alls?“ Sie gestand sich, daß man wohl eine liebende Person lieben und für sie etwas drangeben könne, aber noch nie hatte der Gedanke an eine allgemeine Weltseele, an eine Urkraft, ihr Herz warm machen oder sie zu einer Hingabe bewegen können! Aber diese Burgdorfer alle sprachen von diesem „Jesus,“ als sei er eine wirklich lebende Person in ihrer nächsten Nähe — was war es mit ihm? Sie konnte jetzt unmöglich noch von Schwärmerei sagen,

denn die alten Pastor Stiegs waren so nüchtern, so ruhig, und doch merkte man ihnen an, daß die Triebfeder ihres Lebens, all ihres Handelns, eine außer ihnen liegende, himmlische war! Und Margareth? War es am Ende doch nicht Schwärmerei und Eigensinn gewesen, als sie in jenem Winter in Berlin die Vergnügungen der Welt nicht mitmachen wollte? Hatte sie ihr Glück mit Füßen getreten, als sie sich von jenem Herrn von Bruch wandte, der seitdem trotz seiner gelehrten Weltanschauung doch ein frivolere Weltmann geworden war, dessen Leben Frau von Hefz schon oft zu frei und fessellos gefunden? Von Unglück und resignirtem Entfagen war aber auf Margareths friedlichem Antlitze und in den klaren Augen nichts zu lesen. Hatte am Ende gar ihre eigene Schwester Agnes doch nicht toll und thöricht gehandelt, ja vielleicht etwas besseres ergriffen, als sie selbst je besaßen? Solche Gedanken bewegten Frau von Hefz, und so andächtig wie noch nie folgte sie dem Gesang und lauschte dann den Worten der Predigt, welche in eingehender schlichter Weise die Frage behandelte: „Warum treiben wir Mission?“ und die Antwort gab: „Weil wir müssen — denn Jesus hat's uns befohlen, und weil wir nicht anders können — denn er hat uns geliebet bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze, und nun bringet uns seine Liebe.“ — Nach der Predigt wurde den Scheidenden vom Altar aus der Reisepaß in dem Befehl des Herrn: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker“ und der Reisetab mit den Worten: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis

an der Welt Ende," gegeben. Dann wurden Heinrich und Marie gesegnet im Namen des dreieinigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, nachdem sie vorher mit einem festen „Ja“ sich seinem Dienste gelobt hatten. Nur klein war die Versammlung, welche die Scheidenden mit ihrem Gebet begleitete, aber ein Wehen des heiligen Geistes war in der Kirche zu spüren und auf den Gesichtern der Festgenossen zu sehen. Beschreiben läßt sich ein solches Fest nicht, und wollte man Wort für Wort aufschreiben, was da gesungen und gesprochen worden, — man hätte doch nur ein dürres Spalier hingestellt, die Liebe allein kann es mit grünem Laub bestecken. Als Marie aus der Kirche kam, reichte sie den Eltern ruhig die Hand und sagte:

„Der Herr ist mein Hirte, Hallelujah!  
Mir wird nichts mangeln, Amen.“

„In Ewigkeit nichts,“ antwortete der Vater.

Einige wenige Tage waren den Reisenden noch vergönnt im Kreise der Ihrigen zuzubringen, und doch wünschte Pastor Stieg fast, daß sie noch verkürzt würden, denn diese Zeit war aufreibend für seine Frau, der Schmerz der Trennung wollte sie oft übermannen und Alle fühlten, daß ihr besser sein würde, wenn erst der Abschied überstanden. Aber welche Fülle von Liebe wurde in diesen Tagen sichtbar, Niemand dachte mehr an sich selbst, Jeder sann, wie er den andern noch Liebes thun könnte, bald, ehe es zu spät wäre. Um keinen Preis

hätte man einander ein kaltes oder unfreundliches Wort gesagt, jeder suchte den Wunsch des Andern aus dem Auge zu lesen und beeilte sich, ihn zu erfüllen, — man wußte ja, daß man nicht lange mehr beisammen war. O, und wissen wir denn, die wir nicht nach Indien gehen, wissen wir denn, wie lange wir hier noch mit einander auf dem Wege sind, wie bald wir vielleicht in ein noch viel ferneres Land gehen werden, aus dem es kein Wiederkommen giebt? Und wie betragen wir uns gegen die, von denen jede Stunde uns auf ewig trennen kann? Wenn uns gesagt würde: der und der wird in einem Jahre sterben, — wie würden wir die Zeit benutzen, ihm Liebes und nichts Leidens zu thun, wie würden wir uns hüten, ihm weh zu thun oder ihn zu kränken, — nun aber, wer sagt Dir denn, daß der, dem Du heute schöne und liebeslos begegnest, morgen noch unter den Lebenden weilt? Darum:

O lieb', so lang' Du lieben kannst,  
O lieb', so lang Du lieben magst,  
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,  
Wo Du an Gräbern stehst und klagst!

Endlich war der Tag der Abreise gekommen. Auf dem Bahnhofe sah es aus wie gewöhnlich, Schaffner gingen auf und ab, Leute liefen hin und her, Gepäck wurde besorgt, die Lokomotive dampfte und zischte, es war alles wie sonst und doch wie ganz anders! Die Mutter konnte ihre Kinder gar nicht aus den Armen lassen: „ich sehe Euch nicht wieder,“ sagte sie.

„Christen sagen einander nie Lebewohl auf Nimmer=  
Wiedersehen, sie sehen einander nie zum letzten Male,“  
antwortete der Vater.

Da piff die Locomotive. War der Piff heute viel  
gellender als sonst? Warum schnitt er denn Allen so durch  
Mark und Bein? Noch ein letzter Händedruck — ein  
Kuß — und schon lag eine weite Strecke zwischen denen,  
die so eng verbunden.

Breit aus die Flügel beide,  
O Jesu, meine Freude,  
Und nimm Dein Kitzlein ein.  
Will Satan sie verschlingen,  
So laß die Englein singen:  
Sie sollen unverletzt sein.

Lassen wir die Reisenden mit diesem letzten Gebet dem  
fernen Süden zuellen und begleiten wir unsere Lieben nach  
Burgdorf und Steinfeld zurück.



## X.

Im Mai als die Bäume blühten,  
Da blühte auch unsere Lieb!  
Im Mai als die Vögel sangen,  
Erlang auch in uns ein Lieb.

Hoch über uns glänzten golden  
Die Sterne am Himmelszelt,  
Und alles war schön und rosig  
Ringsum in der weiten Welt.

Doch nun ist der Winter kommen  
Mit schaurigem Sturm und Schnee;  
Er segte vom Baume die Blätter,  
Vom Herzen die Lieb', — o weh!

Und kalt ward es nun auf Erden —  
Doch kälter noch Du und ich!  
Kahl stehen die bürren Bäume —  
Noch einsamer ist's um mich.

Doch sieh, nach dem härtesten Winter,  
Wird alles rings wieder grün.  
O sage mir, kann Dein Herz  
Noch einmal in Liebe glühn?

Der Schnee muß endlich doch schmelzen,  
Der Frühling kommt ja herbei,  
— Das Eis, das zwischen uns thürmet,  
Wird's weichen noch einem Mai?

O Jesus im Himmel droben,  
O thu' doch auf Deinen Mund!  
O sprich nur ein einziges Wörtlein,  
So sind wir wieder gesund!

**F**ürilli waren die Tage in Berlin auch nicht ohne Segen gewesen; die Macht der Ereignisse hatte sie gezwungen, aus sich selbst herauszutreten und ihre Gedanken mit etwas anderem zu beschäftigen, als mit

dem, was sonst ihre Seele erfüllte. Zwar vergessen war der Geliebte auch hier nicht, — das war ja auch nicht möglich — und oft, wenn sie das ungewohnte Menschen-  
gewühl auf den Straßen sah, meinte sie, die eine Ge-  
stalt, die ihr doch die liebste war, herauszufinden, so viele  
Menschen — es war ja fast nicht möglich, daß er nicht  
unter ihnen sein sollte! Es war natürlich und nicht  
anders zu erwarten, als daß Killi von dem Gegenstand  
ihrer Liebe hingenommen war, — ihr Unrecht lag nur  
darin, daß sie diese Liebe zum irdischen Geliebten nicht  
der Liebe zu ihrem Seelenbräutigam unterordnete. Marie  
hatte auch geliebt, ohne auch nur einen Augenblick auf  
Gegenliebe rechnen zu dürfen, aber sie hatte sich nicht  
von dieser Liebe unterjochen und verzehren lassen, sondern  
sie mit Gebet bekämpft. Jede Leidenschaft, jede Arbeit,  
jedes Vergnügen, jeder Mensch wird uns zur Sünde,  
sobald er uns von Gott trennt, und wir haben Gottes  
Wort, seine Sacramente und das Gebet, diese drei Mittel  
sollen wir gebrauchen, um wieder mit Gott vereinigt zu  
werden. Gewiß, man kann den Haß, den Neid, die Eifer-  
sucht, man kann aber auch eine ungeordnete Liebe todt  
beten. Killi hatte nie versucht, ihren Willen hier in Gottes  
Willen zu geben, wohl betete sie zu ihm, aber um Er-  
füllung ihrer Wünsche, um zeitliches Glück, deshalb war  
sie hange und hatte keinen Frieden.

Als nun Stiegs von Berlin zurückkehrten, hörten sie,  
Herr von Wallerberg sei im Begriff sich zu verloben,  
ja er sei schon verlobt oder gar schon verheirathet. Es

war nur ein unbestimmtes Gerücht. Der Eine wollte es von dem Andern gehört haben, den Ursprung desselben erfuhr man nicht. Auch Lilli bekam es zu hören, und es war ihr, als ob eine eiskalte Schlange sich um ihr Herz wand, es gewaltsam zusammen drückend. Doch noch hatte sie ihren Giftzahn nicht eingebohrt, noch war der tödtliche Biß nicht geschehen, noch glaubte sie den bösen Worten nicht, sie konnten ja nicht wahr sein, es war ja unmöglich!

Aber den Eltern wurde es immer wahrscheinlicher, daß die Sache sich so verhielte, — wie konnten sie sich anders das Stillschweigen des Barons erklären? Wäre nur Lilli's Herz erst geheilt von dieser Liebe, wie lieb wäre ihnen dann dieser Ausgang gewesen, denn nur mit schwerem Herzen hätten sie ihr Kind einem Manne anvertraut, der es voraussichtlich nicht auf dem schmalen Himmelswege geführt hätte, sondern auf dem breiten Weltweg, der zum ewigen Verderben führt. Sie konnten sich wohl denken, daß der junge Mann, der nur Lilli's Schönheit und ihr liebenswürdiges Benehmen geliebt hatte, sie leicht über eine Andere vergessen würde, die ihm vielleicht noch reichere Geistesgaben und größere Schönheit entgegenbrachte, noch dazu, wenn der Vater die Letztere begünstigte und einer Verbindung mit der Ersteren abholt war. Jetzt litten Stiegs in und mit dem geliebten Kinde, das täglich bleicher wurde, sich in Angst verzehrte, aber zu Niemand von seinem Leiden sprach. Schon wollte der Pastor einen entscheidenden Schritt thun, um sich Gewißheit zu



verschaffen, — da kam ein Brief aus Schlesien, mit dem Siegel des Barons. Lilli war es selbst, die ihn bleich und zitternd dem Vater brachte. Er umfaßte sie zärtlich und sagte: „Lilli, sei getrost, — was der Brief auch bringen mag, glaube nur, daß es für Dich das Beste ist. Es kann Dir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen, und was Dir heilsam ist.“

Der Brief war von dem Vater des jungen Barons und lautete:

„Geehrter Herr!

Ich beehre mich hiermit, Ihnen die Verlobung meines einzigen Sohnes, des Baron Sigismund von Wallerberg mit der Gräfin Angelika von Sernik ergebenst anzuzeigen. Mein Sohn hat, wie er mir gestanden, eine flüchtige, jetzt längst überwundene Neigung zu Ihrem Fräulein Tochter gehabt, aber Sie haben als vernünftiger Mann sogleich das Unpassende einer solchen Verbindung eingesehen und Ihre Einwilligung versagt. Deshalb und auf Wunsch meines Sohnes setze ich Sie selbst von seiner Verlobung, die nach meinem väterlichen Wunsch und Willen vor einigen Tagen auf dem Stammschloß der Gräfin stattgefunden, in Kenntniß; ich hoffe, daß auch Ihr Fräulein Tochter jede thörichte Hoffnung aufgegeben, und das ganze Verhältniß mir als eine vorübergehende Episode betrachtet hat. Mit aller Achtung unterzeichne ich mich

ergebenst

Baron von Wallerberg.“

Das war der kalte, herzlose Brief, der mit dürrer Worten das Leben und Lieben eines jungen Herzens zertrat. Seines Vaters Wille, sein alter adeliger Stammbaum und sein Reichthum hatten den jungen Baron nicht abgehalten, um das einfache Pfarrerskind zu werben und ihm die Ruhe eines bis dahin fröhlichen Herzens zu rauben, aber sie hielten ihn ab, sein Wort zu halten. Schande und Schmach über die Männer, welche jungen Mädchen Kopf und Herz verrücken und dann sorglos ihre Straße ziehen! Wehe über die Jungfrau, deren Herz nicht so in Gott ruht, daß irdische Liebe es wohl bewegen aber nicht verderben kann!\*)

---

\*) Anmerkung. Mir fällt dabei ein Lied ein, das ich nie ohne Bewegung lesen kann, und welches hier einen Platz finden mag:

Es stand ein Köselein ganz versteckt,  
Das hat ein böser Wurm entdeckt.  
„O liebes Köselein, laß mich ein,  
Will Dir erzählen und sagen fein!“

Das Köselein glaubt der süßen Mähr —  
„O böser Wurm, Du stichst mich sehr!  
Laß los, laß los, geh' von mir, geh',  
„Du giftger Wurm, thust mir so weh.“

Der Wurm bohrt sich nur tiefer ein:  
„Ich hab Dich, Köselein, bist nun mein.“  
O Leid, am nächsten Morgen roth  
Da war das arme Köselein todt.

„Ja, mein armes Kind, es ist wahr,“ sagte Pastor Stieg, „Wallerberg ist verlobt, er war Deiner nicht werth; und nun laß uns Gott um ein starkes Herz bitten, das da überwindet um des Einen Willen, der uns mehr und treuer liebt, als ein Mensch.“

Mechanisch that Lilli, was ihr Vater wollte. Mechanisch kniete sie nieder, mechanisch faltete sie die Hände; sie hörte die Worte, welche ihr Vater sprach, aber sie verstand kein einziges. Und dieser Zustand dauerte mehrere Tage, still und blaß ging sie umher, ohne ein Wort zu sprechen. „O, daß ihr Gott doch Thränen schenken wollte!“ klagten die Eltern oft, aber weder Schlaf noch Thränen kamen in diese glanzlosen Augen. Lilli wurde nicht krank, ja es wurde insofern besser mit ihr, daß sie wieder etwas aß, ein wenig schlief und antwortete, wenn sie gefragt wurde. Sie fing nach einiger Zeit auch wieder an zu arbeiten, die Küche zu besorgen, aber mechanisch, ohne alle Lust oder Freude. Sagte der Vater, er wolle mit ihr spazieren gehen, so holte sie bereitwillig Tuch und Hut und ging mit ihm; sprach er mit ihr von Gott, so sagte sie wohl: „ach laß doch,“ oder sie ging so theilnahmslos neben her, als spräche er mit einer dritten Person. O, wie traurig sieht ein Baum aus, der gestern noch im Schmuck der weißen und rosigen glänzenden Blüthen prangte, — ein jäher Nachtfrost ist über ihn gekommen, verwelkt starren Dich mit gläsernem Auge die geknickten Blüthen am andern Morgen an!

Mehrere Wochen waren vergangen, von Lilli's Gesicht

schien die Röthe zugleich mit dem Lächeln entschwinden zu sein. Weihnachten nahte heran, so einsam und traurig hatte es noch nie in der Pfarre zu Burgdorf ausgesehen.

„Im kältesten Winter wird der Herr Christ geboren,“ hatte Pastor Stieg einst gesagt und seine Seele flehte, daß doch auch ein Strahl von dem hellen Lichte des Weihnachtsfestes in das dunkle Herz seines armen Kindes fallen möchte.

„Lilli, morgen ist Weihnachtsabend,“ sagte er in der traulichen Dämmerstunde zu seiner Tochter, „schenke mir ein fröhliches Gesicht, ein freundliches Lächeln zur liebsten Gabe.“

„Vater, für mich giebt es kein Weihnachtsfest mehr.“

„Halt ein, mein Kind, versündige Dich nicht, daß Gott nicht Dein eigenes Wort an Dir wahr mache! Die herrliche Weihnachtssonne, der Herr Christus, muß und wird auch in Deinem Herzen geboren werden, Du Kind unserer Schmerzen und unserer Gebete, Du kannst so nicht verloren gehen!“

„Ich möchte sterben,“ sagte Lilli leise.

„Wehe Dir, wenn Du jetzt stirbst,“ entgegnete ernst der Pastor, „meinst Du, daß Wallerberg's Bild im Herzen Dir das Himmelsthor öffnen würde? O Lilli, lebensmüde bist Du, wollte Gott, daß Du erst sündenmüde wärest! Denn zur Sünde ist Deine Liebe und Deine Trauer jetzt geworden. Wie heißt das erste Gebot?“

Der Ton des Vaters war so ernst, ja streng, daß

Killi antworten mußte. „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“

„Und was heißt das?“ fragte der Pastor weiter.

„Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen,“ antwortete die Gefragte.

„Ueber alle Dinge,“ wiederholte Pastor Stieg, „Killi, Gott ist ein eifersüchtiger Gott, er gönnt uns gern jede Freude, aber er will den ersten Platz im Herzen einnehmen. Du hast Wallerberg mehr geliebt als ihn, darum hat er ihn Dir genommen, siehe nicht auf die Menschen, durch welche Du verwundet wurdest, sondern sieh' auf Gottes Hand, welche ihr Thun regierte. Ohne seinen Willen konnte Dir nichts geschehen. Und er hat Gedanken des Friedens und nicht des Leides über Dich. Der Heiland ist geboren in der Hütte zu Bethlehem, da leuchtet auch Dir die Freundlichkeit Gottes. Gott ist heraus getreten aus dem Himmel und hat die Thüre weit aufgethan für das verlorene Kind, das sich zurück sehnt in's Vaterhaus. Die Krippe zu Bethlehem soll Dein Bescherungstisch sein. Das Jesuskind bringt Dir die Anwartschaft auf das Himmelreich und viele tröstliche Zusagen für Deine irdische Wallfahrt. An der Krippe steht das herrliche Wort: „Hat Gott seines eingebornen Sohnes nicht verschont, wie sollte er uns mit ihm nicht alles geben?“ Und das Jesuskindlein spricht mit süßen Worten zu Dir: „Komm her, was Dich quält, was Dir fehlt — ich bring' alles wieder.“

Nun bringe mal all' Deinen Jammer, all' Deine

Noth; Dein Engel steht vor Dir, er hat die Waage in der Hand und legt sie alle auf eine Schaafe und auf die andere legt er das Jesuskind. Ich bitte Dich: welche von beiden Schaafe wird sinken und schwerer sein? Dein Unglück ist gewogen und zu leicht befunden, weil Dir in Christo Freude, große Freude geschenkt ist. So versuch's doch, ob Du nicht mit Dankfagung für die hochherrliche Weihnachtsgabe Gottes Deine Traurigkeit überwinden kannst. Sieh', der von Schwermuth überschattete Assaph, dem die Freundlichkeit Gottes in Christo Jesu noch nicht offenbar war, der konnte ausrufen: „wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!“ und wir, die wir den Heiland im Arme halten können, wir verkaufen ihn um ein Fingerring! O Kili, die Liebe zu Wallerberg hat Dir Dein irdisches Glück geraubt, hüte Dich, daß sie Dir nicht auch Deiner Seele Seligkeit nimmt!“

Kili weinte, — diese Wohlthat war ihr jetzt oft geschenkt, aber sonst blieb sie still und verschlossen. Wie viel lieber hätten es die Eltern gesehen, wenn sie geklagt hätte, wenn sie trostbedürftig zu ihnen gekommen wäre. Stumm und traurig ging sie ihres Weges — das arme Mädchen! Sie hatte ihre Liebe nicht in ihrer Sünde, sondern nur in ihrer Schöne erkannt, sie hatte noch nie ernstlich vor Gott gerungen ihre Leidenschaft los zu werden, — hatte der Geliebte ihr die Treue gebrochen, so wollte sie ihm dieselbe doch halten, jeder Gedanke und Wunsch ihres Herzens gehörte ihm und sollte ihm ewig gehören,

in ihm hatte sie gelebt, ohne ihn war alles todt für sie.  
— O der todtten Treue, welche die nächsten und heiligsten  
Pflichten mit Füßen tritt!

Ein Lichtpunkt in dieser traurigen Zeit waren Briefe von Heinrich und Marie, welche Ende Januar ankamen und große Freude bereiteten. Nach einer überaus glücklichen Reise über Triest, Alexandrien, Cairo, Suez und Madras, waren sie am 20. Dezember in Calcutta angelangt, wo liebe Freunde, unbekannt und doch bekannt, schon von ihrer Ankunft unterrichtet, sie freundlich in Empfang genommen hatten. Von hier aus, wo sie mehrere Tage rasteten, um dann nach ihrem eigentlichen Bestimmungsorte im Innern des Landes zu reisen, waren die Briefe an die Eltern geschrieben. Sie trugen so unverkennbar den Stempel des Ruhens in Gott, trotz aller Unruhe von außen, des seligen Glaubens und der festen Zuversicht, welche unverrückt ihr Auge auf ein Ziel geheftet hat, daß die Eltern für diese Kinder nicht bangen konnten, sie waren wohl geborgen.

Auf Lilli wirkten diese Nachrichten, wie der Windzug auf die Flamme; einen Augenblick flackert sie hell auf, um dann desto dunkler zu glimmen, wenn nicht gar ganz zu verlöschen. Es war bei Lesung dieser Briefe, als ob sie zum ersten Mal seit dem Schlage, der alle ihre Hoffnungen zerscheiterte, Interesse für etwas zeigte. Schon freuten sich die Eltern und hofften nun einen Punkt zu haben, wo sie anküpfen und sie wieder in's Leben zurück führen könnten, aber eitles Hoffen! Lilli

sank sogleich wieder in ihre dumpfe Lethargie zurück, in der sie alles um sich vergaß und nur in ihrer Traumwelt lebte. Der Frühling kam wieder in all seiner Pracht. Die Erde deckte ihren Tisch und Gott schmückte ihn mit all den tausend Blümchen, auf deren Blättern er mit weißer und rother und blauer Tinte die Worte geschrieben hatte: „Ich hab' Dich lieb, Du Menschenkind!“ Aber fast wunderten sich die Blumen. Seit so vielen Jahren war ihre Wiederkunft in Wald und Garten von Burgdorf mit tausend Freuden begrüßt worden, — in diesem Jahre ging man kalt und theilnahmslos an ihnen vorüber, und wenn die Pastorin nicht einmal hie und da eins gepflückt und mit Thränen im Auge geherzt hätte, so hätten sie ganz unbeachtet geblüht und wären ungeliebt wieder verwelkt. Die Sonnenstrahlen hatten sonst so viele fröhliche Gesichter bescheinen dürfen, in diesem Jahre sahen sie Niemand. Sie suchten hin und her im Garten, drangen in die dichtesten Gebüsch, ob sie denn ganz allein, ob denn kein liebes Menschenantlitz zu finden? Da in der dichten Laube saß Killi, deren krankem Herzen all das Blühen und Wachsen ringsum eben so weh that, wie der Sonnenstrahl ihr weinendes Auge schmerzte. Wie war es nur möglich, daß die Bäume wieder frische Keime trieben, daß die Blumen auf's Neue blühten, da doch in ihr alles todt und starr war, und keine Sonne mehr in ihr dunkles Leben leuchtete? Wäre nicht ein fortwährender Herbst oder ein starrer, eisiger Winter eine bessere Umgebung für



sie gewesen? Sie stellte sich auf die Stelle, wo er gestanden, als er ihr das süße Wort, daß er sie liebe, gesprochen hatte; so hatte er gestanden, und da an jenem Pfosten der Laube hatte sie gelehnt und da hatte er sie mit seinem Arm umschlungen, dieselbe Sonne hatte auf sie niedergeschienen, welche jetzt ihr blasses Antlitz allein beleuchtete. Jetzt streifte eine zarte Weinranke ihre Wange, — sie bebte zusammen! Ganz ebenso hatte in jenem seligen Augenblick eine Ranke sich an ihr Gesicht gelegt, o, es war vielleicht dieselbe gewesen, und seine Hand hatte sie damals zurück geschoben, es war alles wie im vorigen Jahre, — und doch so ganz anders. „Es kommt alles wieder,“ flüsterte sie vor sich hin, „aber er kommt nicht wieder.“

So trieb es Lilli, ihre Traurigkeit zu nähren und ihre Krankheit zu fördern. Die Eltern beschloffen, sie auf einige Zeit zu Ferdinand und Margareth zu schicken, sie wußten sie dort in treuer, liebevoller Obhut, und sie war da doch fern von alle den Plätzen, welche ihr vergangene Scenen in's Gedächtniß riefen. Der Arzt fürchtete ganz ernstlich, daß Lilli's Melancholie und Schwermuth vielleicht gar in Wahnsinn enden könne. Sie nahm die Nachricht von ihrer Uebersiedelung nach Steinfeld ziemlich gleichgültig auf, zeigte weder Freude zu den Geschwistern zu gehen, noch Schmerz ihre Eltern zu verlassen.

Im Pfarrhause zu Steinfeld war es etwas unruhiger, als es in Burgdorf in der letzten Zeit gewesen war, und

der Friede, welchen man sich so gern in einem Pfarrhause weiland denkt, hatte hier seine bleibende Stätte noch nicht gefunden. Wohl hatte er in Ferdinands und Margareths Herzen seine Wohnung, aber doch fürchtete Margareth zuweilen, der edle Gast möge ihr entfliehen, die Wellen der Hefigkeit und des Zornes schienen ihn oft wegspülen zu wollen, dann faltete sie wohl ihre Hände und betete einen ihr so lieben Vers, der schon oft Friedensdienste an ihr gethan hatte:

In aller Unruh sei Du  
Jesu, meine tiefe Ruh!  
Du nur und Dein süßer Wille,  
Sei in allem meine Stille.  
Herr, ich achte keinen Schmerz,  
Gib mir nur ein stilles Herz.

Was war es denn, das der jungen Pfarrfrau Schmerz und Unruhe machte? Im tiefsten Grunde nur ihr eigenes Herz, und das Weh, die demselben immer wieder anlebende Sünde zu sehen und mit derselben kämpfen zu müssen. Hervorgerufen aber wurde diese Sünde fortwährend durch ein böses Weib, das Margareth jetzt Mutter nannte und dem sie mit Liebe und Ehrfurcht eines Kindes zu dienen beflissen war. Es ist seltsam, was es für verschiedene Frauen in der Welt giebt; es giebt solche, die allen Dingen die böse, es giebt solche, die allen Dingen die gute Seite abgewinnen; die Einen sehen auf einem schneeweißen Gewande Flecken, die möglicherweise noch einmal hineinkommen können, die

Anderen finden an einem todtten, in Verwesung begriffenen Hunde wenigstens noch seine glänzend weißen und reinen Zähne zu loben; die Ersteren sehen Stoff zum Klagen und Jammern in jedem Glück, die Anderen finden Grund zur Freude in jedem Schmerz; die Einen schütten Barmhertigkeit in jeden Honigtopf, die Anderen träufeln Balsam auf jede Wunde; die Einen werden stets verletzt und nehmen jeden Zufall übel, die Anderen suchen in jeder schlechten That noch die gute Absicht und verzeihen jedes Wehthun; die Einen sind der finstern Wolke gleich, die drohend über unserm Haupte steht, sich aber nicht in segnendem Regen, sondern in verderblichem Hagel entladet; die Anderen gleichen einer Maienzeit, wo alles nach oben drängt, aufstehen, grünen und blühen möchte, Allem und Jedem zur Freude. Die alte Pastorin Gendenberg hatte der Ersteren Gemüththeil eins, Margareth strebte von Herzen danach, wie die Letzteren zu werden, und ihr Streben war nicht ohne Erfolg.

Die arme, alte Pastorin hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß ihre Kinder sie nach und nach in die Ecke drängen und sie wie ein altes, werthloses Stück Möbel behandeln würden, und doch sah sie in ihnen die Eindringlinge, welche sie, die eigentliche Herrin des Hauses, nur duldet. Die Frau ihres Sohnes wollte über sie herrschen und sie schlecht behandeln, — das war ihr von vorn herein gewiß; sie hatte sich daher mit Vorurtheilen gegen sie gepanzert, sie glaubte, Niemand meine es gut mit ihr, deshalb wollte sie zu sich selber sehen und zeigen,

daß sie sich nicht so leicht unterdrücken lasse. Von dieser Meinung aus sah sie wie durch ein schwarzes Glas alles was rings um sie geschah, es mochte nun blau, weiß, grün oder rosig aussehen, ihr erschien alles im schwarzen Lichte.

Margareth war nur wenige Tage im Hause, als sie den Charakter ihrer Schwiegermutter erkannte, und sie wunderte sich fast, wie diese eigentlich ungebildete Frau doch ein wahres Genie zeigte, aus jeder Blume Gift zu saugen, und der besten Handlung wenigstens eine schlechte Absicht unterzulegen. Brachte Margareth ihr früh Morgens den Kaffee an's Bett, weil sie wußte, daß sie gern etwas lange lag, so wollte sie nur nicht haben, daß sie mit ihnen zusammen tränke; hat Margareth sie aufzustehen und mit ihnen gemeinschaftlich zu trinken, so meinte sie, es wäre doch hart für eine alte Frau, sich noch in ihren alten Tagen in eine neue Hausordnung finden und so früh aufstehen zu sollen. Fragte Margareth sie im Haushalte bei irgend etwas um Rath, so bekam sie Stichelreden zur Antwort, und daß sie es doch gewiß alles viel besser verstehen würde; fragte sie nicht, so fühlte sie sich tief gekränkt und meinte: es sei doch sehr kränkend für sie, schon bei ihren Lebzeiten in ihrem Hause alles ganz anders eingerichtet zu sehen, als sie es gewohnt sei.

Was kann einer jungen Frau das Leben im Hause wohl schwerer machen, als eine böse Schwiegermutter, die eine beständige Aufpasserin und Auslegerin aller

Handlungen ist, und fortwährend auf der Lauer liegt um zu verhüten, daß man allen ihren wirklichen und eingeübten Rechten nicht zu nahe tritt? Ja, schwer machte sie Margareth wohl ihren Weg, aber fest und unbeirrt ging diese dennoch weiter. Sie hatte sich von Anfang an vorgenommen, der Mutter in allen Stücken nachzugeben, welche nicht wider Gottes Gebot wären oder durch welche ihres Mannes heiliges Amt verlästert werden könnte, allen ihren Wünschen nachzukommen, so weit es das Leben in einem christlichen Pfarrhause gestattete. Hier war die Grenze, — gingen der Mutter Anforderungen darüber hinaus, dann wollte sie mit Gottes Kraft ein entschiedenes „Nein“ sprechen, oder wo es ihres Mannes Sache war, würde er ihr entgegen treten; aber diesen einzigen Fall ausgenommen, sollte keine persönliche Kränkung, keine Anmaßung und Herrschsucht der Mutter sie verletzen, sie wollte ihr nachgeben in allen erlaubten Dingen und sie mit Liebe überwinden.

Das waren Margareths Vorsätze und weil sie dieselben nicht in eigener Kraft ausführen wollte, so waren sie nicht vergebens gefaßt. Sie ließ sich von der Mutter Stichelreden nicht verwunden, keine Empfindlichkeit kam in ihre Seele, zehnmal abgewiesen, ging sie zum ersten Mal mit einer Frage zur Mutter, ja wenn diese ihr recht hämisch geantwortet, dann drängte es sie ordentlich, ihr durch irgend einen Liebesbeweis zu zeigen, daß sie nicht gekränkt oder geärgert sei.

Es war Ferdinands Mutter! Es war eine von Gott

theuer erkaupte Seele! Das waren die Gründe, um die Margareth die arme, alte Seele so herzlich liebte, und wie die Liebe stark macht, kann nur der wissen, der sie erfahren hat. Jemand, den man haßt, ein gut Wort zu geben oder ihm zu dienen, ist Höllepein; für Jemand, den man liebt, alles zu opfern, von ihm alles zu ertragen, ist Freude und Seligkeit. In Margareths Herzen hatte die Liebe ihren Thron aufgeschlagen und waltete darin, und wenn sie je matt werden wollte, trank sie sich neue Kraft aus dem Borne der ewigen Liebe.

Ferdinand sah das Verhältniß der beiden Frauen recht wohl, aber er sah nicht, wie seiner Frau das Herz oft weh that und wie sie litt. Es giebt manche Menschen, die können wohl für Jemand etwas opfern und leiden, aber der Jemand muß dann auch das Opfer kennen, die verborgenen Thränen sehen, damit er die Größe ihrer Liebe auch recht zu würdigen versteht. Nicht so Margareth. Ferdinand sollte nicht sehen, wie tief sie das Benehmen seiner Mutter schmerzte, darum verstand sie oft ihre Stichelreden gar nicht, oder gab so harmlose Antworten darauf, daß die Mutter meinte, sie müsse es ihr das nächste Mal derber und deutlicher sagen und Ferdinand sich wunderte, wie sein doch sonst so kluges Weib manche Auspielung gar nicht zu verstehen schien. Aber er fühlte sich in seiner Frau beleidigt, und er hat seine Mutter einst ziemlich entschieden, obgleich kindlich ehrerbietig, ein anderes Wesen gegen dieselbe anzunehmen, da er es nicht dulden könne, sie so behandelt zu sehen.

Aber was gewann er damit? Die Mutter brach in Thränen, und zugleich in ein furchtbares Klagen und Lamentiren aus: sie werde hier nicht wie die Mutter, sondern wie ein Diensthote behandelt, der sich in Jedes Laune fügen und schicken müsse; nie hätte sie geglaubt, so etwas an ihren eigenen Kindern erleben zu müssen, aber es würde wohl bald so weit sein, daß sie fortziehen und sich mit ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdienen müssen, sie sehe, man lege es darauf an, sie aus dem Hause zu bringen, wenn das ihr seliger Mann wüßte, er würde sich noch im Grabe umkehren, u. s. w.

Ferdinand war ganz erschrocken über diese Beschuldigungen; er wollte vernünftig mit ihr sprechen, aber sie übertäubte ihn mit Jammern und Klagen und ließ ihn nicht mehr zu Worte kommen. Es blieb ihm endlich nichts übrig, als höchst verdrießlich und aufgeregt in seine Stube zu gehen.

Hier legte sich bald eine weiche Hand auf seine Schulter und strich ihm das Haar aus dem Gesicht, und eine sanfte Stimme sprach:

„Ferdinand, warum thatest Du das?“

„O Margareth, meinst Du denn, wenn Du auch nichts sagst, daß ich blind und taub bin, und nichts von dem weiß, wie es hier im Hause hergeht?“

„Es wäre ja Lüge,“ entgegnete Margareth, „wenn ich läugnen wollte, daß es jetzt hier herzlich schlecht steht. Aber es wird besser werden, aller Anfang ist schwer. Es mag auch viel Schuld an mir liegen, mehr als ich

selber weiß und denke, denn ich kenne der Mutter Eigenheiten und Gewohnheiten noch so wenig, daß ich gewiß recht oft anstoße und sie verletze, ohne es zu denken. Aber ich werde mich mehr in sie hineinleben, und es wird anders und besser gehen.“

„Liebe Margareth,“ sagte Ferdinand gerührt, „Du bist wie ein Engel, und gerade weil du alles so still trägst, deshalb muß ich für Dich sorgen und Dich vertheidigen.“

„Den Engel steck' nur wieder ein, Ferdinand. Verachte nicht Teufelsdienst an mir, glaube nur, der Teufel flüstert mir zuweilen, wenn ich mich recht überwunden habe, etwas Aehnliches zu. Thu Du es nicht. — Aber sage mir, meinst Du denn, daß Deine Vorwürfe etwas nützen werden?“

„Gewiß,“ erwiderte Ferdinand, „sie wird wenigstens sehen, daß sie nicht ganz machen kann, was sie will, wenn wir uns nicht ganz nach allen ihren Launen richten.“

„Das sieht sie jetzt schon an vielen Dingen, bei denen ich ihr gegenüber fest bleiben muß. Daß die Diensthoten Sonntags nur die nöthigste Arbeit thun, daß sie nie zum Tanz u. dgl. gehen dürfen, daß wir Sonntags keine Gesellschaften geben, und noch vieles andere ist gar nicht nach ihrem Willen und doch muß es gehalten werden. Aber meinst Du denn, daß Deine Worte der Mutter an ihrer Seele genügt haben? — Und das, Ferdinand, muß doch unser einzigstes Augenmerk jetzt sein.“



Ferdinand schlug beschämt das Auge nieder. Er hatte nur an Ruhe im Hause, an Friede für sein Weib 'gedacht; aber dessen Gedanken waren höher gegangen, es sehnte sich nicht nach Erleichterung seiner Lage, nach Erlösung von dem harten Joch, sondern es trachtete danach, die Seele der Mutter befreit zu sehen von der Knechtschaft der Sünde.

„Du mußt nur,“ fuhr sie milde fort, „die Mutter immer als krank betrachten, dann wirst Du Mitleid und Geduld mit ihr haben können. Glaube nur, Seelenkrankheiten sind viel peiniger als Leibeskrankheiten, die Mutter leidet selbst von ihrer Zanksucht und ihrem Mißtrauen viel mehr als ihre Umgebung. Wenn Menschen alt werden, haben sie körperliche Beschwerden, und auch die Seele in ihnen, die nicht geheilt ist von dem einen Seelenarzt, wird im Alter immer krankhafter. Wenn die Mutter körperlich krank wäre, welche Geduld würdest Du mit ihr haben, wie würdest Du sie hegen, tragen und pflegen! Nun habe dieselbe Barmherzigkeit mit ihrer Seele, laß ihr dieselbe geduldige Pflege angedeihen.“

„Aber, liebes Kind,“ sagte Ferdinand, „es ist doch etwas anderes mit der Sünde, die wir selbst freiwillig angenommen haben und von der uns zu befreien, uns das Mittel gegeben ist, als mit einer leiblichen Krankheit, die wir uns nicht selbst geben und uns nicht von ihr befreien können!“

„Ja, Ferdinand, freilich ist das etwas anderes, und ich möchte Niemandem mit meiner Ansicht ein Nuckelfissen unter

seine Sünde breiten. Aber ich sprach von alten Leuten, insbesondere von Deiner Mutter, der vielleicht nie im Leben Jemand gesagt hat, daß die Sünde ihr schlimmster Feind ist, und die nie das Mittel, los zu werden von der Herrschaft der Sünde, kennen gelernt hat, die vielleicht nicht einmal weiß, daß sie auch zur seligen Freiheit der Kinder Gottes berufen ist. Sieh, wenn Jemand lange in der Knechtschaft geschmachtet hat, dann vergiftet er zuletzt, daß es noch etwas anderes für ihn giebt, sein Auge ist so dunkel geworden, daß es die Ketten nicht mehr sieht, in denen er gefesselt liegt. — Laß uns darum mit der Mutter lüde umgehen und sie durch unseren liebevollen Wandel zu gewinnen suchen; Du kannst mit strengen Worten wohl im besten Falle ihr äußeres Benehmen ändern, obgleich ich fürchte, daß sie sich dann zur Märtyrerin macht und uns in der Gemeinde als Tyrannen verklagt, — aber ihr Herz kannst Du nur durch Liebe überwinden, und das Herz, eben das Herz müssen wir haben.“

Ferdinand reichte seiner Frau die Hand, und jetzt hatten sie einen neuen Bund mit einander gemacht, nämlich den, die Seele ihrer Mutter für den Herrn zu gewinnen; Matth. 18 v. 19 steht ein schönes Wort über solch' Vorhaben; unser Herr Jesus sagt: „Wo zweien unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, das sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.“

Aber Margareth hatte nicht Unrecht gehabt, als sie fürchtete, daß die Mutter ihnen kein gutes Gerücht im

Dorfe machen würde; sie that dies nicht mit Absicht, bewahre! Hätte Jemand die jungen Pfarrersleute bei ihr schlecht machen wollen, so würde sie ihre Kinder bis auf's äußerste vertheidigt haben. Aber nun stand sie allein da, hatte Niemand, gegen den sie sich so wie sie wünschte, aussprechen konnte, und sie war es doch so sehr gewohnt sich gegen Viele auszusprechen. Sie hatte einmal in einer guten Stunde bei Margareth über Ferdinand geklagt, wie er oft so heftig und rauh sei, aber diese hatte den Geliebten ihres Herzens zwar sanft aber so entschieden vertheidigt, daß ihr die Lust verging, ein solches Gespräch noch einmal bei ihr auf's Tapet zu bringen; sie hatte Ferdinand geklagt, wie Margareth eigentlich nichts von der Haushaltung verstehe, viel zu viel brauche und so mehr, aber der hatte Margareth zum größten Schrecken der Mutter herein gerufen, ihr alle Vorwürfe der Mutter gesagt, und sie scherzend aufgefordert, sich gegen dieselben zu vertheidigen, was diese denn auch mit so fröhlicher Laune that, daß Alle lachten, die Mutter aber wohl einsah, daß sie hier schwerlich Mitgefühl für sich und Nahrung für ihre schwagende Zunge finden würde.

Ueberhaupt wurde es ihr im Hause oft unheimlich. Es hatte Tage gegeben, wo die Luft so schwül gewesen war, daß Niemand recht zu athmen vermochte; da die jungen Leute sich fortwährend beobachtet, und mit Mißtrauen angesehen fühlten, da sie auf ihre Worte und Mienen Acht gegeben hatten, weil sie wußten, daß ihnen aufgepaßt wurde. Es giebt nichts Gräßlicheres und Peinlicheres,

als wenn man jede Geberde bewachen, jedes Wort erst zehnmal prüfen muß, ehe man es ausspricht. Dieser Zustand war jetzt verschwunden, die alte Frau sah, daß man ihre Stichelreden nicht achtete, ihre sauren Mienen nicht bemerkte, und daß ihre hämischen Bemerkungen Niemandem mehr die Suppe versalzten, so suchte sie denn außer dem Hause, was sie innen nicht fand.

Sie hatte Freundinnen, o ein halbes Schock in der Gegend und mindestens ein halbes Duzend im Dorfe selbst; Frauen, welche ihrem Stande nach zu den Dorfhonorationen gehörten, und gewohnt waren, so oft als möglich im Pfarrhause zu einer Tasse Kaffee zusammen zu kommen, und dann ihre Zungen auf die Fehler und Gebrechen ihrer Nächsten umher spazieren zu lassen. Natürlich sahen diese Alle die jungen Pfarrersleute nicht mit allzu günstigen Augen an. Der Whist- und Rhombretisch für ihre Männer war aus dem Pfarrhause verschwunden; wenn sie kamen, bewillkomnte man sie freundlich, der Kaffee war eben so stark wie früher, die Sahne eben so süß, aber doch wollte es Niemandem so gut schmecken wie ehedem. Das machte, die Gegenwart der jungen Pfarrersfrau legte ihnen einen gewissen Zwang auf, es konnten jetzt nicht solche Gespräche wie früher auf die Bahn kommen, ein anderer Geist wehte in der Stube und der war ihnen unbequem. So machte es sich natürlich, daß die alte Frau Pastorin lieber zu ihren Freundinnen ging, als daß sie dieselben bei sich sah. Dort waren sie wieder ganz ungenirt, bald kam man auf die junge

Frau zu sprechen, und daß sie sehr „vornehm“ sei; ein Wort gab das andere, und ohne irgend eine böse Absicht dabei zu haben, entwarf die Pastorin ein Bild von ihrem jetzigen traurigen Leben, das so ganz anders sei als früher; unter den Klagen ihrer eingebildeten Leiden realisirten sich dieselben immer mehr, so daß sie sich am Ende selbst wie eine vollständige Märtyrerin und unschuldig Duldende vorfam, und ihre Person im hellsten Glanze strahlte, während das Bild der jungen Leute mit immer tieferem Schatten bedeckt wurde.

Bald genug merkte Margareth von den Klatschereien, die über sie und ihren Mann in Umlauf waren und sie wußte, daß sie den Ursprung derselben in nächster Nähe zu suchen hatte. O, wie weh ihr das that, — nicht um ihret-, sondern um Gotteswillen. Sie hatte gestrebt, der Gemeinde ein Leben, würdig Pastorsleuten, vorzuleben, damit dem Worte des Herrn durch ihren Wandel schon der Eingang bereitet wäre. Nun war es so anders gekommen, als sie es sich jemals gedacht! Aber schon einmal hatte Gott ihre anscheinend heiligsten Wünsche zu nichte gemacht, hatte ihr die unter denselben verborgene Selbstsucht aufgedeckt, — solche Erfahrung machte Margareth jetzt fähig, das Kreuz als aus Gottes Hand anzunehmen. Sie wollte ruhig ihren Weg gehen, wandeln als vor Gottes Augen und dann ihm vertrauen, der seine Ehre und die seiner Diener gewiß wahren und retten würde.

Ferdinand war mit Feuereifer an sein Amt gegangen.

Er kannte seine Gemeinde schon in etwas, trat nicht ganz wie ein Fremder in sie hinein, er wußte von vielen Schäden und Gebrechen, aber oft genug stand er da in harter Bedrängniß. Er konnte sich nicht verhehlen, daß viele Uebel, an denen die Gemeinde krankte, aus seines Vaters Untreue und Bequemlichkeit, aus seiner Mutter Weltleben hervor gegangen seien. Er wollte ein treuerhirt sein, er mußte strafen, warnen, aber er konnte es kaum, ohne nicht wenigstens indirect die Pietät gegen seine Eltern zu verletzen, und oft genug, wenn er irgend eine Unsitte abschaffen wollte, mußte er die Gegenrede hören: „sein Vater habe es doch so gut geheißten.“ Da kam die Pflicht gegen seinen himmlischen und die gegen seinen irdischen Vater oft in harte Collision, — aber die erstere trug den Sieg davon.

Nun konnte es auch nicht fehlen, daß die Predigten des jungen, hübschen Pastors, die so ganz anders waren als die langweiligen Vorträge des früheren, in manchen Herzen zündeten. Aber wo guter Same keimt, da wächst auch Unkraut, und das Unkraut wächst schneller als der Weizen. Steinfeld war kein kleines Dorf, sondern schon ein Flecken und lag der Landstraße und dem Eisenbahnverkehr viel näher als Burgdorf. Es hatte eine Post, ein Amt und eine Fabrik aufzuweisen, diese hatten natürlich einige Beamte u. dorthin gezogen, so daß es bei weitem cultivirter war, als die umliegenden Dörfer, welche Cultur sich auch darin bewies, daß bei den Bauern ihre schöne alte Landestracht mehr und mehr

verschwand. Nur die alten Bäuerinnen trugen noch den kurzen, gefalteten wollenen Rock, am Knie mit einem Streifen Kattun oder Manchester handbreit befestigt, dazu die kleine schwarze, spitze Mütze mit den breiten, langen, bis über den Rock hinabreichenden, seidnen Bändern, — statt dessen sah man moderne Hüte in allen möglichen Farben und Formen, meist mit großen, grellen Blumen reich verziert. Die alte Pastorin hatte diese Veränderung sehr begünstigt, sie sah nicht, daß die Leute mit ihrer alten Tracht auch altes, ehrenfestes Wesen, alte Biederkeit und Arbeitsamkeit und alte Treue auszogen. So war es ein lockerer Boden in Steinfeld, der jeden Eindruck willig aufnahm; Landleute von altem Schrot und Korn sind mißtrauisch gegen alles Neue, zähe es anzunehmen; haben sie es aber einmal ergriffen, dann haben sie es auch ganz und lassen nicht so leicht davon. Beweis dafür unsere Bauern im Großen und Ganzen, die das von ihren Vätern ererbte Christenthum entschieden treuer bewahren als die Städter. —

Es war daher kein Wunder, daß Ferdinand bald eine gefüllte Kirche hatte, bei Vielen wurde es Mode, zur Kirche zu gehen, Einige traf auch wohl Gottes Wort in's Herz, — wo aber eine Erweckung stattfindet, da giebt es auch Aftersbilder derselben. So konnte es nicht fehlen, daß mehrere Personen, vorzüglich Frauen, die längst schon im Geruch der Heiligkeit gestanden, weil sie von der Schönheit und den Freuden der Welt stets mit sittlicher Entrüstung sprachen, — was jedoch, wie boshafte Leute

meinten, stark an die Fabel von dem Fuchs und den Trauben erinnerte — jetzt mit einem Male eine viel höhere Stufe der Heiligkeit erstiegen. Sie hatten aus dem Munde des jungen Pastor ernste Worte von „Buße“ und „Glaube“ gehört, und sie wandten das erstere stets auf ihre Nachbarn, das andere auf sich an. Sie hatten wenig oder nichts zu thun, deshalb pilgerten sie so oft als möglich zur Pfarre, wollten sich aus dem Umgang mit so frommen Leuten einen neuen Heiligenschein holen, und sich durch immer neue gute Werke den offenen Eingang zum Himmel und — zur Pfarre erkaufen. Nebenbei wußten sie dann viel Gutes von sich und viel Uebles von dem lieben Nächsten zu reden; natürlich, ersteres nur ganz unbewußt und das andere lediglich aus den besten Absichten.

O, es ist etwas Herrliches um das wahre Christenthum, das da im innersten Herzen eines Menschen seinen Thron aufgeschlagen hat und nun in Liebe, Glauben und Demuth all sein Thun und Lassen regiert; wenn man einen Menschen findet, der da redet vom Herrn, weil er glaubt, und nicht glaubt, weil er redet, da möchte man stille hinsitzen und dem Worte lauschen und es im Herzen bewegen; und wenn man einen Menschen findet, der da wandelt wie ein Christ, still, ohne Worte, da möchte man seine Hand ergreifen und bitten: „nimm mich mit; führe mich zu der Quelle, aus der Du Deine Kraft schöpfest, laß mich da auch trinken.“ Nur Christus allein ist noch herrlicher als ein Christ, wie die Sonne herrlicher



ist als der Thautropfen auf der Wiese, — doch was ist lieblicher als der Thautropfen, in dem der Sonne Bild sich spiegelt?

Aber je schöner das wahre Christenthum ist, um so schrecklicher ist sein Aftersbild. O, über diese Leute, die so viel vor Anderen über ihre Sünden klagen, daß sie keine Zeit mehr haben, im einsamen Kämmerlein vor Gott über dieselben zu weinen! O, über diese Leute, die das Wort Liebe im Munde führen, und die Fehler ihres Mitmenschen nicht tragen können! die zu den größten Opfern für das Reich Gottes bereit sind, aber Gott nicht einen einzigen Wunsch still und ungesehen opfern können; die mit niedergeschlagenen Augen von Demuth sprechen, und den nicht ansehen mögen, der nicht glaubt, daß sie alles am allerbesten machen; die über jede unschuldige Freude des Anathema sprechen, weil sie selbst keine haben und darum Andern keine gönnen! Tragen sie Christi Bild an sich? Nimmermehr!

Ferdinand und Margareth war es furchtbar schwer, diese Leute zu tragen und sie in ihrem Hause willkommen zu heißen. Sie wollten Niemand zurückstoßen, aus der schmutzigen Schaal konnte sich ja noch einst ein guter Kern lösen. Sie wollten wohl Gemeinschaft mit ihnen haben, — aber diese Leute strebten aus der Gemeinschaft eine Kameradschaft zu machen. Da kam eben das Haupt dieser Hausplagen, eine alte Dame, auf den Pfarrhof gegangen. Gendenbergs waren auf der Diele und empfingen sie auch dort. Zwar oft mußte Ferdinand sie in seine

Studirstube führen, wenn sie in geistlichen Anliegen kam, doch hatte er ihr dort nur seine Ohren zu leihen, da sie wohl viel zu reden hatte, aber wenig zu hören brauchte.

Heute zog sie ein Hemd, das sie genäht, aus der Tasche.

„Sehen Sie hier, — ich habe die ganze Nacht daran genäht, aber was thut man nicht um des Herrn willen, ja, ja, die Liebe macht stark; die arme Frau Kling soll es haben, stellen Sie sich vor, das arme Wesen hat nur ein einziges, da ist es doch wohl Christenpflicht, ihr zu helfen, — nicht wahr?“

Augenscheinlich erwartete sie eine Antwort, Ferdinand ließ ein kurzes: „Ja wohl“ hören, während Margareth es nicht lassen konnte zu fragen:

„Aber warum zeigen Sie uns das erst? Die Kling wohnt ja dicht bei Ihnen, da wäre es doch einfacher gewesen, es ihr gleich zu geben.“

„Meine liebe Frau Pastorin,“ sagte die alte Dame sehr von oben herunter, „Sie sind noch sehr jung, auch wohl noch sehr jung im Christenthum. Wissen Sie nicht, daß geschrieben steht: „Lasset Euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie Eure guten Werke sehen und Euren Vater im Himmel preisen?“ Nicht um Lob zu ernten für mich, zeige ich Ihnen die mühsame Arbeit meiner letzten Nächte, sondern alles zur Ehre Gottes, wie ja Herr Pastor noch in der letzten Predigt so schön sagte; o was war das für eine schöne Predigt, zwei Taschentücher habe ich naß

geweint, und wie haben Sie's der Frau Amtmännin so gut gesagt, wo ihr weltliches Leben sie noch mal hinführen wird."

"Der Frau Amtmännin habe ich gar nichts gesagt oder sagen wollen," entgegnete Ferdinand, "überhaupt wünschte ich, daß Jeder die Predigt als für sich gehalten ansehen und sie auf sein eigenes Herz beziehen möchte."

"Ja, ja, Herr Pastor," stimmte die Dame bei, "das sage ich auch immer, das eigene Herz, das ist die Hauptsache. Ich war auch ganz gerührt und erhoben, als Sie da vom Glauben sprachen, der aus dem Herzen komme; — nicht wahr, Frau Pastorin," wandte sie sich an Margareth, "Sie haben doch auch immer den wahren, schönen, starken Glauben?"

Diese erröthete. "Ich fürchte, nein," sagte sie rasch und verabschiedete sich dann, ihrem Mann unbarmherzig die weitere Unterhaltung allein überlassend.

"Nun, sie ist noch jung," sagte die fromme Dame zu Ferdinand, Margareth mitleidig nachsehend, "man muß sie nicht zu streng beurtheilen; was noch nicht ist, kann werden."

"Ich versichere Sie," entgegnete Ferdinand etwas barsch, "Sie und ich zusammen genommen haben in unseren besten Stunden nicht so viel Glauben, als meine Frau in ihren schlechtesten hat."

Das war der Dame doch etwas stark. Sie mußte über Mittel und Wege nachdenken, dem Pastor einen richtigen Begriff von sich beizubringen. Offenbar verkannte

er sie. Deshalb empfahl sie sich unerwartet schnell und Ferdinand eilte tief aufathmend zu Margareth, die er in der Küche fand.

„O, Ferdinand,“ rief sie ihm entgegen, „ich kann diese Leute nicht ertragen. Solche, wie Deine Mutter und ihre Freundinnen sind mir hundertmal lieber, die sagen Einem doch wenigstens offen ihre Meinung.“ —

„Das thut Fräulein Selt auch. Es ist wirklich ihre Ansicht, daß sie viel besser ist als andere Leute.“

„Gott behüte uns vor solchem Hochmuth,“ rief Margareth eifrig.

„Ich fürchte,“ sagte Ferdinand ernst, „Dein Ausruf eben hat schon etwas von dem: „ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin, wie diese da,“ in sich.“

Margareth schlug die Augen nieder. „Es ist aber furchtbar schwer, solchen Leuten gegenüber, die mit Allem fix und fertig sind, über alles süßlich schwätzen können, — wie soll ich's nur machen, sie lieb zu haben?“

„Du sollst Himmelskandidaten in ihnen sehen, die Christus auch geliebt, sein Blut für sie vergossen und sie erlöset hat.“

Aus den beiden eben geschilderten Parteien bestand fast ganz Steinfeld, die Einen, die dem Pfarrer abhold waren wegen seiner Neuerungen, die Andern, welche ihm so hold waren, daß sie ihn unbewußt zu ihrem Gott machten, dem sie dienten, so weit es ihre Bequemlichkeit und ihre Neigungen erlaubten. Beide waren schwer zu tragen. Aber es gab auch noch eine dritte Art Leute im

Dorfe, einige wenige; das waren solche, denen Gottes Wort in's Herz gegangen war, denen die Bibel bis jetzt ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch geschienen und die sich nun vom Sonntag bis wieder zum Sonntag freuten, weil die Predigt, welche sie dort in der Kirche hörten, ihr Wochentagsleben zu durchleuchten begann. Sie liebten die Pfarrersleute und freuten sich jeder Berührung mit ihnen, aber schüchtern sahen sie zu ihnen auf, denn sie kamen sich so klein gegen sie vor. Ferdinand und Margareth bemerkten diese Seelen, sie erwiesen ihnen Freundlichkeiten, ohne sie vorzuziehen; unvermerkt bildete sich ein Umgang, sie traten in allerlei Beziehungen zum Pfarrhause und wurden dort gern gesehene Gäste, sie sahen, wie Gott dort Herr war, wie man in ihm lebte, sie erkannten, was für Friede, was für Freude er geben kann, sie kamen sich immer unheiliger vor, vernahmen immer deutlicher den Ruf des heiligen Geistes: „Uebergieb auch Du Dich ganz dem Herrn,“ sie leisteten dem Rufe Folge und nahmen zu an Gnade bei Gott und den Menschen.

Das war der gute Waizen, der auch auf Steinfelds Boden wuchs.

„Das seligste, was es giebt auf Erden, ist vom Herrn gefangen zu werden,“ sagt ein Zeuge Christi, „darnach aber ist das seligste, Andere für ihn zu fangen.“ Das erfuhren auch die, welche Gottes Wort an sich arbeiten ließen. Von Margareth aufgefordert, sammelten sie mit ihr die armen Kinder im Pfarrhause, um sie nähen,

stricken und flicken zu lehren. Nebenbei lernten sie schöne Lieder singen, und bald erscholl Mittwoch und Sonnabend Nachmittags von funfzig Kinderstimmen fröhlicher Gesang aus dem Pfarrhause, so daß mancher Vorübergehende wohl stehen blieb oder doch seine Schritte mäszigte und für sich dachte: „unsere Frau Pastorin meint es doch gut mit uns. Sie hat keinen Vortheil davon, wenn sie sich mit den Rangen plagt.“

Margareth war den Klatschereien gegenüber still gewesen, hatte sich nicht vertheidigt, wenn man ihr auch verblümt zu verstehen gab, daß es nicht recht sei, daß sie die alte Mutter schlecht behandle und über sie herrsche. Um sich zu rechtfertigen, hätte sie dieselbe ja der Lüge zeihen müssen, es kostete sie manches Gebet und manchen Kampf, um hier zu überwinden und fröhlich zu bleiben, aber sie hielt sich an den Spruch: „So uns unser Herz nicht verdammet, so haben wir eine Freudigkeit zu Gott.“ Doch mit der Zeit änderte sich auch nach außen die Sache; zwar mit der Mutter blieb es noch beim Alten, aber Margareths stiller Wandel, der ihr Haus verklärte und es zu einer Friedenshitte machte, ward je länger je mehr, von Anderen erkannt, ohne daß sie dies erstrebte. Sie war von der Herrlichkeit des Berufes ihres Mannes erfüllt, so trug ihr ganzes Thun und Lassen den Abglanz seines heiligen Antes, man merkte ihr überall an, daß sie die Pastorsfrau war. Ach, das sieht man leider bei so Vielen an ihrem Hochmuth und ihrem Nichten und Aburtheilen, bei Margareth merkte man es an der Strenge gegen sich, an

der Liebe zu Anderen; sie trug das Schwere ihres Lebens als ein von Gott auferlegtes Kreuz, man fühlte, daß ihre Heimath an Jesu Altären sei, daß sie im Vorhof des Heiligthums grüne.

So eingezogen und still sie auch lebte, wurde sie doch bald in den häuslichen Verhältnissen der einzelnen Familien bekannt, und ihr weibliches Auge bemerkte schnell jede Noth und jeden Jammer. Wenn sie konnte, so half sie, wenn das nicht möglich war, so hatte sie wenigstens ein Herz voll Gebet, ein Auge voll Liebe und freundliche, tröstende Worte für den Unglücklichen; sie drängte sich Niemand auf, ihr ging es nicht wie jener Pfarrerin, vor deren Besuch die Armen die Thür verschlossen und die Kranken voll Angst das Deckbett über den Kopf zogen; je mehr man Margareths Walten erkannte, je mehr wurde sie gesucht, bald wurde jede Noth, die ein Pfarrkind betraf, ein Fingerzeig für dasselbe zur Frau Pastorin zu gehen. Dabei vergaß sie aber nicht, was ihr Vater Stieg in der Traurede so ernst gesagt: sie mischte sich nicht in das Amt ihres Mannes; was nicht Frauensache war, das wies sie an ihren Liebsten, sie machte nie die Zwischenträgerin, sie leitete ihren Mann nicht, sie wollte nicht seine Delila werden!

Ja, es war wunderbar, wie dies starke Frauenherz sich um Gotteswillen so ganz dem Manne unterordnen konnte; und wie sie sich immer kleiner fühlen, an ihn lehnen und einst Jemand, der sie über ihren Mann erhob, so ernst sagen konnte: „Ach Himmel und Erde ist

ein Unterschied!“ Ferdinand war ihr Mann, ihr der Nächste und Liebste auf Erden, sie war sein Weib, seine Gehülfin; und doch war er auch wieder ihr Seelsorger, ihr Hirte und sie sein ehrerbietig Kind. — Er fand nicht alles gut, was sie that, weil er sie liebte, er verschloß sein Auge nicht ihren Fehlern, weil sie sein Weib war; sie nahm nicht Partei für ihn, fand seine Predigten nicht schön, sein Thun nicht gerecht, weil er ihr Mann war, — sondern sie halfen einander in Bekämpfung ihrer Sünden, machten sich auf ihre Fehler aufmerksam und vergaben Einer dem Andern. Sie waren noch nicht zu Bette gegangen, ohne das Vaterunser so recht von Herzen gebetet zu haben.

Margareth liebte Ferdinand mehr als alles andere auf Erden, und sie umgab ihn mit allen den zarten Aufmerksamkeiten und häuslichen Bequemlichkeiten, die Niemand anders als ein liebendes Weib dem Manne schaffen kann, aber die Sorge für seine Gesundheit war nicht ihre höchste, sie wollte aus fleischlicher Liebe und Angst seine Schritte nicht lähmen, sie selbst wollte ihm kein Hinderniß sein, sein Amt treu zu verwalten, er sollte sein, ob er gleich ein Weib hatte, als hätte er keins. „Denk' nicht an mich,“ bat sie, als sie einst krank darnieder lag und ihr Mann zögerte, sie in der Nacht allein zu lassen, da er zu einem Kranken gerufen wurde. „Denk' nicht an mich,“ bat sie wieder, als er ungeschlüssig war, ob er gerade an ihrem Geburtstage eine Amtshandlung für einen entfernten Pastor, die ihn den ganzen Tag fern hielt,



übernehmen sollte. War Ferdinand matt und angegriffen und mußte doch Amtspflichten besorgen, so hielt sie ihn nicht mit Sorgen und Besürchtungen zurück, aber sie begleitete ihn mit ihrem Gebet und sorgte für seine Gesundheit, ohne ihn zu verweichlichen oder gar weibisch zu machen. Der Pastor hatte viel zu thun, sie konnte selten mit ihm allein sein, freute sich jeder Stunde, die er ihr schenken konnte, aber oft scheuchte sie ihn von sich hinweg: „Ferdinand, die arme Kling ist so krank und möchte Dich gerne sprechen!“ „Bei Schröder's scheint es schlecht im Hause zu stehen, Mann und Frau vertragen sich nicht mit einander; sie war heute bei mir, ich glaube, es wäre gut, wenn Du hingingest und mit ihm sprächest,“ — solche Aufforderungen mußte er hören, wenn er einmal behaglich mit ihr ruhen wollte. Eine schwere Plage war ihm die Schule. Der alte Schullehrer hatte ihn noch als Knaben gekannt und war daher durchaus nicht geneigt, auf irgend einen Vorschlag, den der junge Pastor in Betreff des Unterrichts machte, einzugehen. Er war Nationalist durch und durch, und sprach beim Religionsunterricht am liebsten und ausführlichsten über die Pflichten gegen sich selbst, den Kindern besonders den Vers an's Herz legend:

Des Leibes warten und ihn pflegen  
Ist, Schöpfer, meine heilige Pflicht.

So waren die Besuche, welche der Pastor der Schule machen mußte, ihm eine unangenehme Aufgabe, von der

er auch gar kein Resultat sah, während Margareth meinte, es würde schon anders werden, wenn es auch langsam ginge, und ihm immer vorstellte, daß, wenn er auch keinen Nutzen davon sehe, schon der Schaden, den er vielleicht unwissend abwende, auch nicht gering anzuschlagen sei. Heute war nun großes Examen, — Ferdinand aber trat fröhlich in die Stube: „Margareth, hast Du Zeit? Ich kann heut mit Dir spazieren gehn.“

Es kam dies so selten vor, daß seine Freude darüber wohl gerechtfertigt war; allein sein Weib antwortete zögernd: „Ich hätte wohl Zeit, aber Du hast nur keine.“

„Ich? O gewiß, ich habe heute nichts durchaus Nöthiges zu thun.“

„Aber das Examen,“ sagte sie langsam, denn es wurde ihr schwer, ihm mit etwas so Unangenehmem zu kommen.

„O — das Examen! — Ich bin wirklich dabei das fünfte Rad am Wagen. Meinst Du, daß ich dahin gehen muß?“

„Gewiß. Sieht der Schulmeister erst, daß Du Dich nicht mehr darum bekümmerst, so geht vollends alles drunter und drüber; neulich hat er die Schule ausfallen lassen, weil er Holz fahren wollte.“

„Das rechnet er gewiß mit zu den Pflichten gegen sich selbst. Du siehst, Wandel und Lehre stimmt bei ihm, wozu bin ich da nöthig?“

„O Ferdinand, Du solltest doch hingehen, es wäre gewiß besser.“

„Margareth, Margareth,“ rief Ferdinand mit komischer Verzweiflung, „Du bist der Essig im Salat meines Lebens.“

„Wie unschmackhaft würde der Salat aber ohne Essig sein,“ entgegnete sie lächelnd.

„Und Du meinst wirklich, daß es meine Pflicht und Schuldigkeit ist, zum Examen zu gehen?“

„Wirklich.“

„Ist es Dein völliger Ernst, daß ich es thun muß?“ fragte er noch einmal.

„Mein völliger Ernst.“

„Ganz gewiß?“

„Gewiß.“

„Nun denn,“ rief Ferdinand, mit Energie seinen Hut ergreifend, „was Ihr thut, das thut ohne Murren.“

So war das Leben im Pfarrhause zu Steinfeld, in das die arme, schwermüthige Pilli gebracht wurde, um wieder gesund zu werden. Wir haben zwar schon manches geschildert, wie es sich erst in Jahren nach und nach entwickelte, doch die Anfänge dieses Lebens, wie wir es beschrieben, waren doch im ersten Jahre schon da. Aber auf Pilli schien weder Fröhlichkeit noch Ernst, weder Arbeit noch Spiel irgend einen Eindruck zu machen. Margareth warb um ihre Liebe, wie sie nie gethan, Ferdinand war ihr der treueste Bruder, — das einzige, was sie erreichten, war, daß sie sie duldeten, ihnen einhülbige Antworten gab, während sie die alte Pastorin Gendenberg floh und diese sie eben so wenig leiden konnte, da sie für ihr

Seelenleiden weder Verständniß noch Mitgefühl hatte. Es war auch keine leichte Aufgabe für Margareth, diese beiden Frauen, die nun in einem Hause wohnten, an einem Tische saßen, beständig einander fern zu halten; ihr Leben war so ein rechtes Leben in Unruhe, doch wie gern hätte sie alles gethan, wenn sie nur bessere Nachricht von Lilli nach Burgdorf hätte schicken können; aber deren Geist verdüsterte sich mehr und mehr, zuweilen wurde man zweifelhaft, ob sie überhaupt noch verstand, was man zu ihr sprach; und während die Herzen noch so hange zagten und der Dinge harreten, die da kommen sollten, — da kam eine Schreckensnachricht aus Burgdorf, — doch wir wollen dorthin zurückgehen und sehen, was sich da zugetragen, während wir in Steinfeld weilten.

~~~~~

XI.

„Sie hat kein Del!“ — O, wenn in ird'ischer Hütte  
Dies schon das arme Herze hangen macht,  
Wo doch, und wenn die Nacht auch noch so dunkel,  
Schön, hell, und licht der Morgen wieder tagt, —

Mit welchem Schreden wird es dann erfüllen,  
Wenn nun die ew'ge Nacht bricht jäh herein?  
Die Nacht, die nimmer endet, die nie hellet  
Die Sonne, noch des neuen Tages Schein?

„O, gieb mir Del! — daß meiner Glaubenslampe  
Es nimmermehr an Kraft und Licht gebricht!  
Und soll ich in des Todes Dunkel sinken:  
Verlaß mich nicht! Sei Du mein Stern und Licht!“

**E**in heißer Sommer, so heiß, wie man sich keines  
anderen erinnern konnte, war in diesem Jahre ge-  
wesen. Die Halme bleichten früh, noch mehr als  
sonst arbeiteten die Leute auf dem Felde im Schweiß ihres  
Angesichts; in unveränderlicher Bläue sah der Himmel Tag  
für Tag auf Burgdorf nieder; voll und golden kam jeden  
Morgen die Sonne hinter den Bergen hervor, ihre brennend  
heißen Strahlen den ganzen Tag auf die Erde nieder-  
schießend; das Bett der kleinen Quellen, in deren Wassern  
sie sich sonst so gern gespiegelt, war längst zum harten  
Erdreich geworden, dessen weit geöffneter Mund vergebens

nach Wasser rief, den brennenden Durst zu löschen. Es war gut, daß die Blumen und Gesträuche am Ufer des Spiegels entbehrten, in dem sie sonst so gern ihr lieblich Bild gesehen hatten, — sie würden erschrocken sein vor der gelben, vertrockneten Gestalt, die jetzt ihr eigen war. Die Vögel fangen nicht mehr, der Durst schnürte ihnen die heiße Kehle zusammen; wer nicht draußen sein mußte, ließ sich gewiß dort nicht sehen, froh wenn er an einem schattigen Orte die Schweißtropfen von der glühenden Stirn trocknen konnte. Der alte Vater Broden lag Tag für Tag in unveränderlicher Klarheit da, mit keiner Wetterkappe, die etwa Regen bedeuten konnte, sein ehrwürdiges Haupt bekleidend; und Abend für Abend stieg der weiße „Höhenrauch,“ der wiederum einen sonnigen Tag verhieß, in die Höhe; alles lechzte nach Regen, nach einem kühlen Winde; die Natur verging vor Angst und Warten der Dinge, die da kommen würden. Und siehe, da kam es. — Böse Fieber brachen im Dorfe aus, das schlechte Wasser, die bösen Dünste waren Schuld daran, viele Brunnen waren versiegt, die wenigen, die noch gutes Wasser gaben, wurden wie kostbare Schätze gehütet. — Pastor Stiegs waren beide gesund, sie gingen von einem Kranken zum andern, tröstend, lindernd, helfend. Die noch gesunden Leute mußten auf's Feld hinaus, die spärliche Ernte einzuheimsen, wenn nicht dem durstigen Sommer ein hungrierer Winter folgen sollte. Da waren wenige Hände vorhanden, die Kranken zu pflegen. Die Pastorin Stieg vergaß all eignes Weh, jetzt waren die Kranken ihre

Kinder, denen sie dienen, die sie mütterlich pflegen mußte. Aber nicht nur Mutterdienst, auch Engeldienst konnte sie Vielen thun, sie konnte hinweisen auf Den, dessen Hand das Leid schickt und der durch die Krankheit sagen ließ: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopf an.“ Die Ohren waren geöffnet, das Kreuz ist ein Kraut, das zwar keine lieblichen Blüthen, aber edle Früchte trägt.

Nolte, der treue Knecht des Hauses, war gestorben. Seine Tochter, eine arme Wittwe, hatte in den letzten Jahren mit ihren drei Kindern bei dem Vater gewohnt. Die beiden ältesten Mädchen lagen schon zwei Tage am Fieber darnieder, am Nachmittag legte sich auch die Frau. Die Pastorin, vom Doktor mit den nöthigen Arzneien versehen, war bei ihr bis zum späten Abend, in der Nacht sollte das Mädchen vom Pfarrhause bei ihr wachen. Aber der Zustand wurde so schlimm, die Kranke bat die Pastorin so flehentlich, nicht fort zu gehen, daß es diese nicht über's Herz bringen konnte, die arme Frau zu verlassen; sie ließ ihren Mann wissen, daß sie erst am nächsten Morgen nach Hause kommen würde, bat, ihr noch einige Lebensmittel zu bringen und richtete sich zur Nacht im kleinen Knechtehäuschen ein. Sie wusch das kleinste, noch gesunde Kind, fütterte es und legte es auf sein Lager in der anstoßenden Kammer; dann ging sie in die Stube zurück, wo die drei Kranken schwer athmend lagen. Sie hob und deckte sie, kühlte die brennenden Zungen mit einigen Wassertropfen, gab die vorgeschriebene Arznei ein, — dann wurde es ruhiger um sie, sie

nahm die alte Bibel vom Simms, es verlangte sie nach einem Worte Gottes in all diesem Elend und Schmerz der Menschen. „Wie ein Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu Dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?“ Und wie sie so las, da war es ihrer Seele, als hätte sie einen Trunk genommen aus der lebendigen Quelle, gestärkt konnte sie wieder an ihre schwere Arbeit gehen. Um elf Uhr starb das eine Kind; die Mutter schloß noch immer, still erhob sich die Pastorin von den Knien und breitete ein Tuch über die kleine Leiche. Es schlug zwölf Uhr, und immer matter wurden die Athemzüge der Wittwe; es schlug ein Uhr, da fing sie wieder an zu phantasiren, und während die Pastorin mit ihr beschäftigt war, verlosch die kleine Lampe. Finster war es in der Stube, sie konnte die Fieberkranke kaum los lassen, aber sie mußte doch wieder Licht haben. Sie tappte nach den Schwefelbölzern, zündete die Lampe wieder an, aber ach, der Docht war trocken, er kohlte einen Augenblick auf, um dann auf's neue zu verlöschen und die Stube noch finstret erscheinen zu lassen. Rathlos stand die Pastorin da, endlich eilte sie mit einem brennenden Schwefelholz in die Küche, dort ein Stümpfchen Licht suchend. Vergebens. Jetzt beruhigte sie die Kranke wieder, zündete noch ein Streichholz an, nach der Oelflasche im fremden Hause suchend. Endlich nach langem vergeblichen Suchen fand sie dieselbe, aber, — sie war leer.



Entmuthigt ließ die Pastorin die Hand sinken; da polterte es in der Stube, die Frau war im Fieber aufgesprungen und hatte den Tisch umgeworfen. Und nun kein Del im Hause, kein Licht, alles Finsterniß rings um! Frau Stieg hätte nach der Pfarre eilen, dort klopfen und Del fordern können, — aber sie konnte ja die Kranke keinen Augenblick allein lassen. — O, nur eine Kleinigkeit, einige Tropfen werthloses Brennöl fehlten, und doch trug dieser Mangel wesentlich dazu bei, diese Nacht zu einer der dunkelsten ihres Lebens zu machen. Sie brachte die Kranke wieder zu Bett, das Wasser, welches aus dem Krug, der beim Umwerfen des Tisches zerbrochen war, geflossen, näßte ihre Füße. Sie tauchte ihr Taschentuch hinein und kühlte damit die lechzenden Lippen der Kranken. Unbekannt, fremd im Hause, mußte sie tastend alles suchen, einmal fuhr sie über einen eiskalten Gegenstand, schauernd bemerkte sie, daß sie die Leiche, welche nun starr und kalt da lag, unversehens berührt hatte. „Meines Glaubens Licht, laß verlöschen nicht,“ betete sie oft in dieser schrecklichen Nacht.

Endlich dämmerte der Morgen. Der Pastorin war zu Muthe, als wäre es der Morgenglanz der Ewigkeit, der herein bräche, das so schmerzlich ersehnte Licht kam ihr anders vor als sonst und herrlicher denn je. Aber es beleuchtete ein Bild der Zerstörung, — da kam auch bald ihr treuer Pastor, um nach seinem und dem kranken Weibe zu sehen. Ach, sah seine Emma nicht bleicher und abgespannter aus, glühten nicht ihre Augen fieberischer,

als die der Kranken? Sie lehnte sich matt an ihn: „Schicke Sophie her, ich muß nach Hause.“ Das Mädchen kam, der Pastor trug seine Frau mehr, als er sie führte, heim; hier mußte sie sich zu Bett legen, das Fieber brach mit aller Kraft aus; „laß Lilli holen,“ bat sie noch, dann schwand die Besinnung.

Lilli kam. Das Kind eilte zur Mutter, o, es ist doch ein Wort, das Wort: „Mutter.“ Und was hat wohl eine solche erschütternde Macht, als wenn ein Kind fern vom Hause ist und nun den Ruf hört: „komm heim, deine Mutter will sterben!“

Dieser Ruf erging jetzt an Lilli, und mit einem Male war alles ausgelegt aus ihrem Herzen, was bis jetzt darin geherrscht und gehaust hatte, und das Bild der Mutter, der treuen Mutter, die ihr Kind heißer liebte, als sie es je geliebt hatte, und das so lange im Hintergrunde verdeckt gestanden, es wurde jetzt lebendig und in seiner alten Kraft und Schöne rief es des Kindes Namen. Lilli kam, eine Andere als die sie vor wenigen Stunden noch gewesen; man würde sie nicht wieder gekannt haben; „die Mutter, die Mutter!“ dies eine Gefühl verschlang alle übrigen.

Die Pastorin war sehr, sehr krank, Lilli pflegte sie mit Kindesliebe und Kindestreue, wick Tag und Nacht nicht von ihrem Bette, ihr zarter Körper schien keine Ermüdung zu kennen, ihr mattes Auge keinen Schlaf zu suchen. Ist es nur eine vorübergehende Aufregung durch den Schreck hervorgerufen? Oder ist es eine bleibende

Veränderung ihrer Seele? Werden die trüben Schatten der Erinnerung an Wallerbergs Untreue ihren Weg wieder verbüßern, oder ist der Morgenstern in ihrem Herzen nun aufgegangen, und wird von nun an Gottes Wort das Licht auf ihrem Wege und die Leuchte ihrer Füße sein?

Das Fieber wich nach mehreren angstvollen Tagen von der Pastorin, aber ein anderes Leiden hatte sich daraus entwickelt, sie fühlte, daß ihr Ende nahe sei, und der Doktor bestätigte es mit traurigem Achselzucken; Boten wurden an Ferdinand und Margareth gesandt, o, daß man auch Heinrich und Marie an das Sterbebett hätte rufen können, den letzten Segen der Mutter zu empfangen!

„Lilli,“ sagte die Pastorin mit schwacher Stimme, „bald gehe ich heim; ich bin getrost, mein Herr ist mein und ich bin sein. Aber der Vater, — er wird sehr allein sein, er wird mich schwer vermissen. Lilli, Du bist das Einzige, was uns geblieben, wirst Du nun Deines Vaters rechtes Kind sein, ihn pflegen in seinem Alter, für ihn sorgen, ihn erheitern, wenn er verzagt, ihn trösten, wenn er traurig ist? Willst Du Dich selbst vergessen, und versuchen, mich beim Vater zu ersetzen? Sage Lilli, willst Du das versuchen und Gott täglich um Kraft dazu bitten?“

„Ja, ich will, ich will! Ich will alles thun, o Gott, und wenn ich gar nichts kann, ich will, er wird mir helfen.“

„Seine Kraft ist in dem Schwachen mächtig,“ sagte die Pastorin, „nun kann ich ruhig sterben, wenn ich den Vater nicht allein weiß.“

„Mutter, Mutter, vergieb, was ich an Dir gesündigt, Zeit meines Lebens und besonders in den letzten Jahren! O könnte ich doch alles ungeschehen machen! Aber sage mir nur ein Wort, daß Du vergiebst, daß Du mir nicht zürnest!“

Und nun folgte ein Zwiegespräch zwischen Mutter und Tochter, an dem wohl die Engel ihre Freude gehabt haben mögen. Das letzte Gespräch: die Mutter, im Begriff das irdische Leben zu verlassen und in das ewige einzugehen; die Tochter, einem leichtem Traumleben den Rücken wendend und nun mit ganzem Ernst den Pilgerlauf durch's Erdenleben in Gottes Kraft neu beginnend. Beider Herzen lagen offen vor einander, die Mutter war die segnende, gebende; der Tochter wurde es so wohl, so selig bei der Mutter, und doch durchzuckte sie es immer wieder mit schmerzhaftem Krampfe: es ist das letzte Mal! Sie hätte sich jedes Wort, jeden Blick tief in's Herz prägen mögen als einen Schatz für kommende Zeiten. Aber auch ein tiefes Weh übermannte sie, daß sie diese Mutter heute erst ganz erkannte, o wie hätte sie von nun an mit ihr leben wollen! — — Aus dem süßen Weh riß sie der eintretende Vater, er war ruhig und gefaßt; die Mutter sagte ihm lächelnd, daß Lilli nun ihre Stelle vertreten würde, diese warf sich in ihres Vaters Arme, aber sein dankender Blick suchte sein treues

Weib, als wollte er sagen: „auch das verdanke ich Dir noch!“

Am andern Morgen kamen Ferdinand und Margareth, man hatte auf sie gewartet, die Eltern wollten noch einmal mit ihren Kindern das heilige Abendmahl nehmen. Eine wunderbar erhebende Feier! Die Pastorin schien Schmerz, Sünde, Tod, — alles überwunden zu haben, ihr Auge strahlte, ihr Mund lächelte. Der Doktor, ein alter Freund des Hauses, schüttelte den Kopf, und sagte leise zu Ferdinand: „das ist kein gutes Zeichen! Sie wird noch heute sterben.“

Nun ging Niemand mehr aus der Stube, Jeder wollte die letzten Minuten bei der geliebten Mutter sein; dies Sterbebett hatte nicht nur für den Christen, sondern auch für den natürlichen Menschen nichts schreckliches. Frau Stieg schlummerte viel und freute sich, wenn beim Erwachen ihr Auge die geliebten Gestalten sah, die sich immer enger um sie drängten. Sie sprach wenig, aber man sah, daß sie Alle erkannte. Ihre irdischen Angelegenheiten hatte sie besorgt, für die Kinder in Indien die letzten Aufträge gegeben, mit ihrem Herrn war sie versöhnt durch sein heiliges Blut und durch sein unschuldiges Leiden und Sterben; er hatte sie bekleidet mit dem weißen Kleide seiner Gerechtigkeit, nun lag sie als eine geschmückte Braut da, den Bräutigam erwartend, den sie nicht gesehen und doch lieb hatte, und der sie nun zur seligsten Vereinigung heim holen wollte in seinen Hochzeitsaal. „Laß mich, laß mich hin

gelangen, da Du mich und ich Dich leiblich werd' umfangen!"

Es war Abend geworden. Die Fenster standen geöffnet, die Sonne ging eben unter, einen rothigen Schein in die Stube werfend. Sie verklärte noch mit ihren Strahlen die Sterbende, welche hier einer schöneren Sonne entgegen reifte. Jetzt blickte sie noch einmal auf, Margareth stützte sie mit ihren Armen. Die Andern knieten nieder, der Vater hatte seiner Frau Hände gefaßt, röchelnd ging ihr Obem, wirr war der Blick des Auges.

„Emma, sprich noch ein Wort, kennst Du mich noch?“ bat ihr Gatte.

Sie sah mit einem ängstlichen Ausdruck umher und antwortete nicht.

„Kennst Du Deinen Heiland noch? Jesus Christus ist bei Dir,“ fuhr er mit ernster Stimme fort.

Da wurde das Auge klar, ein Blick des Verständnisses fiel auf ihren Mann. Dann sagte sie leise und in abgebrochenen Sätzen: „In Deine Hände — befehle — ich meinen Geist. Du — hast — mich erlöst, — Herr — Du treuer Gott,“ — und da war sie entschlafen.

Lag nun still in Jesu Schooß,  
Amen, ja, ihr Glück war groß!

Alles war still in der Stube, die Sonne war untergegangen, es wurde dämmerig. Da tönten Worte, Gottes

Worte, die aus jener Welt zu kommen schienen, durch die Stille. Ferdinand betete:

„Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist Du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wir haben einen Gott, der da hilfst und einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet.

O Herr Jesu, Du bist hingegangen uns die Stätte zu bereiten. Du wandelst dort, wo Leben und unvergängliches Wesen die Fülle ist und winkst uns hinüber. Du lässest uns im Voraus sehen, was Du denen bereitet hast, die Dich lieb haben. Du hast durch Deinen Tod und Auferstehung unserm Tode alle Schrecken genommen. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch Jesum Christum, unsern Herrn! Wir bitten Dich, Erlöser, löse unsere Herzen von den Dingen dieser Erde, in denen wir uns ermüden! Wir bitten Dich, Heiland, heile unsere Seele von allem Schaden, heile uns, Du Heil der Seelen, die wir krank und traurig sind. Aber was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn du wirst ihm noch danken, daß er deines Angesichts Hilfe und dein Gott ist.“

Alle weinten, der Vater drückte seinem Weibe die Augen zu und küßte den erkalteten Mund. Jeder wollte ihr noch einmal Lebewohl sagen, jeder die Hand, die ihm so viel Treue und Liebe erwiesen, noch einmal an seine

Lippen drücken! Die Thränen flossen reichlich, aber die seligen Verheißungen trockneten sie wieder; Margareth war die Gefäßteste und Ruhigste von allen; vor einem fernem Unglück konnte sie bangen und zagen, das gegenwärtige fand bei ihr meist ein stilles, gelassenes Herz. Sie traf auch alle die Vorbereitungen zum Begräbniß, das drei Tage später stattfinden sollte.

Es war ein freundlicher Septembertag, als nun der Leib der treuen Magd des Herrn, der Pastorin Stieg, in die Grabkammer gebettet werden sollte. „Gehe hin mein Volk, in deine Kammer,“ ruft der Prophet Jesaias den Todten, die im Herrn sterben, nach, und die Weisheit Salomos fügt hinzu: „aber der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Dual rühret sie an.“

Ein Abglanz von der Seligkeit des „in Gottes Hand ruhen,“ dahin die Pastorin noch mit ihrem letzten Odemzug ihre Seele befohlen hatte, lag auf dem friedvollen Gesicht der lieben Leiche. Aber nun forderte die Verwesung ihr Recht, Staub muß wieder zu Staub werden, — man mußte eilen, den müden Leib in die stille Grabes-kammer zu betten. Am vorhergehenden Abend hatten Alle Abschied von der theuren Entschlafenen genommen, Jeder hatte noch allein bei ihr gesessen, hatte noch einmal der Worte gedacht, die dieser bleiche Mund zu ihm gesprochen, ihr noch einmal für all die Liebe gedankt, die sie ihm zeitlebens erwiesen. Es war Allen so wohl bei ihr in der stillen Stube, der Himmel war



ihnen näher gerückt, die Erde sah viel kleiner aus, alles Irdische kam ihnen viel irdischer vor, wenn sie die liebe Leiche nach solch stillem Zwiegespräch verließen. Und nicht die Familie allein zog es in die Nähe der lieben Todten, da kamen alle die Kinder aus dem Dorfe, denen sie Mutter gewesen, alle die Jungfrauen, die sie liebevoll ermahnt, alle die Frauen, denen sie mit Rath und That beigestanden, alle die Männer, welche sich so oft an ihrem holden Wesen und verständigen Gesprächen erquickt hatten. Manche Thräne fiel auf ihr einfaches Todtenhemd, bald lag sie fast von Blumen bedeckt, welche dankbare Liebe ihr brachte. Niemand fürchtete sich vor dieser Leiche, und wenn sie sich plötzlich aufgerichtet und geredet hätte, es wäre Niemand erschreckt geflohen, man wußte ja, daß diese Lippen nicht andere als segnende Worte sprechen würden.

„Das Kleid hat sie mir genäht,“ sagte eine Frau, welche sich von der stillen Stätte nicht trennen konnte.

„Ja, und mich hat sie in der Krankheit gepflegt und diese Hände haben mir das Bett gemacht.“

„Und mir hat sie täglich Essen gekocht nach dem Tode meiner Frau,“ sagte ein alter Mann mit weißem Haar. Ein junges Bauer mädchen weinte bitterlich, kein Wort kam über ihre Lippen, aber in ihrem Herzen hieß es: „mich hat sie meine Sünde kennen gelehrt, mich hat sie zum Herrn Jesu geführt, o, ich kann ihr in alle Ewigkeit nicht danken, was sie an mir gethan hat.“

Ja, es ist wahr, was das Wort Gottes sagt: „Wer

an mich glaubet, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.“

Du Pastorenfrau, Frau und Jungfrau, stehe noch ein wenig still an dieser Leiche. Es kommt ein Tag, wo Du auch so stille daliegen wirst auf dem letzten Bette. Dein Mund wird erkaltet, Dein Auge gebrochen sein. Und auch über die Schwelle Deines Zimmers werden Menschen treten, die Dich gekannt bei Leibes Leben, — werden sie auch also von Dir sprechen — wie hier die Leute von der Pastorin Stieg? Oder wird der Eine an Dein Lager treten, Deine kalte Hand ergreifen und sagen: „Nun, ich will Dir alles vergeben, aber Du hast mir Leibes und kein Liebes gethan Dein Lebelang.“ Und wird der Andere sprechen: „Sie konnte recht freundlich sein, wenn sie wollte, aber wen sie nicht leiden konnte, und deren gab es Viele, dem gönnte sie kein gutes Wort; o wie böse hat sie mich oft angeblickt! Lieber seh' ich jetzt in das gebrochene Auge und es dünkt mich schöner als der eiskalte Blick, mit dem sie mich oft von Kopf bis zu den Füßen maß.“ Und wird ein Dritter sagen: „Möge Gott barmherziger gegen sie sein, als sie gegen mich gewesen ist; möge er für ihre Bitten ein offeneres Ohr haben, als sie für die meinen gehabt hat.“ Und wird ein Vierter Dich vorwurfsvoll ansehen und weinend sprechen: „O, ich hatte den Herrn lieb und wollte ernstlich auf seinen Wegen wandeln. Da hat Dein heftiges Wesen mich gereizt, da hat Deine Lieblosigkeit mich empört, da hat Dein weltliches Wesen mich vom Herrn abwendig

gemacht.“ Wehe, wehe dem, an dessen letzter Ruhestätte, die für ihn kein Ort der Ruhe wird, solche Gedanken laut werden!

Es hat jeder Mensch für seine eigene Seele zu sorgen und sie in Händen zu tragen, daß er sie heil durchbringe durch dies Leben, aber es geht nicht Einer durch die Welt, der nicht einen Einfluß auf andere Menschen hätte. Es rankt der Mensch sich an Menschen empor, eine Seele schlingt sich um andere Seelen und saugt aus ihren Säften Nahrung zu ihrem Wachsthum. Es ist ein ernster Gedanke, daß ein Jeder, auch der es gar nicht ahnt, entweder einen guten oder einen bösen Einfluß auf Andere ausübt. Eine That, ein Wort von Dir kann einer anderen Seele zum ewigen Heil oder zum ewigen Fluch reichen, ohne daß Du's weißt. So ist es mit Jedem, aber wie viel mehr mit Solchen, die schon äußerlich berufen sind, daß Andere zu ihnen aufsehen. Welche Verantwortung für Eltern, für Herren, für Pastoren, für Pastorenfrauen! Nichten sie sich auf nach oben und suchen freie Himmelslüfte, so werden andere Seelen an ihnen aufklimmen und dieselbe Nahrung suchen; kriechen sie im Schlamm, da werden junge Seelen ihnen nachkriechen und sich auch ihren Weg durch Roth und Moder suchen. An einer himmelanstrebenden Eiche rankt sich der Epheu empor, an einer Eisfäule wird er sich nimmer hinauf winden. —

Der Sarg war geschlossen, auf der Diele stand er, schwarz behangen; zu seinen Häupten ragten aus hohen

Topfgewächsen zwei Kerzen hervor, mit ihrem bleichen Lichte ein Crucifix beleuchtend; ihre kleine Taschenbibel hatte man der Pastorin in die gefalteten Hände gelegt, sie hatte sich im Leben selten von diesem Buche getrennt, sie sollte es auch im Tode behalten. Die zwölf angesehensten Bauern hatten um die Ehre gebeten, den Sarg auf ihren Schultern nach dem Kirchhof tragen zu dürfen; jetzt traten sie herein in ihrer alten Tracht, mit den dreieckigen Hüten, den Trauerflor am Arm, den Rosmarinstrauß mit schwarzem Bande vor der Brust. Stille beugten sie die Knie am Sarge, dann stellten sie sich in der „Diele“ auf. Ferdinand stand im Talar daneben, und als Alle versammelt waren, wurde der Vers gesungen:

Christus, der ist mein Leben,  
Sterben ist mein Gewinn;  
Dem hab' ich mich ergeben,  
Mit Freud' fahr' ich dahin.  
Mit Freud' fahr' ich von dannen,  
Zu Christ, dem Bruder mein,  
Auf daß ich zu ihm komme  
Und ewig bei ihm sei.

Und nun tönten über dem Sarg hin Worte, Gottes Worte, von der Seligkeit und der Herrlichkeit des zukünftigen Lebens. Auf den Sarg deutend, sprach Ferdinand: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen; und er wird bei ihnen wohnen und sie werden sein Volk sein und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein. Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen;

und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Ich bin das A und das D, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von dem Brunnen des lebendigen Wassers umsonst. Wer überwindet, der wird es alles ererben. Und sie werden sehen, Gottes Angesicht und sein Name wird an ihren Stirnen sein. Und wird keine Nacht da sein und nicht bedürfen einer Leuchte oder des Lichtes der Sonne, denn Gott der Herr wird sie erleuchten und sie werden regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und der Geist und die Braut sprechen: Komm. Und wer es höret, der spreche: Komm. Und wen dürstet, der komme; und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst.“

Jetzt begannen die Glocken zu läuten. Der Zug ordnete sich. Boran schritten der Pastor Stieg und Ferdinand, dann folgte der Sarg, dicht hinter ihm gingen Margareth und Lilli; dann viele Pastoren aus der Umgegend, alle im Talar, dann der Schullehrer mit allen Kindern, dann alle anderen Leidtragenden, aber das ganze Dorf trug Leide, und deshalb waren nur die Alten, die Kranken und die kleinen Kinder zurückgeblieben. Unterm Geläut der Glocken und dem Singen des Liedes: „Jesus, meine Zuversicht“ wurde der kurze Weg zurückgelegt, der Sarg hing über der Tiefe, Ferdinand trat auf den Erbhügel und hielt der treuen Mutter die Leichenpredigt über die Lieblingsworte der Verstorbenen, die man in ihrer Bibel unterstrichen und mit der Bemerkung: „meine Grabchrift“

bezeichnet fand: „Du hast mich erlöst, Herr, Du treuer Gott.“

Dann trat Pastor Stieg, der wohl nicht vergebens gefungen hatte: „Seid getrost und hocherfreut! Jesus trägt euch!“ an seine Stelle und segnete die körperlichen Ueberreste derer, die ihm die Liebste und Nächste auf Erden gewesen war, zur ewigen Ruhe ein. Die Glocken begannen wieder ihre Trauerklage, die Tücher wurden fortgezogen, langsam sank der Sarg in die Tiefe, still sah Pastor Stieg ihm nach, dann warf er drei Hände voll Erde auf denselben, die andern folgten seinem Beispiel, jetzt griffen die Träger zu den Schaufeln, dumpf polsterte die Erde hinab, sie legte sich schwer auf Vieler Herzen, — da erklangen die Töne der Orgel, beruhigend und erhebend wirkten sie und zogen Alle in die geöffnete Kirche. Hier wurde, wie es dort in den Dörfern Sitte ist, wieder gefungen, dann der Lebenslauf der Verstorbenen erzählt, und zum Schluß knieten Alle nieder, Gott lobend, der so Großes an ihr gethan, ihm dankend für alle den Segen, den er durch sie verbreitet, ihn bittend um Treue zum gottseligen Leben, um ein gleiches seliges Ende.

Als man nun über den Kirchhof nach Hause ging, funkelten die Sterne hell wie selten am Abendhimmel. Ahnungen von der Schönheit unbekannter Welten und von der Herrlichkeit Gottes stiegen in der Seele auf, das milde Sternenlicht goß ein Gefühl von Frieden in die Herzen, das noch verstärkt wurde, wenn man den ganz

mit Blumen überdeckten Grabhügel des Friedenskindes ansah,  
dem das Loos auf's lieblichste gefallen. Und heute und  
noch oft gingen Viele hier vorbei, mit den Worten im  
Herzen und auf den Lippen:

Friede sei um diesen Grabstein her,  
Sanfter Friede Gottes, denn sie haben  
Eine gute Frau begraben,  
Und mir war sie mehr.

~~~~~

XII.

Halte aus  
In diesem Strauß!  
Die Liebe, die aus Gott geboren,  
Hat stets gesiegt und nie verloren!  
Wer lieben kann  
Ist selig dran.

Aus einer rechten Verfühnung, wie von einem seligen Sterbebette fließen Kräfte zum ewigen Leben. Margareth empfand dies letztere, als sie nun in ihr Steinfeld zurückkehrte. Sie hatte fort und fort viel zu tragen, aber es hieß auch bei ihr: „wie Dein Tag, so Deine Kraft.“ Tage, Monate, Jahre vergingen, die Gehässigkeit und das Mißtrauen der alten Pastorin Gendenberg blieb das gleiche. Aber auch Margareth's Liebe und Treue blieb die nämliche, und wenn Ferdinand einmal heftig werden, es nicht länger ertragen wollte, dann wußte sie ihn mit sanften Worten zu beschwichtigen und ihn immer wieder auf den Herrn hinzuweisen, um des willen sie leiden und dulden wollten, wenn die Liebe zur Mutter nicht mehr ausreichen würde.

„Margareth, ich könnte es wohl aushalten,“ meinte



er einst, „aber Du dauerst mich so unbeschreiblich; ich hatte geträumt Dich glücklich zu machen, wollte Dich am liebsten in einem Rosengarten auf Liebeshänden durch's Leben tragen und nun mußt Du durch lauter Messeln gehen und auf spitze Dornen treten — es ist wirklich zu schwer für Dich.“

Margareth lächelte. „Einem liebenden Herzen sollte eigentlich nichts schwer werden, als Sünde zu thun, nicht aber, sie zu leiden,“ entgegnete sie.

„Aber,“ sagte Ferdinand, „die Mutter reizt mich fortwährend zur Sünde, und ich habe schon oft gedacht, es wäre besser, wenn sie hier in's Wittwenhäuschen zöge, da wohnte sie uns ganz nahe und wir wären doch getrennt, wir könnte ihr jede Liebe und Hilfe thun, und würden ein besseres Gewissen haben, ich wenigstens, denn ich fühle, daß ich mich oft an ihr verfühndige.“

„Nimmermehr,“ rief Margareth lebhaft. „Nein, Ferdinand,“ fügte sie bittend hinzu, „ganz abgesehen von Deiner Mutter, es kann Dein Ernst nicht sein, auf diese Weise einer Sünde aus dem Wege gehen zu wollen. Dadurch wird Dein Herz nicht gereinigt, wenn Du die Gelegenheit zur Sünde abschneidest, dann wäre ja jeder Dieb, der im Gefängnisse nicht stiehlt, tugendhaft. Wo kein Kampf, da ist auch kein Sieg. Wie haben es da die Eltern in Burgdorf so ganz anders mit uns gemacht! Weißt Du wohl, wie Marie und ich uns anfänglich gar nicht vertragen konnten, — hätten sie uns damals getrennt, so hätten wir uns allerdings nicht zanken können,

aber wir würden unsere Sünde auch nicht kennen und befeigen, wir würden einander nie lieben gelernt haben.“

„Ja, Du hast Recht,“ sagte Ferdinand, „auf dieser erbärmlichen Flucht darf sich ein Christ nie finden lassen. O Margareth, was sollte ich wohl machen, wenn ich Dich nicht hätte?“

„Und ich, Ferdinand, ich möchte wohl wissen, ob es ein glücklicheres Weib giebt, als ich es bin. Deine Liebe ist mir köstlicher als ein ganzer Garten voller Rosen. Und weißt Du nicht, daß Nesseln nur brennen, wenn man ihnen aus dem Wege geht und sie Einen dann unversehens streifen? Greift man sie aber herzhaft an, dann haben sie ihren Stachel verloren. Laß uns nur tapfer und fröhlich weiter gehen, glaube nur, der Mutter Herz wird noch unser, ja, es wird noch des Herrn Eigenthum.“

Gott hatte Ferdinand und Margareth zwei Kinder geschenkt, Wilhelm und Agnes. Eine Quelle unaussprechlicher Freude für die Eltern! Aber auch das Herz der Großmutter fühlte sich hingezogen zu den Enkeln. Etwas das er liebe, muß der Mensch haben, er kann nicht allein sein, darum wählt so manche einsame alte Dame den Schooßhund oder die Katze zu ihrem Hätschelkinde. Um die alte Frau Pastorin Gendenberg war es aber auch einsam geworden in den letzten Jahren: die Liebe ihrer Kinder verschmähte sie und vergalt sie mit bösen Worten. Den Besser-Gesinnten im Dorfe, die erst ihren Worten von Zurücksetzung und schlechter Behandlung geglaubt

hatten, waren nun doch allmählich die Augen aufgegangen, sie sahen Margareth manches thun, das gerade das Gegentheil von den Worten der Mutter war, ihr liebevolles Wesen, ihr stiller Wandel machte die zu ihren Freunden, die früher nichts von ihr hatten wissen wollen, — die Wahrheit siegte. Die schlechten Freundinnen aber, welche es mit der Pastorin gehalten und sie noch mehr gegen ihre Kinder aufgereizt, hatten sich allmählich zurückgezogen; die Luft im Pfarrhause war ihnen zuwider, der Umgang mit der alten Frau bot wenig anziehendes dar, — die Welt giebt nur so lange als sie nehmen kann, — wahrhaft hatten sie dieselbe nie geliebt, so waren sie es müde, sie immer die alten nämlichen Klagen wiederholen zu hören. Ja, einsam war es um die alte Frau geworden, nun zog sie ihr Herz zu den Großkindern. Margareth freute sich und hoffte, daß durch die Kinder ihr Herz zu deren Mutter gezogen werden würde, aber auch diese Hoffnung verwelkte und es schien, als sollte nur Leid und Weh aus diesem Umgange erwachsen.

Wo man liebt, will man auch wieder geliebt werden. Die Großmutter suchte die Kinder durch Geschenke und Leckerbissen an sich zu ziehen und triumphirte, wenn eins vom Arm der Mutter nach ihr hin strebte; sie gab allen ihren Launen nach, um mit ihnen gut Freund zu bleiben und nahm sie bei jeder Gelegenheit gegen die Eltern in Schutz.

Als die Kinder ein wenig größer wurden, scheute sie sich nicht, Margareth in ihrer Gegenwart zu sagen, wie

häßlich und ungerecht sie gegen dieselben handle, wenn sie ihnen nicht in allen Dingen den Willen ließ; Margareth suchte so viel als möglich die Kinder fern von ihr zu halten, aber das war natürlich eine furchtbare Kränkung für die alte Frau: „man gönne ihr diese unschuldige Freude nicht einmal mehr.“ Nun wies sie dieselben gegen die Mutter auf, und eines Tages ertappte man den kleinen Wilhelm auf einer Lüge, die ihm von seiner Großmutter vorgesprochen und anbefohlen war. Das war zu viel für Margareth. Dies konnte, dies durfte sie nicht ertragen. Die Seelen ihrer Kinder waren so viel werth, als die Seele der Mutter. Alle ihre Hoffnung schien verschwunden. „O Gott,“ seufzte sie, „ich wollte Missionarin werden und viele Heiden zu Dir bekehren, und kaum hier nicht ein einziges Herz zu Dir führen. Du kanntest mich besser und wußtest, daß ich nicht zur Missionarin taugte.“ Sie klagte Ferdinand ihre Noth und weinte bitterlich, — er wußte auch keinen Rath, er konnte nur mit ihr beten. Waren denn sechs Jahre rastlosen Ringens um diese Seele verloren, war sie nur immer tiefer gesunken? Und was sollte jetzt geschehen? So konnte es nicht weiter gehen, für sich konnten Ferdinand und Margareth alles ertragen, aber der Kinder Seelen durften nicht vergiftet werden.

Wo Menschen Rath nicht weiter kam, da fängt erst Gottes Rath recht an. Die alte Pastorin wurde krank, sehr krank. Weder im Dorfe noch in der Umgegend war ein Einziger von den Pocken befallen, als diese fürchter-

liche Krankheit in's Pfarrhaus einbrach und die Mutter auf's Lager streckte. Nun mußte Margareth wieder, was sie zu thun hatte, sah sie den Weg nur klar vor sich, dann zögerte sie nicht, ihn zu betreten. Theils um die Kinder nicht der Ansteckung auszusetzen, theils um sie der mütterlichen Pflege nicht entbehren zu lassen, wurden Wilhelm und Agnes nach Burgdorf in Kili's Obhut geschickt. Margareth's ganze Zeit gehörte der Kranken. Sie verließ sie nur, um die durchaus nöthige Ruhe zu genießen. Dann trat Ferdinand an ihre Stelle. Furcht vor der Ansteckung kannte sie nicht, ihre Kinder hatte sie entfernt, ihren Mann befahl sie in Gottes Hände, denn es war seine Pflicht, hier zu bleiben. Sie scheute sich nicht vor dem ekelhaften Aussehen der Kranken, die bald keine Ähnlichkeit mehr mit einem Menschen hatte, der furchtbare Geruch, den die endlich geöffneten Geschwüre verbreiteten, trieb sie nur momentan aus der Stube, um draußen tief aufzuathmen und dann mit frischem Muthe wieder einzutreten. Die alte Pastorin fühlte nichts von der liebevollen Pflege, die sie umgab, sie sah nicht das treue Auge, das sie Tag und Nacht bewachte, merkte nicht, daß nur Kindeshände sie hoben und legten, — ach, und als endlich, endlich die Macht der furchtbaren Krankheit gebrochen war, auch da sah sie ihre treue Krankenspflegerin nicht! Längst hatte Margareth einen Vorhang nach dem andern vom Fenster entfernt, da hat die Mutter noch immer, man möge es doch helle machen, es sei ja so finster in der Stube. Endlich konnte man es sich nicht

mehr verhehlen: von den Pocken war sie genesen, aber die Sehkraft war von der grausen Krankheit verzehrt, sie war blind!

Nur nach und nach wollte man ihr die schreckliche Wahrheit mittheilen, die Kinder fürchteten von der Aufregung für die Mutter, und ihre Seele hangte, daß ihr Schmerz sich in bitteren Anklagen gegen Gott Luft machen würde. Wie man mit einem gezüchtigten Kinde lüde umgeht, so umgaben sie dieselbe mit ihrer Liebe, um dadurch der traurigen Kunde in etwas ihren Stachel zu nehmen. Aber wider Erwarten schwieg die Kranke ganz, als man ihr endlich alles gesagt hatte, sie wandte sich nach der Wand um und blieb so liegen. So lag sie den ganzen Tag und die ganze Nacht und noch einen Tag, keine Speise nehmend, und die Fragen ihrer Kinder nur durch Zeichen beantwortend. Bange und zagend erwartete Margareth das Ende dieses Zustandes, o wollte die Nacht, welche ihr Auge verdunkelte, etwa auch ihre Sinne umfangen? Sie schauderte: „Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest sie denn,“ betete sie wieder und immer wieder.

Jetzt richtete sich die Kranke ein wenig auf.

„Bist Du hier, Margareth?“

„Ja, ich bin hier. Wünschst Du irgend etwas?“

„Wie viel ist die Uhr?“

„Eins vorbei.“

„Um Mittag?“

„Nein, es ist Nachts ein Uhr. Willst Du nicht versuchen, ein wenig zu schlafen?“

„Warum schläfst Du denn nicht, mein Kind?“

Margareth zuckte in seliger Freude zusammen. „Mein Kind,“ so hatte die Mutter sie fast noch nie genannt.

„Ich bin nicht müde, liebe Mutter,“ antwortete sie.

„Ich glaube aber Du bist hier immer bei mir. Auch während der ganzen Krankheit habe ich immer Deine Stimme gehört. Sage mir, warum sitzest Du bei mir alten Frau, die Dir das Leben doch wahrlich nicht angenehm gemacht hat?“

Margareth schwieg.

Die Pastorin fuhr fort: „Sage mir, warum? Vergessen kann ich es Dir nicht und lieb haben kannst Du mich nicht, das fühle ich; ich habe Dir das Leben zu schwer gemacht.“

„Liebe Mutter,“ sagte Margareth leise, „ich habe Dich lieb und habe Dich gepflegt um Des willen, der uns geliebt hat und aus lauter Liebe zu uns gestorben ist, obgleich wir ihn nicht wieder liebten, sondern ihm lauter Böses thaten.“

„Margareth, sag' das nicht von Dir,“ bat die Kranke, „gieb mir Deine Hand, — so. Hast nun so manche Nacht bei mir gewacht, nun sitze auch noch ein wenig länger heute bei mir. Sieh, mein Kind, ich bin abscheulich gegen Dich und gegen Ferdinand gewesen, zuweilen habe ich es selbst gefühlt, aber ich redete mir dann immer ein, ich sei im vollen Rechte. Margareth, in dieser Krankheit,

als ich wieder ein wenig zur Besinnung kam, da habe ich mein Unrecht eingesehen, ich fühlte Deine Liebe, aber noch verhärtete ich mein Herz. Aber nun hat mich Gott mit Blindheit geschlagen, damit ich mein ganzes vergangenes Leben sehen lerne. O ich bin eine schlechte Frau, eine schlechte Pastorin, eine schlechte Mutter gewesen, ich wollte so gern etwas Gutes finden, das ich gethan, aber ich suchte vergebens. Ich habe schwere Stunden verlebt, wie viele es waren, weiß ich nicht, seit ich erfuhr, daß ich blind bin. Ich habe vor Gott gezittert, denn er stand drohend vor mir und sagte: „Auf Erden soll es dunkel um Dich sein und einst sollst Du wohnen an dem Ort der ewigen Qual und Finsterniß.“ Und mein einziger Stern in dieser dunklen Nacht, der war Deine Liebe, Margareth. Wenn ich fortwährend fühlte, daß Du um mich warst, daß Du barmherzig gegen die warst, die Dir Dein Leben vergällt hat, dann dachte ich: „wenn Menschen so vergeben können, dann kann es Gott vielleicht auch thun.“ Und nun sage mir, kannst Du, willst Du mir alles vergeben, was ich an Dir gesündigt habe?“

„O Mutter, Mutter, von ganzem Herzen,“ rief Margareth weinend, und sie umfing die Mutter, die sie nun erst gefunden, als einen theuren Schatz und küßte sie wieder und immer wieder.

Ferdinand wurde gerufen, es war ein seliges Freudenfest, was hier mitten in der Nacht gefeiert wurde. Dunkel war es in der Stube, aber helle in den Herzen, Thränen



flossen, aber Engel und Menschen jauchzten über eine Sünderin, welche Buße that.

Die leibliche und geistige Genesung der Pastorin ging Hand in Hand. Zwar blieb ihr Auge dunkel, und der Arzt gab keine Hoffnung, daß sie je wieder etwas würde sehen können, aber ihr Seelenaug war helle geworden, sie hatte ihre Sünde und Gottes Gnade gesehen und sie schätzte diese Erkenntniß höher als des Leibes Licht. „Ich war blind, aber nun bin ich sehend geworden, der Herr ist mein Licht!“ rühmte sie zuweilen.

Es war rührend zu sehen, wie kindlich demüthig sie jetzt von ihren Kindern lernen wollte, und noch rührender, wie ehrerbietig zärtlich ihre Kinder mit ihr umgingen.

Eine Blinde ist gar abhängig von Anderen, schon ihr leiblicher Zustand führt eine gewisse Weichheit mit sich, — der Pastorin war jetzt diese Abhängigkeit eine Seligkeit, es war ihr ein so neues, süßes Gefühl, sich einer Liebe ganz hinzugeben, sich lieben und führen zu lassen. Jetzt saßen Mutter und Tochter oft zusammen, im traulichen Zwiegespräch des Hauses Wohl und Wehe beratend, jetzt sah die blinde Pastorin, was die sehende nie bemerkt hatte, daß Margareth sich auch in äußeren Dingen bei dem geringen Einkommen ihres Mannes manche Entbehrungen auferlegt hatte, um den Ansprüchen der Mutter zu genügen, daß ihre Kleider gröber und schlechter waren als die ihren, daß ihre Hände von Arbeit geröthet und gehärtet waren. Sie suchte sie nun zu unterstützen, ihr in der Arbeit zu helfen, so viel sie konnte, und Margareth

nahm es mit Dank an. Bald strickte sie die Strümpfe für's ganze Haus, und Wilhelm hob geschickt die Masche wieder auf, die ihr entfallen, während die kleine Agnes auf ihren Ruf: „o, mir ist eine Masche hingefallen!“ dienstfertig auf dem Boden umher kroch, die verlorene zu suchen. Sie hütete und wartete die Kinder, welche so gern bei ihr waren, denn Großmutter wußte so schöne, kleine Geschichten vom lieben Heiland zu erzählen, und Margareth gewann dadurch wieder mehr Zeit in der Gemeinde zu arbeiten, was sie nicht immer in dem Maaße hatte thun können, wie sie gern gemocht hätte. Ihre Näh- und Strickschule gedieh unter treuen Händen, die sie heran gezogen. Ihr Missionsverein sandte jährlich mehrere große Kisten mit nützlichen Sachen an Heinrich und Marie nach Indien. — Als Ferdinand Pastor in Steinfeld wurde, da wußte Niemand hier von Mission etwas, sie war ein fremdes Wort und eine fremde Sache. Er erzählte in der Predigt, in den Kinderlehren, in den Confirmandenstunden hier und da von den Heiden und so fingen die Leute wenigstens an, der armen Heiden zu gedenken und einen kleinen Begriff von dem zu bekommen, was ein Missionar sei und was er da draußen mache.

Aber Margareth wollte ihnen die Mission gern näher rücken, sie war und blieb das Missionarskind mit dem brennenden Herzen. „O, wenn die Leute nur erst etwas für die Mission thäten, dann würden sie dieselbe auch bald lieb gewinnen.“ Da fiel ihr Auge auf die fruchtbeladenen Bäume; sie dachte daran, wie ihre Eltern sich

einst einer Kiste mit Backobst gefreut hatten, die ihnen aus Europa geschickt wurde, und schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie sagte es dieser und jener Frau, die sie auf der Straße antraf, oder die ihr Weg in die Pfarre führte, und bat sie, es doch auch noch Anderen zu sagen, ob sie nicht nächsten Montag Nachmittag in's Pfarrhaus kommen wollten, um dort alle etwas für die Missionare zu arbeiten. Liebe und Neugierde zog Viele nach dem Pfarrhause; hier standen auf der Diele große Kiepen mit Äpfeln und Birnen, Sitze waren bereit, Messer ebenfalls, und nun erzählte Margareth von der Hitze in Indien, wie da die armen Prediger so viel Reis essen mußten, und welche Freude ihnen eine Kiste mit gedörtem Obst machen würde! Die gutherzigen Bäuerinnen griffen schnell zum Messer und gingen an die Arbeit. Ferdinand kam mit einem Buche, aus dem er schöne Missionsgeschichten vorlas, ein Wort gab das andere, es wurde gefragt und erzählt, man hatte selten einen so fröhlichen Nachmittag gehabt. Die Bäckerfrau ließ es sich nicht nehmen, alle die Körbe mit dem geschälten Obst mußten zu ihrem Mann geschickt werden, und er sollte sie auf's schönste trocknen.

„Ick hebbe aber of grüthlig veel Dwt. Willt Sei denn wall taufohmen Mahndag en betten kohmen, denn so kann dat Dwtischälē bei öhsh angahn. Un am Enne deiht öhsh of de Herr Pastoer de Ehre an und kommt midde un bringt dat schöne Bauk ofh midde,“ sagte die Bauernfrau Vos.

„Wir kommen gern, sehr gern,“ versicherte Margareth,

und als nächsten Montag bei Frau Bos geschält war, da wollte auch Frau Kefse und Frau Busch und Fran Steckhan, daß man zu ihr kommen sollte. Als es mit dem Obst vorbei war, schlug Margareth vor, Bohnen zu schneiden, einzumachen und für die Mission zu verkaufen; die Majorin von Heß in Berlin war eine getreue Abnehmerin und gute Bezahlerin dieses Artikels.

Nun hatten sie Geld, dafür konnte Baumwollenzug gekauft werden, wer nähen konnte, nähte; die alten Bauerfrauen spannen Wolle, daraus wurden Strümpfe gestrickt, — ein Missionsverein war im Gange, man wußte nicht wie. Bald nahmen auch die Männer Theil; die Frauen wußten zu Hause nicht genug zu erzählen, wie schön es in ihrem Verein wäre; daß er Reihe um ging, erhöhte das Interesse daran, Jeder freute sich, ihn in seinem Hause zu haben.

„Ja, sehen Si, dat is unse blaue Mahndag,“ sagte ein alter Bauer, als ihn einst Jemand auf die Zeitverschwendung aufmerksam machte.

Für das, wofür man arbeitet, das liebt man auch, dafür opfert man auch. Die Bauern zogen ihre schweren Geldbeutel, bald war Steinfeld ein rechtes Missionsdorf im deutschen Lande. Wenn Heinrich und Marie draußen Geld und Sachen brauchten, dann schrieben sie nach der Heimath, ihre Briefe brachten den Leuten das ferne Indien immer näher, und wogen die Briefe kaum zwei Loth, ihr Inhalt brachte große Freude, und die Antwort auf diese Briefe war oft zwei oder zwölf Centner schwer.

Durch das Nehmen der Missionsnachrichten lernten die Bauern Geben, durch das Geben lernten sie ein noch viel seligeres Nehmen, nämlich Gnade um Gnade zu nehmen aus der Fülle Jesu Christi.

O Margareth! Du hast Frieden im Herzen, Frieden im Hause, Frieden in der Gemeinde! Du hast Freude im Herzen, Freude im Hause, Freude in der Gemeinde! Wohl Dir, Dein Loos ist Dir gefallen auf's lieblichste!

~~~~~

XIII.

Nun kommt das Ende!  
Ja, Deine Hände  
Die führen's aus!  
Sie leiten, heben  
Durch's ird'iche Leben  
In's Vaterhaus.

Drum ich befehle  
Dir meine Seele,  
Du treuer Gott!  
Ich will Dich loben,  
Der mich gehoben  
Aus aller Noth!

**V**ier Jahre sind seit den zuletzt erzählten Ereignissen, ungefähr zehn Jahre seit dem Tode der Pastorin Steg verflossen; wir treten noch einmal, zum letzten Mal, in das liebe Pfarrhaus zu Burgdorf, in dem wir so viel Freud' und Leid erfahren. Es ist fast wie im Anfang unserer Geschichte, ein freundlicher Mattag ist angebrochen, alles ist rings ein Dufte und Grünen und Wachsen, die ganze Erde prangt im festlichen Schmuck. Noch ist alles beim Alten, das Weinlaub ist wohl noch üppiger, die Bäume, die aus dem Garten herüber winken, sind größer und stärker geworden. Der Kirschbaum dicht an

der Hausthür hat alles ringsum mit weißen Blüten bestreut, ohne daß man bemerkt, daß er darum selbst weniger hat. Er prangt in vollem Blüthenschmuck, so recht das Bild des gesegneten Mannes, der, selbst ein Segenskind, auch ringsum Segen verbreitet. Leise sich neigend, begrüßen seine Zweige mit einem freundlichen „Guten Morgen“ die nachbarlichen Weinranken, und vereint schauen Kirschbaum und Weinlaub in das niedere Fenster der Kammer, in welcher seit vierzig Jahren Pastor Stieg des Nachts ausruhend von des Tages Mühen sanft schläft. Sie wollen ihm wohl auch „Guten Morgen“ sagen und die ersten sein, welche ihn heut an seinem siebenzigsten Geburtstag begrüßen? O ihr kleinen, weißen Blüten, da hättet ihr eure Neuglein früher aufthun müssen, wenn ihr der helläugigen Pili den Rang ablaufen wolltet! Längst hat sie den Vater begrüßt und hat ihm alles das gesagt, was ein Kind einem geliebten Vater an solchem Tage zu sagen hat. Dann hat sie ihn herunter geführt in die Wohnstube, wo er die Morgenandacht hält, jetzt geht er in seine Stube, — aber, warum bleibt er wie eingewurzelt auf der Schwelle stehen? Warum treten Thränen in sein Auge, während jeder Zug seines Gesichts Freude strahlt? Da über dem Sopha hängt das wohlgetroffene, treue Bild seiner geliebten Emma! Ja, das ist sie, wie sie liebte und lebte. Er konnte sich nicht satt sehen an den lieben, altbekannten Zügen und stand sinnend davor, vergangener Zeiten denkend. Bisher hatte er nur ein kleines Bild von ihr besessen, ein geschickter Maler hatte einst

das Gesicht der Pastorin zu einem Genrebilde benutzt; auf Bitte der Kinder hatte er jetzt nach jenem Bilde das größere Delgemälde angefertigt, — es war das gemeinschaftliche Geschenk für den Vater zum siebenzigsten Geburtstag.

Ja, er war nun siebenzig Jahre alt! Zwar noch gesund und rüstig, machten sich doch manche Beschwerden des Alters bei ihm geltend; schon vor drei Jahren hatte er sich einen jungen Geistlichen zur Hilfe genommen, er wollte seine Gemeinde nicht betrügen und noch ihr Pastor heißen, während er die Arbeit nicht mehr thun konnte! Der Hilfsprediger war ein demüthiger, frommer Mann, er hatte gelernt in diesen drei Jahren und war im Hause des Pastors wohnend, von diesem wie ein Sohn geliebt; aber auch in der Gemeinde hatte er sich Herzen gewonnen, und als nun jetzt Pastor Stieg sein Amt ganz niederlegen wollte, da wurde er zu seinem Nachfolger erwählt. Am vorigen Sonntag hatte Pastor Stieg seine Abschiedspredigt gehalten, und der junge Pastor war ordinirt und eingeführt worden. Nun sollte heute noch Geburtstag gefeiert werden in der alten Heimath, dann wollte der alte Pastor mit seiner treuen Pflegerin, seiner Tochter Kili, in's leer stehende Wittwenhäuschen ziehen, „und dann werde ich Ihr Handlanger,“ sagte er scherzend zu seinem Nachfolger, „denn, wenn ich auch abgesetzt bin, arbeiten muß ich doch noch, so viel als ich kann.“

Kili hat ihren Vater jetzt verlassen, um einige Haushaltungsgeschäfte zu besorgen, der junge Pastor tritt ein,



den alten Mann herzlich umfassend. Aber er ist heute so besonders bewegt, was hat der stille, ernste Mann nur? Er hat nun seit drei Jahren Lilli's gottseligen, frommen Wandel gesehen, sie ist ihm lieb geworden, wie noch nie Jemand, er steht allein in der Welt und bittet Pastor Stieg jetzt, ob er ihn zum Sohn annehmen will. „Und dann verlassen Sie dies Haus nicht, dann pflegen zwei Kinder Sie, statt eines,“ schließt er seine Rede.

„Aber, was sagt denn Lilli dazu? Sind Sie denn mit ihr in Richtigkeit?“ fragte Pastor Stieg.

Der junge Mann schlägt die Augen nieder. „Ich habe ihr noch kein Wort gesagt, — ich wollte gern erst Ihre Einwilligung haben.“

„Nun, die haben Sie. Nun gehen Sie nur und holen sich die ihre.“

Ja, das war eine schwere Sache für ihn. Aber es mußte doch wohl besser gegangen sein, als er gefürchtet hatte, denn eine Stunde später sitzt der alte Vater neben einem glücklichen Brautpaare.

Lilli ist immer noch sehr hübsch, lebhaft und elastisch in allen ihren Bewegungen, obgleich auf der sinnenden Stirn eine ernste Ruhe wohnt und man sie wohl oft lächeln sieht, aber fast nie lachen hört. Ihre Locken haben längst der einfachen Flechte weichen müssen, aber noch immer erröthet sie bei jedem kleinen Anlaß über und über. Jetzt horcht sie auf, — es kommt ein Wagen, Alle eilen hinaus, es ist die alte, bekannte Familienkutsche aus Steinfeld. Ferdinand sitzt auf dem Bock neben dem Kutscher, leicht

springt er herab und hilft seiner Frau aus dem Wagen. Der folgt der kleine Wilhelm auf dem Fuße, dann die kleine Agnes, und eine kleine, süße, zweijährige Emma, von der Pastor Stieg behauptet, daß sie ihm das Herz gestohlen, denn sie habe genau solche Augen, wie seine selige Emma. Zuletzt hebt Ferdinand sorglich seine Mutter aus dem Wagen, er will ihr den Arm leihen, aber Wilhelm ist ihr privilegirter Führer, er hat auf sie gewartet und ergreift ihre Hand: „Großmutter, es kommen Stufen, eins, zwei, drei, vier.“

„Laß nur, sie ist hier fremd,“ sagte Ferdinand, „ich werde sie hinaufführen.“

„Großmutter, ich will Dich ganz fest anfassen,“ sagt der kleine Mensch, sie ergreift seine Hand, Alle machen Platz, mit großer Würde führt er sie in die Stube und begrüßt Niemand, ehe nicht seine Großmutter fest und sicher in der Sophaecke sitzt. Nun entsteht ein Umarmen und Küssen, ein Gratuliren, und kaum kommen sie zu Athem, da erklärt der Großvater, so wird Pastor Stieg allgemein genannt, er habe heute einen Tauschhandel gemacht, er habe seine Tochter als Miethzins für diese seine alte Stube einem fremden Menschen überlassen, und damit stellt er das Brautpaar vor. Lilli erröthet über und über an der Hand des fremden Menschen, der aber Allen gar nicht fremd zu sein scheint, denn er wird gar herzlich als ein lieber Bruder begrüßt. Als sich nun Alle wieder ein wenig erholt haben, treten Wilhelm und Agnes vor und sagen Großpapa ein schönes Geburts-

tagslieb her, Margareth hat jetzt ihr altes Talent wieder hervorgesucht, sie möchte so gern, daß auch ihre Kinder Proben im Kuhstall hielten. Die kleine Emma watschelt an der Hand der Mutter herbei und sagt mühsam, aber sehr fröhlich und von ihrer Mama reichlich unterstützt den Vers:

Lieber Sospapa, bleib 'hund,  
Webe wie Emma dick und rund!  
Emma hat Dis sehr lieb,  
Un is Dein kleiner Herzensdieb.

Ein Schluß, der vom Großpapa gründlich sanktionirt wird. Nun kommt ein kleines Paket aus Indien und Briefe von Heinrich und Marie zum Vorschein. Sie sind an Ferdinand adressirt worden, damit er sie aufheben und dem Vater am rechten Tage übergeben kann. Beide schreiben sehr glücklich, — wir müssen doch wenigstens einen Blick hinein thun, wenn uns auch der Lärm und die Aufregung nicht gestatten, die ganzen Briefe heute ordentlich zu lesen.

Heinrich schreibt:

— — „Und nun, lieber Vater, nun sende ich Dir zu Deinem Geburtstage ein Geschenk, das Dir gewiß Freude machen wird. Du weißt ja, daß die Hindu's sich hier nicht schaarenweis bekehren, wie an einigen anderen Orten, aber regnet's nicht, so tröpfelt's doch. Wir haben hier schon mehrere Familien, welche nicht nur dem Namen nach Christum angehören, sondern durch ihren ganzen Wandel

bezeugen, daß sie wirklich sein Eigenthum sind. Es wird ihnen nur so furchtbar schwer gemacht, den Herrn zu bekennen! Die Brahmanen, die Priester dieses Volks, welche von seinen reichen Opfern leben, wissen sehr wohl, daß mit dem Fall des Götzendienstes auch sie von ihrer Höhe, auf die ihre Religion sie stellt, herunter stürzen müssen. Deshalb bilden sie ein festes Bollwerk gegen das Christenthum und sind unsere Hauptgegner. Nicht wahr, lieber Vater, wenn sich nur ein Stein aus der festen Mauer des Feindes löst, dann ist schon viel gewonnen? Nun hatte ich bei meinen Predigten auf dem Bazar schon mehrere Male einen jungen Brahmanen bemerkt, der mich durch sein edles Aeußere, wie durch seine Aufmerksamkeit anzog. Ich konnte lange Zeit nicht erfahren, wer er war, denn nach der Predigt war er stets gleich verschwunden. Neulich nun klopfte er eines Abends an meine Thür und bittet mich, ihm den Jesus zu zeigen, den ich als meinen Gott an bete. Konnte ich ihn auch seinem leiblichen Auge nicht zeigen, so entwarf ich ihm doch ein Bild von unserm Heilande, und erzählte ihm, was er aus Liebe zu uns gethan, „Aus Liebe?“ wiederholte mein Zuhörer oft, „wie kann Gott lieben? In allen unsern heiligen Büchern finde ich nichts von einem Gott, der die Menschen lieb hat.“ Es war ihm dies unbegreiflich, und so ist es ja auch; wer kann es begreifen, daß Gott die Sünder lieb hat? Selig wir, die wir's wissen und glauben, ohne es zu begreifen! Mein Brahmane kam bald Abend für Abend, mit immer

wachsender Liebe unterrichtete ich ihn, mit immer steigender Hingabe hörte er zu. Der gekreuzigte Christus, der da gesagt hat: „wenn ich erhöht sein werde, will ich sie alle zu mir ziehen,“ hatte auch dies stolze Herz von seinem hohen Kreuzesbaum aus überwunden, es lag zu seinen Füßen und begehrte nun nichts mehr, als bei ihm zu sein und ihm zu dienen in Zeit und Ewigkeit. Das Weizenkorn, das in dunkler Nacht in die Erde gesenkt war, mußte nun beim hellen Sonnenschein hervorbrechen vor aller Augen. Thunder wurde öffentlich getauft und heißt nun Nikodemus. Was das für einen Aufstand unter dem Volke gab, daß ein göttlicher Brahmane sich dem Christengott zuwandte! Und wie die Brahmanen knirschten und tobten und ihn sogar nach dem Leben trachteten! Aber er geht ruhig seinen Weg fort und fürchtet sich nicht, — mir ist nicht bange um ihn! Es wird ja auch in geistlicher Weise heißen:

Was unser Gott geschaffen hat,  
Was will er auch erhalten,  
Darüber will er früh und spät  
Mit seiner Gnade walten

Am Abend vor seiner Taufe brachte er mir sein heiliges Übergewand, welches ich Dir hierbei schicke. Der Name des Gottes „Kam“ ist wohl tausend Mal darin eingewebt, nur die Brahmanen für den dies Kleid tragen, Thunder sagte mir: „ich brauche dies Gewand nicht mehr; Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmutz und

Ehrenleid.“ Aber ist's nicht wieder wunderschön, lieber Vater, und glänzt einem wie ein verlorener Groschen aus dem Paradiese entgegen: sie wollen sich in den Namen ihres Gottes hüllen, daß sie gerecht seien durch und durch. So geht ein Anklang an Gottes Offenbarung und ein Sehnen danach durch die dunkle Heidenwelt, es ist wahr, was Spener sagt: „Die Seele ist eine geborene Christin.“ — Nikodemus hilft mir jetzt treu im Amte, er ist mein Katechist und kann als solcher seinen Brüdern viel mehr nützen, als ein europäischer Missionar, der den Heiden vergleichsweise immer ein Fremder bleibt.“ —

Das Gewand wurde mit Behmuth und Freude betrachtet; es war aus dünnem, weißen, baumwollenen Zeuge gewebt, und durch das ganze Tuch zogen sich die mit rothen Fäden und hindustanischen Lettern eingewebten Worte: „Ram, Ram.“ „O, daß wir unserm Gott so treu dienten und ihn stets so vor Augen hätten, wie dieser arme Heide seinen Götzen!“ das war der stille Wunsch aller Versammelten.

Nun wurde Marie's Brief gelesen, er war herzlich und lieb, wie sie selbst und trug stets das Gepräge tiefen Friedens und eines Glückes, das ihr Niemand mehr nehmen konnte; aber man fühlte es der Schreiberin auch an, daß sie mit dem Loose, das ihr beschieden, so recht aus vollster Seele zufrieden war und sich kein anderes wünschte. Nachdem sie viel von Heinrich und von seinem rastlosen Arbeiten erzählt hatte, (denn von dem ihren sprach sie fast nie) fuhr sie fort: — „Aber denk' nur Vater, neulich

sind Heinrich und ich auf einer wunderschönen Hochzeit gewesen; wir machten zu unserer leiblichen wie geistigen Erholung eine kleine Reise, unser Ziel war diesmal die Station, wo Margareths Eltern gearbeitet haben, und der Missionar, der damals den Trauerbrief an Dich schrieb, der ist dort noch in der Arbeit und ist noch munter und rüstig. Wir wollten drei Tage dort bleiben und denke mir, am Tage nach unserer Ankunft sollte Hanna, das Pflegekind von Margareths Mutter, das deren Pflege leider nur kurze Zeit genossen hat, aber dann als ein theures Vermächtniß von ihr in andere treue Hände übergegangen ist, Hochzeit haben. War es nicht sehr freundlich von Gott, uns diese ganz unerwartete Freude zu schenken? Hanna ist ein hübsches und was mehr ist, ein liebes, frommes Mädchen geworden und der junge Mann, den sie heirathet, gefiel uns auch recht, er ist der Katechist des Missionars und der liebt und lobt ihn sehr. Die Braut sah sehr hübsch aus in ihrem heimischen Anzuge, mit dem feinen, weißen Mouffelin-Ueberwurf, der sie vom Kopf bis zu den Füßen einhüllte; ich habe ihr noch den Kranz winden und auf das schwarze Haar drücken dürfen. Recht eigen war es mir, einige Sachen zu sehen, die wir als Kinder der kleinen Hanna nähten und herschickten, und die hübschen Hemden, die unsere Mutter der nun auch heimgegangenen Naemi arbeitete. „O, was diese fleißigen Hände alles gethan haben,“ mußte ich hier im fernen Lande wieder ausrufen, „daß ich doch würde wie sie!“

Diese Briefe brachten große Freude; die Geschwister

in Indien waren Allen nahe, die Liebe füllte die weite Entfernung aus.

Der Vormittag war verflossen, man wußte nicht wie. Die drei Kinder ausgenommen, wollte Niemandem das Mittagbrod schmecken, man hatte heute zuviel erlebt und erfahren, um noch der irdischen Speise zu bedürfen. Margareth versicherte lachend, sie würde Freude und Ueberraschungen als sehr nahrhafte und dabei billige Gerichte mit auf den Küchenzettel schreiben und von jetzt an jeden Festtag zu einem Fasttag machen.

Nach Tisch bedurfte der Großvater der Ruhe, das Brautpaar schute sich nach einer stillen Stunde, die Reisenden waren früh aufgestanden und davon wie von all der Aufregung ermüdet. — Die Weinlaube umschloß sie am Nachmittag wieder zu traulichem Beisammensein. Blühten denn nur die Bäume heute viel schöner, sangen die Vögel viel lieblicher, schien die Sonne heute viel freundlicher als sonst? „Gewiß,“ sagte Lilli, „es muß ja alles Vaters Geburtstag feiern helfen.“

„Und Lilli's Verlobung,“ fiel Pastor Stieg ein.

Ja, es war ein froher, ein seliger Tag, wie uns auf unserer irdischen Wallfahrt nur wenige beschieden sind, die Erde würde uns sonst zu lieb werden. Pastor Stieg war glücklicher heute, als seit langer Zeit. Der Gedanke, sein altes, trautes Haus zu verlassen, war ihm doch schwerer geworden, als man es ihm angemerkt; er sah das liebe Haus heute mit so fröhlichen Augen an, als wolle er sagen: „wir bleiben bei einander, bis der Tod uns scheidet.“



Und welch' ein lieber Gedanke war es, daß sein Sterbebett nun stehen würde, wo das seines treuen Weibes gestanden, daß er den alten Kirchturm, den er seit vierzig Jahren täglich vor Augen gehabt, nun auch in seinen letzten Tagen noch sehen sollte! Ja, es war ein köstlicher siebenzigster Geburtstag!

Am Abend waren Alle in des Vaters Stube versammelt. Was hatten sie heute alles erlebt! Pastor Stieg aber sah weiter zurück als auf den heutigen Morgen, sein ganzes Leben lag vor seinen Blicken, sein Mund ging über von Lob und Dank Gottes für all die Freuden, für all die Leiden, die er ihn in diesen siebenzig Jahren hatte erleben lassen. Er sah im Kreise seiner Kinder umher, und siehe, sie wandelten alle auf Gottes Wegen. „Die Du mir gegeben hast, die habe ich bewahret und ist keines von ihnen verloren, ja Du hast mir heute noch einen Sohn geschenkt, der auch Dein Antlitz suchet und auf Deinen Wegen wandelt; o Herr, ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an Deinem Knechte gethan hast!“ —

Und das Bild der Mutter sah so friedvoll aus seinem Blütenrahmen, ihr freundliches Auge blickte so freundlich auf ihren Mann und ihre Kinder, die Hand war wie segnend erhoben, und der Mund schien sprechen zu wollen:

„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.“

In der Stube war es dunkel geworden, da stimmte  
Ferdinand an und Alle fielen ein:

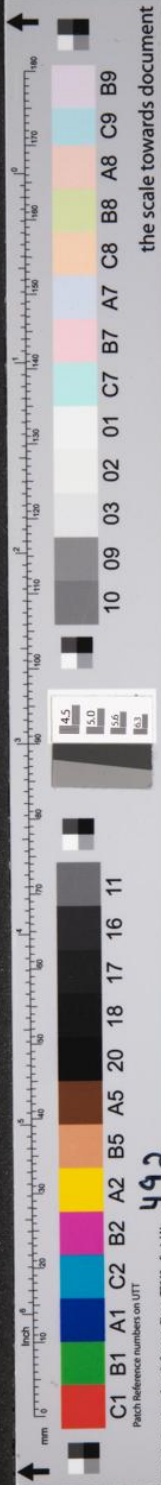
Lobe den Herrn, der alles so herrlich regieret,  
Der Dich auf Adlers Fittigen sicher geführet,  
Der Dich erhält, wie es Dir selber gefällt;  
Hast Du's nicht oft schon verspüret?

Lobe den Herrn, was in mir ist, lobe den Namen!  
Alles was Obem hat, lobe mit Abraham's Samen.  
Er ist Dein Licht, Seele! vergiß es ja nicht!  
Lobende schliesse mit Amen.









the scale towards document

war es, daß sein Sterbebette  
seines treuen Weibes gestanden,  
den er seit vierzig Jahren  
auch in seinen letzten Tagen  
war ein köstlicher siebzigster

des Vaters Stube versammelt.  
erlebt! Pastor Stieg aber  
den heutigen Morgen, sein  
Blick, sein Mund ging  
Gottes für all die Freuden,  
ihn in diesen siebzig Jahren  
im Kreise seiner Kinder umher,  
auf Gottes Wegen. „Die  
ich bewahret und ist keines  
hast mir heute noch einen  
Dein Antlitz suchet und auf  
herr, ich bin nicht werth aller  
die Du an Deinem Knechte

er sah so friedvoll aus seinem  
seines Auge blickte so freundlich  
Kinder, die Hand war wie  
Mund schien sprechen zu

Seele, und was in mir ist,  
den Herrn, meine Seele und  
es gethan hat.“

MBL 002936

